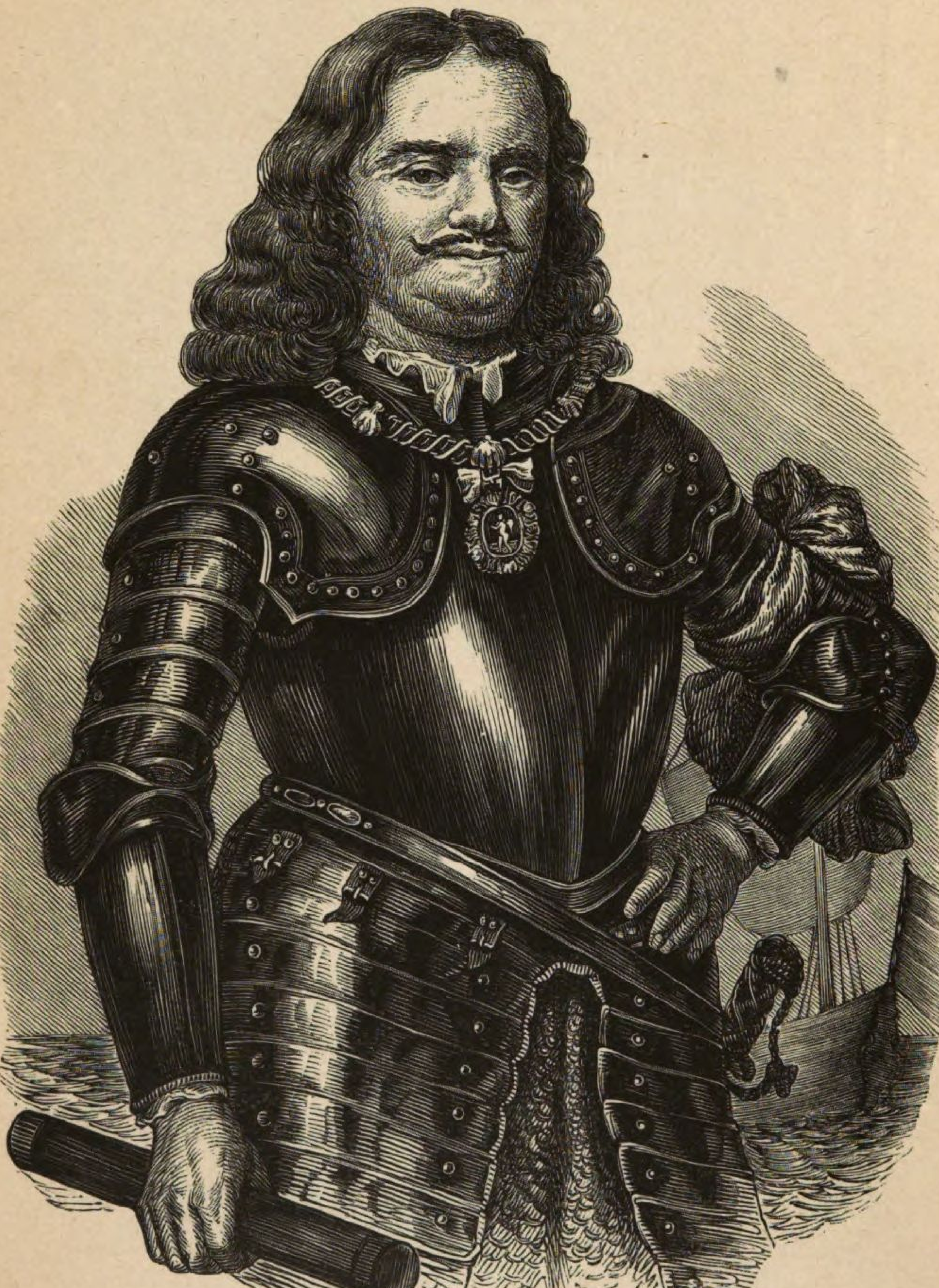
Klopp, Onno,

Leben und Thaten des Admirals de Ruiter

Hannover 1852

Admiral de Ruiter.



Leben und Thaten

des

Admirals de Ruiter.

Erzählt
von
Dr. O. Klopp.

Hannover.

Verlag von Carl Rümpler.

1852.

Druck der Kißling'schen Buchdruckerei in Osnabrück.

Vorwort.

Ein Buch muß seine Rechtfertigung in sich selber tragen, und, wenn es dies nicht vermag, so wird sie auch nicht durch die Auseinandersetzungen einer Vorrede bewirkt werden können. Den äußeren Anstoß zu dieser Lebensbeschreibung gab mir beim Studium der niederländischen Geschichte das ausführliche Werk von G. Brandt: **het leven en bedryf van den heere de Ruiter. Amsterdam 1687. Fol.** Schon 1688 ins Deutsche übersetzt, ist es dadurch für den jetzigen Deutschen kaum lesbarer geworden, als das Original selbst. Es ist für meine Darstellung, namentlich für die Charakteristik de Ruiters im 23. Kapitel, die Hauptquelle gewesen. Wo mir zum Zwecke des Buches selbst, und nicht der sogenannten wissenschaftlichen Vollständigkeit halber, die Angabe anderer Quellen, besonders nicht niederländischer Schriftsteller, geeignet erschien, habe ich sie in die Darstellung selber zu verweben gesucht.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel.

De Ruiters Jugend und Seefahrten bis zum zweiten Eintritt in den Staatsdienst.

Vor etwa zweihundert und fünfzig Jahren lebte zu Vlissingen an der Wester=Schelde ein Bierträger Adriaan Michielszoon, arm an Geld und reich an Kindern. Sein Vater Michiel Adriaanszoon hatte lange Zeit im Kriege gedient, aber des wilden Lebens müde sich auf einen kleinen Hof bei Bergen op Zoom zurückgezogen, um mit seiner Frau und seinem kleinen Sohne ein friedlich stilles Leben zu führen. Doch das war ihm nicht beschieden. Streifende Soldaten kamen an sein Haus, um zu plündern, und nahmen ihm sein einziges Besitzthum, seine beiden Pferde, weg. Michiel war klug und thätig, er wußte zu erkundschaften, wohin die Pferde gebracht waren, und holte sie wieder. Aber die Soldaten geriethen darüber in grimmigen Zorn, sie kamen abermals an sein Haus, und, als sie die vorsichtig weggebrachten Pferde da nicht fanden, warfen sie in ihrer Wuth Feuer in dasselbe. Es war Nacht und schon stand das Dach in vollen Flammen, als die kaum noch herausgeflohene Mutter ihres Kindes gedachte, das in seiner Wiege oben schlief. Sie achtete der Flammen nicht, welche sie versengten: um ihres Kindes willen flog sie die Treppe hinauf, riß den Knaben aus der Wiege und warf ihn von oben hinab auf die wollene Decke, welche der Vater und das Dienstmädchen unten zwischen sich hielten. Dann sprang

sie auch selber aus dem Fenster nieder und blieb unversehrt. Aber alle ihre Habe war dahin, arm und bloß wanderten sie nach Vlissingen, wo Adriaan Michiels kümmerlich sich sein Brot verdiente und wo sein Sohn Michiel Adriaans aufwuchs zu gleichem Geschäfte. Doch also will es oftmals das unerforschliche Geschick; denn dieses bestimmte den jungen Michiel Adriaan Vater des ersten Seehelden der Niederlande zu werden und das Unglück der Familie war der Segen ihres Vaterlandes.

Adriaan Michielszoon wurden zwölf Kinder beschert und das vierte derselben nannte er Michiel Adrianszoon. Die Mutter war die Tochter eines schlichten Reitersmannes gewesen, darum nahm Michiel Adriaanszoon den Beinamen de Ruiter an und unter diesem Namen kennt ihn sein dankbares Vaterland und die Weltgeschichte. Am 24. März des Jahres 1607 erblickte Michiel das Licht der Welt zu Vlissingen auf der Insel Walcheren in Seeland, einer Stadt, aus welcher schon damals viele Seehelden hervorgegangen waren. Das war nicht zu verwundern; denn in den prächtigen Hafen Vlissingens, den Kaiser Karl V. den Schlüssel der See zu nennen pflegte, liefen täglich zahlreiche Schiffe aus allen Gegenden der Erde ein und von ihm wieder aus und die Gedanken der aufwachsenden Jugend dieser Stadt beschäftigten sich fast immer nur mit Schiffen und Allem was dahin gehört. Dazu lebte damals in der niederländischen Jugend ein kriegerischer Sinn; denn noch immer war der sechzigjährige Kampf nicht geendet, durch welchen diese kleine Republik ihre Freiheit von dem mächtigen Spanien erstritt und Jahr auf Jahr kamen neue Berichte von den Großthaten der Niederländer auf den Meeren aller Himmelsstriche der Erde. In einer solchen Umgebung wuchs Michiel Adriaan de Ruiter heran und zeigte schon früh seine Kühnheit durch seltsame Beweise.

Als er zehn Jahre alt war, ward eines Tages an der Spitze eines hohen Kirchthurms seiner Vaterstadt etwas ausgebessert. Michiel stieg mit den Arbeitern hinan bis auf das

Gerüst, welches diese oben an der Spitze etwas unter dem dicken Knauf befestigt hatten. Von ihnen unbemerkt klomm er höher, und betrachtete sich von dem Knaufe des Thurmes aus das umliegende Land und die weite Mündung der Schelde. Aber die Arbeiter hatten bald ihr Werk vollendet und nahmen die Leiter mit sich, ohne auch da den oben sitzenden Knaben zu bemerken. Erst von unten aus ward man seiner gewahr und es sammelten sich bald einige Menschen in der Erwartung, daß der Knabe herunterfallen und zu Stücken zerschellen würde. Aber so dachte Michiel nicht; denn er hatte früh seine gewandten Glieder zu gebrauchen gelernt: mit den eisenbeschlagenen Absätzen seiner Schuhe schlug er die Schieferplatten entzwei, um einen Stützpunkt zu haben, und wußte dann seine Hände und Füße so geschickt zu setzen, daß er in wenigen Sekunden unversehrt auf das Gerüst herniederkam.

Durch diese That erregte Michiel Aufsehen unter seinen Jugendgenossen, und in ihren Spielen, wo bei dem kriegerischen Sinn jener Tage die Knaben häufige Kämpfe untereinander lieferten, erkoren sie am liebsten ihn zu ihrem Anführer; denn seine Partei trug immer den Sieg davon. In der Schule dagegen wußten die Lehrer nicht viel zu seinem Ruhme zu sagen; es war ihm unbehaglich zwischen den engen, dumpfen Wänden; aber wo immer ein jugendlicher Streich auszuführen war, da stand Michiel an der Spitze, und zuletzt mußte man ihn gar aus der Schule verweisen. Seine Eltern drückte die Last der Sorge um ihre Kinder und darum gaben sie ihren Michiel als eilfjährigen Knaben auf die Seilerbahn der Herren Lampsen zu Vlissingen, bei denen Michiel täglich einen holländischen Stüber verdiente. Aber auch das behagte dem Knaben nicht, sehnsüchtig schaute er nach den hohen Masten mit ihren flatternden Wimpeln und den schwellenden Segeln; denn da nur meinte er seine rechte Heimat zu finden. Auf der Seilerbahn war man mit ihm nicht zufrieden, es war nahe daran, daß man ihn fortschicken wollte: darum entschlossen sich die Eltern den dringenden Bitten

ihres Kindes zu willfahren und den eilfjährigen Knaben als Hochbootsmannsjungen aufs Schiff zu geben. Sobald Michiel die Planken des Schiffs betrat, schien eine Veränderung seines ganzen Wesens mit ihm vorzugehen: alle muthwilligen und losen Streiche hörten auf, er ward still, ernst und gehorsam und Alle hatten ihre Freude an ihm. Wenn er in späteren Jahren von seiner Jugend erzählte, so pflegte er zu sagen: „Was sollte man mit mir anfangen? Ich taugte zu Nichts als zum Seefahren.“

Auf diesem Schiffe war auch ein Neger, welcher früher als Sklav verkauft, dann nach Vlissingen gekommen und dort nach Annahme der Taufe frei geworden war. Er hieß Jan Kompany und an ihn schloß sich der junge Michiel als seinen Gefährten an und lebte mit ihm in Freundschaft. Bald trennte sie das Geschick, und führte sie dann in späteren Jahren wieder zusammen, wie wir im Verlauf unserer Geschichte sehen werden. In seinem fünfzehnten Jahre ward Michiel Matrose, diente aber dann aus Gründen, die wir nicht kennen, einige Zeit zu Lande als Constabler oder Büchsenschütz. So zog er mit in das Clevische Land, wo Prinz Moritz von Oranien dem spanischen Feldherrn Spinola das Gleichgewicht zu halten suchte. Als dieser vor Bergen op Zoom rückte, um es zu belagern, schickte Moritz zu Wasser und zu Lande viele Constabler dahin, an denen es dort gebrach, unter ihnen auch Michiel de Ruiter, der trotz seiner Jugend schon den Sold eines vollen Mannes erhielt. Hier kaufte er ein Pferd, um als Reiter zu dienen, und holte sich bei verschiedenen Ausfällen reiche Beute von den Spaniern.

Doch seine Sehnsucht drängte ihn wieder zur See und noch im selben Jahre gelang es ihm wieder auf ein Schiff zu kommen. Nicht lange nachher gerieth dies Schiff mit einem spanischen ins Gefecht, es enterte und der junge de Ruiter war einer der ersten Matrosen, die hinüber sprangen auf das feindliche Verdeck. Aber in diesem Anlauf erhielt er einen Stoß mit einer Pike in den Kopf, es war die erste und ein-

zige Wunde, die de Ruiter in allen Gefahren seines Lebens bekam, bis ihn später die Todeskugel traf. Er genas bald von dieser ersten und diente als Matrose weiter. Der Krieg mit Spanien währte fort und nicht lange darauf gerieth das Schiff, auf welchem er fuhr, zum zweiten Male mit einem Spanier ins Gefecht. Dies Mal ward das niederländische Schiff genommen und de Ruiter kam mit vielen Anderen als Gefangener ans Land. Dort aber wußte er mit noch zweien anderen Matrosen zu entspringen: zu Fuß und aller Hülfe entblößt durchwanderten diese drei bettelnd Spanien und Frankreich, bis sie nach vielen Mühseligkeiten wieder heim gelangten in ihr Vaterland. An solchem Elend, das er selber früh erduldete, lernte Michiel de Ruiter Mitleid zu haben mit anderen Unglücklichen und Bedrängten.

Die Herren Lampsen in Vlissingen, die zu den ersten Kaufleuten der Stadt gehörten und von denen der eine mehrmals Bürgermeister war, hatten Gefallen gefunden an dem jungen Seemanne und gaben ihm gern wieder eine Stelle auf einem ihrer Schiffe. Während der Fahrten, die de Ruiter auf demselben machte, befliß er sich mit unablässigem Eifer der Steuermannskunst: er lernte sowohl die Länge, als die Breite aufzunehmen und beobachtete genau die Abweichungen der Magnetnadel. Im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters verheirathete er sich mit Maria Velters; aber seine Frau starb mit einer kleinen Tochter noch nicht ein Jahr nachher. Um seinen Schmerz zu vergessen, warf sich Michiel de Ruiter mit noch größerem Eifer auf seinen Beruf. Fünf und zwanzig Jahre alt war er Steuermann auf einem Grönlandsfahrer. Wie er in diesem Jahre nach dem hohen Norden fuhr, so im anderen nach dem hohen Süden. An der Magelhaensstraße trieb ein heftiger Sturm die anderen Schiffe von ihm hinweg, nur dem Schiffe de Ruiters gelang es in eine kleine Bai einzulaufen. Aber der Wind schlug um und wehte nun so heftig vom Lande her, daß die Ankertaue zerrissen und das Schiff wieder in die hohe See geschleudert

ward, die voll Eisberge trieb. Die Mannschaft machte das Focksegel klar und suchte so zwischen dem Eis sich hindurchzuwinden; aber so klein sie es auch einreffen mochten, der Sturm zerriß es zweimal und sie waren in höchster Gefahr an den treibenden Eismassen zu zerschellen. Endlich gelang es ihnen unter einen hohen Felsenvorsprung zu kommen, wo sie bei sechs bis sieben Faden Tiefe Schutz fanden vor dem heftigen Winde und Gott dankten für die Errettung aus so großer Noth.

Im folgenden Jahre 1636 führte de Ruiter seine zweite Frau heim, Kornelia Engels von Vlissingen, mit welcher er vierzehn Jahre lang in glücklicher Ehe lebte und verschiedene Kinder hatte. Aber seine Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit in der Gefahr hatten ihm schon einen Namen erworben und dieser ließ ihn nicht lange daheim. Die Kaufleute von Vlissingen rüsteten einen Kreuzer aus gegen die Dünkircher Kaper, die damals die Meere unsicher machten, und vertrauten de Ruiter das Commando. Mit ihm fuhr noch ein anderer Kreuzer; aber als beide ein paar Schiffe erbeutet hatten, entstand unter der Mannschaft Streit über die Theilung der Beute und die Meuterei nahm so überhand, daß de Ruiter heimfahren mußte. Er zog das Leben auf einem Kauffahrer vor und übernahm gern die Führung eines Schiffes der Herren Lampsen nach Fernambuk. Nach glücklicher Vollendung dieser Reise segelte er noch verschiedene Male für dieselben nach den westindischen Inseln. Während dieser Fahrten war er unablässig bemüht sich Alles zu merken, was zum Aufnehmen der Küsten dienen konnte, und berichtigte verschiedene Irrthümer auf seinen Seekarten. So fand er z. B., daß die karaibischen Inseln viel weiter ostwärts lagen, als gemeiniglich damals angegeben wurde.

Im Jahre 1640 trat er zum ersten Male in die Dienste des Staats. Damals hatte Portugal sich von Spanien wieder frei gemacht und in dem Herzog Johann von Braganza einen König angenommen; aber seiner eigenen Macht gegen

die Spanier nicht sicher, ersuchte dieser die Niederlande um Beistand gegen ihren Erbfeind. Dazu waren diese bald geneigt. Sie rüsteten eine Flotte von fünfzehn schweren Kriegsschiffen und fünf Fregatten aus, mit der Forderung, daß die Portugiesen dasselbe thun sollten, und schickten sie nach Portugal. De Ruiter erhielt das Commando eines dieser Schiffe, das der Hase hieß, und ward außerdem zum Contreadmiral (Schout by nacht) der ganzen Flotte ernannt. Am 28. Juli 1641 gingen die niederländischen Schiffe unter Segel und fuhren längs der spanischen und portugiesischen Küste hin, um die portugiesische Flotte aufzusuchen und sich mit ihr zu verbinden. Doch fanden sie sie nicht bis zum Cap St. Vincent. Hier bekamen sie Nachricht, daß die spanische Flotte in der Bai von Kadiz läge. De Ruiter erhielt Befehl, mit sechs leichten Schiffen nach Kadiz vorauszusegeln, um die spanische Flotte in der Bai zu besichtigen. Der Admiral lieh ihm seine leichte Schaluppe und mit dieser fuhr de Ruiter furchtlos an den Klippen, Purkos genannt, am Eingange der Bai hin und in dieselbe hinein. Er fand sieben und zwanzig spanische Schiffe; aber sei es, daß man ihn nicht bemerkte, oder ihn für einen Spanier hielt, es ward kein Schuß auf ihn gefeuert und ungefährdet brachte de Ruiter dem Admiral die Nachricht zurück. Diese Macht war zu stark für die Niederländer und deshalb mußte man die portugiesische Flotte erwarten, welche noch weiter ostwärts am Anfange des Mittelmeeres verweilte; aber trotzdem, daß die niederländischen Schiffe sich auf zwölf Meilen weit ausbreiteten, sahen die Portugiesen sie doch nicht, sie segelten an ihnen vorbei und wegen einer Krankheit ihres Admirals nach Lissabon zurück. Der König Johann befahl ihnen sogleich wieder auszulaufen und sich beim Cap St. Vincent mit der niederländischen Flotte zu vereinen. Zur selben Zeit gab er dieser davon Nachricht; aber als die Niederländer dahin kamen, sahen sie nicht die portugiesische, sondern die inzwischen ausgelaufene spanische Flotte.

Am 3. November 1641 des Morgens um acht Uhr begann das Gefecht. Aber nur wenige niederländische Kapitäne thaten ihre Pflicht, unter ihnen vor Allen de Ruiter. Gleich beim Anfange des Kampfes erhielt sein Schiff sechs Schüsse unter Wasser und nur mit Mühe vermochte er es zu krengen, um die Löcher einstweilen zu stopfen. Dann begab er sich wieder ins Gefecht und segelte quer durch die spanische Flotte; aber neue Schüsse trafen ihn und das Wasser drang so heftig ein, daß es schon seine Patronenkiste umspülte. Er rief ein anderes holländisches Schiff an, daß es seinen Vorsatz ausführen und dem bedrängten Kapitäne van Lemme zu Hülfe kommen sollte; aber sein Vorschlag fand nicht Gehör und, da de Ruiter sich selber helfen und van Lemme seinem Schicksal überlassen mußte, sank dieser wenige Minuten nachher. Es gelang de Ruiter nur zehn Matrosen von der Mannschaft zu retten. An anderen Stellen war das Gefecht günstiger und zuletzt setzten die Spanier die Segel auf und entflohen. Der Admiral hißte die weiße Flagge auf und auf dieses Zeichen versammelten sich die Kapitäne bei ihm zum Kriegsrath. Es ward beschlossen zur Ausbesserung der sehr beschädigten Schiffe, von denen nur zwei gesunken waren, nach Lissabon zurückzukehren; aber während sie noch beriethen, ward de Ruiter hinausgerufen, weil sein Schiff im Begriff wäre zu sinken. Er ließ sich schnell an Bord desselben bringen und durch seine Anordnung war bald das größte Loch gestopft. Mit großer Mühe gelang es ihm endlich in den Tajostrom zu entkommen, und als man hier das Schiff zur Ausbesserung aufs Trockene brachte, ergab es sich, daß es einen Schuß unmittelbar oberhalb der Pulverkammer empfangen hatte und daß der größte Leck zwei und einen halben Fuß lang und einen und einen halben Fuß breit war. Es war fast wie ein Wunder anzusehen, daß man dieses Loch hatte stopfen können; denn wenn dies nicht geschehen wäre, hätten vierzig Pumpen nicht hingereicht, das Schiff flott zu erhalten.

Der portugiesische König war über die Thaten der Nie=

derländer sehr erfreut, er schickte jedem der Schiffe ein Faß Wein und einige Schafe, dazu zwanzig Ehrenmedaillen an goldenen Ketten für die Kapitäne. Einige Wochen noch verweilte die Flotte auf dem Tajostrom, um die portugiesische zu erwarten; aber sie kam nicht und da auch der Krieg noch vor dem ordentlichen Friedensschluß allmälig nachließ, kehrten die niederländischen Schiffe im Anfang des folgenden Jahres wieder heim. De Ruiter gab den Staatsdienst auf und fuhr die folgenden Jahre hindurch bis 1652 wieder als Kapitän eines Kauffahrteischiffes für die Herren Lampsen in Vlissingen.

Die einzelnen Reisen und Thaten dieser Jahre sind nicht mit Sicherheit zu ermitteln, hauptsächlich, weil de Ruiter es selber nicht wollte. Denn als er später Admiral von Holland geworden war, bat ihn einstmals ein angesehener Mann zum Zwecke seiner Lebensgeschichte um einen Bericht seiner Thaten; aber der still bescheidene Mann schlug dies Gesuch nicht bloß ab, sondern vernichtete auch selber einen Theil seiner Schiffstagebücher, so daß man später genöthigt wurde, den Bericht derselben aus seinen eigenen frühern Erzählungen und denen der Augenzeugen zusammenzusetzen. Deshalb ist der Nachwelt zwar Manches erhalten, aber es ist sehr schwer die Reihenfolge festzustellen.

Als er einstmals mit einem kleinen, aber bewaffneten Kauffahrer nach Westindien fuhr, sah er von fern ein großes spanisches Schiff auftauchen, dem er zu entgehen suchte. Aber der Spanier kam näher und begrüßte ihn mit einer vollen Lage, um ihn in den Grund zu schießen. Da setzte de Ruiter sich muthig zur Gegenwehr und es gelang ihm vielmehr den Spanier so zu treffen, daß das Wasser stromweis durch die Löcher einstürzte und das große Schiff sank. De Ruiter ließ sogleich seine Böte aussetzen und rettete einen großen Theil des schwimmenden Schiffsvolks mit dem Kapitäne. Als dieser, ein großer, stolzer Mann, auf das holländische Schiff gebracht wurde, wandte sich de Ruiter an ihn mit der Frage: „Würdet ihr mir und meinem Volke auch Barmherzigkeit erzeigt haben,

wenn es euch gelungen wäre mein Schiff in den Grund zu schießen?" Der Spanier antwortete: „Meine Absicht war, euch alle zusammen ertrinken zu lassen." Da erwachte de Ruiters Zorn und er gebot sofort die Spanier alle wieder über Bord zu werfen. Als der hochmüthige Mann aus den Vorbereitungen erkannte, daß es Ernst war mit solchen Worten, warfen er und seine Gefährten sich auf die Knie nieder und flehten um ihr Leben. De Ruiter sah es und verzieh ihnen.

Ein anderes Mal fuhr de Ruiter mit dem Schiffe „der Salamander" nach Salé in der Berberei, wo damals einer der Häfen der gefürchtetsten Seeräuber des Mittelmeeres war. Eines Abends erblickte er dort fünf algierische Raubschiffe, welche auf ihn zueilten und nur durch die einbrechende Nacht an ihrem Vorhaben gehindert wurden. Mit dem ersten Morgengrauen machte sich de Ruiter auf, aber nicht zur Flucht, sondern er segelte im geraden Laufe auf den Befehlshaber der algierischen Schiffe zu, und ehe dieser es sich versah, hatte er von dem Niederländer eine glatte Lage empfangen. Über solche Kühnheit erschrak der Seeräuber; aber indem er sein Schiff zu wenden befahl, gerieth sein Bugspriet in das Tauwerk eines der anderen Schiffe, daß beide sich nicht sogleich losmachen konnten. Unverzagt segelte dann de Ruiter auf den zweiten Befehlshaber der Mauren und gab auch diesem eine volle Lage. Er wich zurück und auch die beiden noch übrigen Algierer zeigten keine Lust gegen die Niederländer heranzukommen, so daß der Salamander unversehrt die Rhede von Salé erreichte. Von der Stadt aus hatte man das ganze Gefecht überschauen können und sich über die Kühnheit der Niederländer nicht wenig verwundert. Als de Ruiter sich ans Land begab, empfing er die unverstelltesten Zeichen der Achtung aller Mauren und der Befehlshaber in Salé ließ ihn bitten zu Pferde in die Stadt einzureiten. Dieß geschah und die Kapitäne der Raubschiffe musten unter vielen Schmähreden der Einwohner über sie ihm zu Fuße folgen.

Ein wunderbares Glück oder Gottes gnädiger Beistand, wie man es nennen mag, segnete fast alle Plane und Anschläge des wackeren Kapitäns. Einstmals segelte er mit vielen anderen Schiffen zusammen, alle unbewehrt, von Frankreich nach Holland. Unterwegs lauerten ihnen bei Abend Dünkircher Kaper auf und alle niederländischen Schiffe bemühten sich mit Beisetzung aller Segel den gefürchteten Feinden zu entkommen. Doch nicht also that de Ruiter: er beließ das Schiff unter kleinem Segel und befahl Feuer und Laternen anzuzünden, als führte er ein Kriegsschiff, um so die Dünkircher irre zu leiten. Die List gelang vollkommen, mehre seiner Gefährten fielen in die Hände der Feinde; aber kein Dünkircher wagte es sich seinem Schiffe zu nahen.

Ein anderes Mal fuhr er von Irland zurück mit einem Schiffe, das nur mit acht bis zehn Geschützen bewehrt war. Im Kanale schwärmten eine große Anzahl Dünkircher Kaper umher und aus Besorgniß vor ihnen lief de Ruiter bei der Insel Wight in einen englischen Hafen ein. Aber der Winter rückte heran und er mußte heimkehren. Als keins von den anderen niederländischen Schiffen dort es wagen wollte mit ihm zu fahren, kam de Ruiter auf einen sonderbaren Einfall. Er ließ sein Schiff rundum von außen mit verdorbener irischer Butter beschmieren und dasselbe geschah auf dem Verdeck; dann lichtete er bei günstigem Winde die Anker. Bald kam ein Dünkircher heran und versuchte zu entern; aber das ganze Schiff war glatt wie Eis, die überspringenden Dünkircher konnten weder gehn noch stehn und stürzten übereinander hin. De Ruiters Seeleute dagegen hatten sich vorgesehen und konnten so die Feinde abwehren, bis der Dünkircher zuletzt vom Kampfe abließ und davon eilte. Ohne weiteres Hinderniß setzte der Niederländer seine Reise nach Vlissingen fort und die Kaufleute freuten sich sehr über den sinnreichen Einfall, der ihnen Schiff und Ladung gerettet hatte.

Zu einer anderen Zeit fuhr de Ruiter mit einem für seine Größe sehr hoch aufgetakelten Schiffe einher, das in

Wahrheit nur siebzehn Mann Besatzung und einige kleine Stücke Geschütz hatte. Er erblickte einen Dünkircher, der eine schöne Prise mit sich schleppte. Sogleich setzte de Ruiter alle Segel bei, um dem Kaper nachzujagen, und dieser, der ihn in seiner Angst für ein Kriegsschiff ansah, ließ die Prise fahren und legte sich auf die Flucht. Als de Ruiter die Prise nahm, erfuhr er von den Leuten derselben, daß der Dünkircher mehr als zwanzig Kanonen mit hundert und zwanzig Mann Besatzung habe. Weil er deshalb fürchtete, daß der Dünkircher wieder umkehren möchte, wenn er ihn nicht verfolge, ließ er mehre seiner Segel fallen, als ob sie Schaden gelitten hätten und als ob er aus diesem Grunde die Verfolgung aufgeben müsse. Dadurch kam der Dünkircher weiter von ihm ab und kehrte nicht wieder um. Aber es war ein schwieriges Unternehmen die Prise mitzuschleppen; denn schon am anderen Tage tauchten drei andere Dünkircher auf und machten Jagd auf ihn. Gleichzeitig aber kam ein seeländisches Kriegsschiff in Sicht, es segelte heran und auf de Ruiters Versprechen ihm die Hälfte der Beute abzulassen, nahm es sie beide mit nach Vlissingen.

Auf einer anderen Rückreise von Salé in der Berberei sah er sich auf einmal in der Nähe einiger französischen Schiffe, die unter allerlei Vorwänden damals fast Alles wegnahmen, was sie fanden. In dieser Verlegenheit, da er mit seiner Macht ihnen nicht die Spitze bieten konnte, versuchte er es mit seiner Zunge zu thun und ließ sich unverzagt an Bord eines der französischen Schiffe bringen. Der Name des Kapitäns war ihm als der eines Seeräubers bekannt; dennoch forderte de Ruiter freie Fahrt für sein Schiff. Aber der Franzose erwiederte ihm, daß sein Schiff verfallen sei, weil es von einem Lande komme, mit welchem der König von Frankreich Krieg führe. De Ruiter entgegnete, daß er dahin gefahren sei mit der Erlaubniß und einem Passe seiner Obrigkeit, der General-Staaten der Niederlande, die mit der Krone von Frankreich in Freundschaft und Bündniß stünden. Aber

der Franzose lachte zu solchen Reden und beharrte dabei, daß das niederländische Schiff gute Prise sei; endlich fragte er de Ruiter, ob er keinen Durst habe. De Ruiter war bereit Etwas zu genießen. Als der Andere ihn fragte, was er begehre, Wasser oder Wein, antwortete der unerschrockene Mann: „Dem Gefangenen geziemt Wasser, dem freien Manne Wein: bin ich ein Gefangener, so gib mir Wasser, bin ich ein freier Mann, so gib mir Wein." Der Franzose blickte ihn erstaunt an, dann ließ er Wein holen und ihm zutrinkend wünschte er ihm Glück zur Weiterreise. In späteren Jahren ward dieser Kapitän noch de Ruiters Gefangener, wie wir im Verlauf unserer Geschichte sehen werden.

De Ruiter machte häufige Fahrten nach der Berberei in Nordafrika und bot dort nach der Sitte jener Zeit selber seine Waaren zum Verkauf aus. Einstmals verweilte er zu diesem Zwecke in einer Stadt, von der man meint, es sei Salé, damals der berühmteste Hafen dort, selber gewesen. Unter anderen hatte er ein Stück englischen kastanienbraunen Tuches, an welchem der türkische Befehlshaber der Stadt großes Gefallen fand. Er erkundigte sich nach dem Preise, bot aber dann eine viel geringere Summe. De Ruiter antwortete, daß er es nicht dafür geben könne, und der Andere sagte, daß es ihm nicht mehr werth sei. „Nun gut," entgegnete de Ruiter, „so bleibt es mein." Aber jener sprach: „Nicht also, ich will es haben und nicht einen Pfennig mehr geben." De Ruiter erwiederte: „Ich habe nicht das Recht das Eigenthum meiner Auftraggeber unter dem Werthe zu verschleudern." Die Hin- und Widerreden wurden immer heftiger und bitterer; endlich sprach de Ruiter: „Ich darf es nicht für einen so geringen Preis verkaufen; aber ich bin bereit es dir zu schenken." Darüber spottete der Türke mit den Worten: „Wie ist das? Du hast nicht die Macht das Tuch für einen geringeren Preis zu verkaufen, und hast doch die Macht es ganz umsonst zu geben?" Ruhig entgegnete de Ruiter: „Wenn ich es unter dem Werthe losschlage, so verderbe ich den Markt; aber

es steht mir frei im Falle der Noth und zur Vermeidung ärgerer Übel es wegzuschenken." Jener ergrimmte darüber, er wollte es nicht geschenkt haben, sondern zu dem Preise, den er selber setzte, und fing endlich an zu drohen. „Weißt du nicht," sprach er, „daß es in meiner Macht steht, dir dein Schiff mit der ganzen Ladung wegzunehmen?" „Ich weiß es," antwortete de Ruiter, „aber dann wird auch alle Welt erfahren, wie wenig Treu und Glauben bei dir zu finden ist. Wenn ich jedoch ein Gefangener sein soll, so bestimme mein Lösegeld, und ich werde Sorge tragen, daß du es ausgezahlt erhältst." Der Türke ward immer zorniger und verdoppelte seine Drohungen, bis de Ruiter endlich sprach: „Wenn ich in meinem Schiffe wäre, so solltest du deine Drohungen wohl bleiben lassen." Der Türke knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen, dann lief er fort in ein anderes Zimmer und sprach: „Ist es nicht ein Jammer, daß solch ein Mann ein Christ sein muß?"

De Ruiter erzählte unterdessen dem herzugetretenen Bruder des Befehlshabers und anderen Vornehmen des Orts das Geschehene und die Unbill, die er hier erleiden sollte, da er ja selbst nicht wüßte, ob er frei oder gefangen sei, ob er hier sterben oder leben solle. Nach einer Stunde kam der Türke wieder, jedoch ruhiger als zuvor, und fragte nochmals: „Soll ich das Tuch zu dem von mir gebotenen Preise haben oder nicht?" Gelassen erwiederte de Ruiter: „Du sollst es nicht; aber wie ich dir schon einmal gesagt habe, ich bin bereit es dir zu schenken." Da wandte sich jener um zu den Seinen, die ihm gefolgt waren, und sprach: „Seht hier ihr Alle, wie treu dieser Christ denen ist, die ihn ausgesandt haben! Möchtet ihr doch Alle in ähnlichen Verhältnissen mir auch solche Treue beweisen!" Dann trat er zu de Ruiter heran, entblößte seine eigene Brust und die des Niederländers, legte seine Hand auf die Brust de Ruiters und dessen Hand auf seine Brust und schwur ihm seinen Schutz und seine Freundschaft. Er befahl den Mauren, de Ruiter und seine Leute

mit aller nur erdenklichen Zuvorkommenheit zu behandeln, und das Ansehen desselben stieg bei den Einwohnern der Stadt noch immer mehr, so daß sie fortan die europäischen Waaren, deren sie bedurften, nur von ihm kaufen wollten, und wenn auch andere Schiffe in ihren Hafen kamen, doch erst die Ankunft de Ruiters abwarteten. Er durfte es selbst ohne alle Gefahr wagen, Reisen tief ins maurische Land hinein zu unternehmen, und benutzte die günstige Gelegenheit oftmals Christensklaven loszukaufen, zu welchem Zwecke er von den Niederlanden aus immer mit Geld versehen ward. Denn damals waren die Meere in dieser Hinsicht nicht sicher wie jetzt und manche Schiffer aus allen Ländern Europas schmachteten in der Sklaverei der Seeräuber auf der Nordküste Afrikas.

Auf einer dieser Reisen durch Marokko überraschte ihn ein Wolkenbruch und auf dem Halse seines Pferdes mußte er mit höchster Lebensgefahr einen Strom durchschwimmen. Die Stadt Messa in diesem Lande war zum großen Theile hinweggerissen und, um über den kleinen Fluß bei derselben zu kommen, mußten sich die Niederländer auf einem Floße von spanischem Rohr hinüber setzen lassen, während die hintenan befestigten Pferde hindurch schwammen. Aber auch in solchen Nöthen und Gefahren folgte de Ruiter immer das Glück. Einst hatte er an der afrikanischen Küste unweit Salé sein Schiff verloren, nur die Mannschaft hatte sich gerettet. De Ruiter fand ein altes Wrack und bemühte sich nun mit Hülfe seiner schiffbaukundigen Mannschaft dasselbe wieder auszubessern und aufzubauen, so daß es für die Reise nach der Heimat seefähig ward. Die Mauren hatten unterdessen die gestrandeten Güter geborgen und brachten sie ihm freiwillig an das Schiff, so daß de Ruiter ausrief: „Wahrlich, solche Treue und Bereitwilligkeit zur Hülfe habe ich an einem Christenlande nimmer gefunden!“ Also groß war die Achtung der Mauren vor dem Namen de Ruiters. Er gelangte mit dem ausgebesserten alten Wracke glücklich heim und seine Rheder hatten trotz des großen Unglücks keinen Verlust.

In jeglicher Lebenslage schien das Geschick diesen Mann zu behüten und ihn zum Heile seines Vaterlandes zu erretten. In der Nähe der englischen Küste begegnete er einst einem Parlaments-Kriegsschiff und begrüßte es der Sitte gemäß mit einigen Kanonenschüssen; aber eins der Geschütze zersprang und die Metallstücke schlugen nach unten und nach oben durch das Verdeck. Von den Dabeistehenden ward ein Mann sogleich getödtet, einem andern die Beine zerschmettert und fünf oder sechs andere wurden mehr oder minder schwer verwundet, nur de Ruiter allein blieb unverletzt. — Einige Zeit hernach kam er spät im Jahre im Anfang Decembers aus der Berberei zurück, und als er vor dem Kanale war, stürmte der Wind stark aus Südwesten und trieb ihn auf Kap Lizard an der südwestlichen Ecke Englands zu. De Ruiter suchte seinen Curs zu ändern; aber der Wind sprang des Morgens um vier Uhr nach Südsüdost um und trieb ihn wieder auf die gefährliche Küste hin. Bei Tagesanbruch sah er sich auf Kanonenschußweite von den Felsen der englischen Küste entfernt; aber der Wind legte sich und glücklich entkam de Ruiter der gefährlichen Nähe.

Die heftigsten Stürme erlebte de Ruiter in Westindien, hauptsächlich zu drei verschiedenen Malen. Das erste Mal blieb er mit seinem Schiffe von sechs allein übrig, das zweite Mal von siebzehn, das dritte Mal gar von sechs und zwanzig, die alle zu Grunde gingen. Zu einer anderen Zeit hatte er sich dort an Land setzen lassen, als auf einmal einer der Orkane losbrach, die dort oft mit so entsetzlicher Wuth hausen. Er stand dem Strande nahe am Rande eines Gehölzes, als ein Boot mit zwei Männern darin gegen das Ufer geschleudert ward. De Ruiter lief hinzu, aber der wirbelnde Sturm und die rückkehrende Welle riß das Boot wieder in die brüllende See. Zum zweiten Male warf die Woge das Boot ans Land, de Ruiter erfaßte das Tau und band es an einen Baum. Der eine der beiden Männer war hinausgeschleudert,

der andere lag ohnmächtig am Boden des Fahrzeugs und wurde so durch de Ruiter gerettet.

Alle diese Unglücke verleideten de Ruiter die Seefahrt und er dachte daran, sich mit der erworbenen Habe aufs Land zu begeben und sein reiferes Mannesalter in Ruhe und Frieden zu verleben. Als er schon diesen Plan bei sich überlegte, widerfuhr es ihm, daß er mit sieben anderen Schiffen zugleich im Herbste von Vlissingen nach St. Malo und Bordeaux segelte und wiederum warfen die Stürme die anderen sieben auf Klippen und Sandbänke, unter ihnen auch seinen Bruder, während de Ruiter allein wohlbehalten nach Hause kam. Hier traf ihn ein anderes Geschick; denn seine zweite Frau, mit der er glücklich gelebt hatte, starb in noch bühendem Alter 1650. Dennoch ging de Ruiter noch zwei Jahre zur See; aber als er 1652 seine dritte Frau heimführte, die auch ihrerseits dem Seeleben abgeneigt war, beschloß er seinen längst überdachten Plan ins Werk zu setzen und sich am Lande anzukaufen; denn bei seiner unermüdlichen Thätigkeit und dem Glücke, das ihn auf allen seinen Wegen begleitete, hatte er sich ein ziemliches Vermögen erworben. De Ruiter wußte es nicht, daß das Geschick ihn nur deshalb aus so vielen Gefahren errettet hatte, damit er nun erst recht seine Laufbahn beginne und auf ihr an Umsicht, an Muth und Todesverachtung wetteifere mit jeglichem Helden des Alterthums und der neueren Zeit, fast alle aber überrage durch Edelsinn und Milde und die aus solchen Eigenschaften fließende Achtung und Ehrfurcht bei Freund und Feind.

Zweites Kapitel.

De Ruiters Thätigkeit während des englisch-niederländischen Seekrieges von 1650—1653.

Um jene Zeit war in England die Revolution ausgebrochen, die der unbesonnene und wortbrüchige König Karl I. durch seine Gewaltmaßregeln gegen die Rechte der Engländer heraufbeschwor. Mit der siegenden Partei der Independenten hob sich ihr klügster Führer Oliver Cromwell empor, auf das Andringen jener fiel das Haupt des Königs Karl auf dem Blutgerüste und Oliver Cromwell ward unter dem Namen Protektor das Haupt der neuen Republik. Der junge Prinz Wilhelm von Oranien war mit dem enthaupteten König verwandt; aber dennoch blieben erst noch die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Republiken und das englische Parlament machte sogar den Generalstaaten den Vorschlag einer Vereinigung der beiden Länder. Ihn wiesen die Niederländer zurück und zugleich auch schlugen sie das Gesuch des Parlaments ab, daß man dem nachherigen Könige Karl II., dem Sohne Karls I., jegliche Unterstützung und den Aufenthalt auf niederländischem Boden versagen sollte. Als die englischen Gesandten noch dazu manche Beleidigungen erfuhren und vom Pöbel im Haag öffentlich Königsmörder genannt wurden, kehrten sie erbittert heim und mehrten die Misstimmung der Regierungen gegen einander. Eine nähere Ursache zur Feindschaft trat noch hinzu,

als Cromwell, dessen Sinnen und Streben nur auf Englands Macht und Größe, vor allen Dingen deshalb auf die Hebung des englischen Seehandels gerichtet war, am 9. October 1651 die berühmte Navigationsakte erließ, welche den Schiffen fremder Nationen die Einfuhr aller Waaren, die nicht auf ihrem eigenen Boden erzeugt waren, aufs strengste untersagte und solche Schiffe für verfallen erklärte. Diese Akte versetzte der blühenden Frachtschifffahrt der Holländer einen empfindlichen Stoß, besonders da die Einfuhr aller Fische auf andern als englischen Schiffen streng verboten war und gerade die holländische Heringsfischerei damals auf ihrem Gipfel war und hunderttausend Menschen unmittelbar ernährte. Überhaupt war es nicht zu verkennen, daß Cromwell im Streben für Englands Macht und Größe sich hauptsächlich und zunächst gegen die Niederlande richtete; denn der Welthandel war damals in den Händen dieses betriebsamen Volkes.

Noch andere Forderungen der Engländer kamen hinzu, die Erbitterung der Niederländer zu reizen; denn die Engländer sagten geradezu, daß ihnen die Herrschaft des Meeres zukäme und daß sie eine andere Flagge, als die ihrige, auf der See nicht dulden würden. Bald kam die Kriegsflamme zum Ausbruch. Die Generalstaaten sandten den Admiral Martin Herbertszoon Tromp mit einer Flotte von zwei und vierzig Kriegsschiffen aus, damit er die niederländischen Kauffahrer gegen jegliche ungerechte Zumuthung beschütze. Bevor er in See ging, fragte er an, wie er sich verhalten sollte gegen die englische Kriegsflotte. Er erhielt zur Antwort, daß er sie begrüßen und die Flagge streichen solle, wie es zu Lebzeiten des Königs geschehen, im Übrigen aber auch handeln möge gemäß der Würde der Republik der Niederlande. Tromp fuhr aus und widriger Wind trieb ihn, sich gegen seinen Willen unter die englische Küste zu begeben. Bald erblickte er die englische Flotte unter Blake; aber statt einer friedlichen Begrüßung wechselten beide sogleich die vollen Lagen ihrer Breitseiten aus. Wer den Frieden gebrochen, war zweifelhaft; doch die nieder-

ländischen Kapitäne bekräftigten alle mit einem Eide, daß Blake zuerst scharf geschossen habe. Der Vortheil war auf Seiten der stärkeren Engländer und bald darauf gelang es ihnen, einen großen Theil von den tausend Büsen, die Holland damals auf den Heringsfang aussendete, zu fangen und die übrigen zu zerstreuen. Dieß war ein schwerer Schlag für die Niederlande und brachte viel Murren und Unwillen unter dem Volke hervor. Es war überhaupt der Vortheil auf der Seite der Engländer in diesem Kriege, daß die Niederländer wegen ihres ungleich bedeutenderen Handels dem Feinde viel mehr schwache Seiten darboten. Die Handelsflotte der Engländer war gering gegen die niederländische; aber ihre Kriegsflotte war viel stärker und gemeiniglich drehten sich damals die Feindseligkeiten darum, daß die Engländer die niederländische Handelsflotte wegzunehmen sich bemühten und dann mit der sie geleitenden Kriegsflotte in Kampf kamen.

Unter solchen Umständen war es durchaus erforderlich noch eine zweite Kriegsflotte in die See zu bringen und die Stände von Seeland warfen ihr Auge auf Michiel Adriaans de Ruiter zum Anführer derselben. Er weigerte sich dessen; denn mit schmerzgefülltem Blick sah er die innere Zwietracht in den Generalstaaten dem mächtigeren Feinde gegenüber, und beharrte trotz aller Bitten bei seinem Entschlusse; erst nach langem Andringen angesehener Männer ließ er sich bewegen die Stelle als Vicekommandant der niederländischen Flotte anzunehmen. Am 10. August 1652 ging er an Bord seines Admiralschiffes Neptun, das mit acht und zwanzig Geschützen versehen war und hundert vier und dreißig Mann Besatzung hatte. Seine ganze Flotte bestand aus zwanzig Kriegsschiffen und sechs Brandern; aber er schrieb an die Admiralität, daß es besser für ihn wäre, wenn er zehn gute und wohlversehene Schiffe hätte, als diese zwanzig mangelhaft ausgerüsteten. Dennoch lichtete er die Anker, um die niederländischen Kauffahrer von Texel aus durch den Kanal zu geleiten. Er gelangte mit ihr glücklich bis auf die Höhe von Plymouth, wo ihm der eng=

lische Admiral George Ascue aufpaßte und zwar mit einer Flotte von vierzig Kriegsschiffen, unter ihnen nach damaliger Bauart zwölf vom ersten Range, die sechszig Kanonen, und acht, die sechs und dreißig bis vierzig Geschütze führten. Auch de Ruiter hatte mittlerweile Verstärkung empfangen, so daß er acht und zwanzig schwere Schiffe besaß; aber das größte derselben hatte nur dreißig Kanonen. Dazu kamen noch zwei Ostindienfahrer, die zum Kriege ausgerüstet und jeder mit vierzig Kanonen versehen waren, und sechs Brander. Das größte Hinderniß war, daß de Ruiter sechszig Kauffahrer mit sich führte, die er geleiten mußte, und um welche es den Engländern hauptsächlich zu thun war.

Der Kampf aber war unvermeidlich und de Ruiter nicht Willens sich ihm zu entziehen. Er ermahnte die Seinen gegen die Herrschsucht der Engländer, die das Meer zu ihrem Eigenthume machen wollten, für die Freiheit der See männlich zu streiten. Dann theilte er die Flotte in drei Geschwader und wies einem jeden derselben eine Anzahl Kauffahrer zu. Jedoch konnten auch einige von diesen sich im schlimmsten Fall vertheidigen. Das Gefecht war äußerst heftig und scharf, zweimal segelte de Ruiter mitten durch die englische Flotte; aber der Wind war ihm nicht günstig, sonst hätte er sie völlig geschlagen. Von beiden Seiten ward mit Muth gefochten; aber mit größerem Geschick von den Niederländern. Unter diesen errang sich ein Friese, Douwe Aukes mit Namen, den Preis des höchsten Muthes. Er befehligte den Vogel Strauß, einen der beiden Ostindienfahrer, die für diesen Krieg vollständig wehrhaft gemacht waren, und gerieth mit seinem Schiffe so tief unter die Feinde, daß seine Leute ringsum von diesen umgeben sich zu fechten weigerten und ihren Kapitän zur Übergabe zwingen wollten. Aber Douwe Aukes merkte ihr Vorhaben, er stieg mit einer brennenden Lunte in der Hand zur Pulverkammer hinab und rief von da aus: „Muth, meine Jungen, faßt Muth. Ich will euch den Weg weisen, und wenn wir unsern Feinden nicht länger widerstehen können,

dann befreie ich durch meine Lunte euch Alle vor der Gefangenschaft. So wahr Gott lebt, sage ich euch, wenn noch Einer von Übergabe spricht, so fliegt die Lunte hinein.“ Auf diese Worte that die Mannschaft ihre Pflicht so gut, daß ihre Kanonen zwei englische Schiffe in den Grund bohrten, mit denen acht hundert Menschen untergingen. Ein drittes englisches Schiff ward von ihnen so getroffen, daß es sich nur mit Mühe in den nächsten englischen Hafen schleppen lassen konnte.

Das Treffen dauerte von vier Uhr Nachmittags bis zwischen sieben und acht Uhr Abends, wo die einbrechende Nacht die Fortsetzung verhinderte und die englische Flotte nordwärts hin entfloh. De Ruiter blickte ihren verschwindenden Schiffen nach und sprach zu den Seinen: „Wem der allmächtige Gott den Muth verleiht, der trägt den Sieg davon. Er hat es also gewollt und menschliche Gründe reichen nicht aus unsern Sieg zu erklären.“ Die Nacht hindurch trieb die niederländische Flotte, die kein Schiff verloren hatte, unter kleinem Segel daher und besserte den erlittenen Schaden aus. De Ruiters Schiff hatte drei Feuer[1] hinten auf und eins im vordern Mastkorbe, damit die Kauffahrer ihn daran erkennen und die Feinde, falls es sie gelüstete, in der Nähe bleiben könnten. Am Morgen aber sah man die englische Flotte einige Meilen entfernt, bis sie allmälig außer Sicht kam. De Ruiter ließ die weiße Flagge wehen, die Befehlshaber kamen zum Kriegsrath an Bord und er sprach folgendermaßen zu ihnen: „Es ist wahrscheinlich, meine Herren, daß Ascue sich nach Plymouth zurückbegeben hat, um seinen Schaden wieder herzustellen. Darum ist es meine Meinung, daß wir ihm sofort folgen und ihn noch einmal zu schlagen suchen; denn alle Vortheile, die er gestern gegen uns hatte, haben wir heute gegen ihn. Noch dazu ist auf jener Seite die Niedergeschlagenheit und auf unserer das Bewußtsein des Sieges. Auch möchte ich denjenigen unter uns, die gestern nicht ihre Pflicht gethan, wie sie sollten, Gelegenheit geben ihre Scharte wieder auszuwetzen.“ Die Kapitäne willigten alle ein; aber der Wind

1) Laternen

schlug erst nach Südosten und dann nach Süden um, wodurch es den Niederländern unmöglich ward ihren Plan auszuführen. Doch auch so hatte man genug erreicht; denn Ascues Flucht nach Plymouth machte auch außer dem großen Verluste der Engländer den Sieg de Ruiters unzweifelhaft. Fortan war sein Name in Aller Munde.

Aber de Ruiter selbst war weder mit seinen mangelhaft ausgerüsteten Schiffen, noch mit den Kapitänen derselben zufrieden; denn diese gehorchten so wenig, daß mehrmals einige derselben ohne alle Ursache mit ihren Schiffen die Flotte verließen. Über solchen Unfug beklagte er sich bitter und sprach offen aus, daß es ihm nicht möglich sei mit solchen muthwilligen,[1] oder mindestens dummen[2] Befehlshabern, die jeder nach eigener Willkür handeln wollten, irgend Etwas auszurichten. Wenige Tage darauf bekam With Korneliszoon de With die Oberanführung der niederländischen Schiffe; denn auf Tromp lastete noch immer der Verdacht den Krieg gesucht zu haben und deshalb wollte man ihn nicht. De With war ein harter, strenger Mann und darum bei allem Schiffsvolke verhaßt. Man erzählte von ihm, daß er als Sohn mennonitischer Eltern geboren, deren Religionsvorschriften jegliche Gegenwehr verbieten, in seiner Jugend von seinen Gefährten oftmals geschlagen sei. In seinem Zorne darüber sei er heimlich zu einem reformirten Prediger gegangen, um sich von ihm taufen zu lassen, und habe dann, als dieser seine Bitte gewährt, sich als berechtigt angesehen die Schläge seiner Genossen kräftig zu erwidern. Als de Ruiter und die anderen Befehlshaber nun unter ihn gestellt wurden, wiesen die Generalstaaten ihn ausdrücklich an, den milden de Ruiter mit Schonung zu behandeln.

Nach der Vereinigung der ganzen niederländischen Flotte und Zurücksendung aller unbrauchbaren Fahrzeuge, unter denen auch de Ruiters bisheriges Schiff Neptun sich befand, bestand sie aus vier und sechzig Kriegsschiffen. Auch der englische Admiral Blake hatte die ganze Macht des Parlamentes

1), 2) im alten Sinn = pflichtvergessen, ungehorsam, = unerfahren, unwissend.

versammelt und führte acht und sechszig Kriegsschiffe; jedoch waren diese durchschnittlich viel stärker gebaut und mit mehrem und schwererem Geschütze versehen, als jene. Deshalb widerrieth de Ruiter ein Treffen; aber de Withs Sinn stand darauf etwas recht Großes auszurichten, und jener gehorchte. Am achten October trafen die beiden Kriegsflotten auf einander und es entbrannte ein entsetzliches Gefecht. Die Engländer schossen fast nur nach dem Tauwerk, nach Masten und Segeln und trafen auf de Ruiters Schiff eine Rahe und eine Stenge nach der andern; doch gelang es ihnen nicht ihn wehrlos zu machen. Als die einbrechende Dunkelheit die Menschen zum Aufhören von ihrer Blutarbeit zwang, hatten die Niederländer mehr Schaden an ihren Schiffen, obwohl keins gesunken war, einige auch waren geflohen, die Engländer dagegen hatten größeren Verlust an Mannschaft erlitten. In der Nacht erhielten diese eine Verstärkung von zwanzig Schiffen; dennoch wollte de With am Morgen den Kampf erneuern; aber de Ruiter und der andre Contreadmiral Kornelis Evertsen riethen auf das ernstlichste ab, da der Vortheil auf der Seite der Feinde zu überwiegend sei. De With mußte nachgeben. Am folgenden Morgen hielt er aufs neue Kriegsrath und wollte die Feinde wieder aufsuchen; aber alle Kapitäne erklärten einmüthig, daß sie eine Erneuerung des Kampfes nicht verantworten könnten. Also fuhr die ganze Flotte nach Goeree zurück, um dort Verstärkung an sich zu ziehen. Blake folgte ihnen; aber er erreichte sie nicht.

De Ruiter ging ans Land und sein früherer Vorsatz, ruhig daheim zu bleiben, war durch seine letzten Erfahrungen nur noch verstärkt. Zu den Schwierigkeiten seiner Stellung an sich kam noch die Eifersucht und der Neid vieler Kapitäne, die sich ihm mindestens gleich dünkten und mit verbissenem Aerger sahen, wie die Generalstaaten mehr auf ihn vertrauten, als auf sie. Einer dieser Neider forderte ihn sogar zum Zweikampf. Aber die Generalstaaten wußten wohl, daß sie einen solchen Mann in dieser Zeit am allerwenigsten entbehren konn=

ten: sie ließen die Sache untersuchen und de Ruiter volle Gerechtigkeit widerfahren. Dann baten ihn die angesehensten Männer, daß er seine Dienste dem Vaterlande nicht entziehen möge, und mit schwerem Herzen gab er endlich nach und übernahm das Commando eines Geschwaders unter dem Admirallieutenant Tromp.

Denn die Mißstimmung der Seeleute gegen de With, dessen unvergleichlichen Muth freilich Alle anerkannten, hatte die Generalstaaten endlich zur Abberufung desselben und zur Wiedereinsetzung Tromps bewogen. Dieser ward von Allen eben so sehr verehrt als jener gehaßt. Er war im Jahre 1597 in Briel geboren. Schon im neunten Jahre seines Alters hatte ihn sein Vater Herbert Tromp mit auf sein Schiff genommen, wo er wenige Monate nachher Antheil hatte an einem heftigen Gefecht vor Gibraltar. Dann führte Herbert Tromp eine Fregatte und gerieth mit dieser zwei Jahre nachher an der afrikanischen Küste in Kampf mit einem englischen Kaper. Bald war der Kapitän schwer am Bein verwundet, er setzte sich am Steuerruder nieder und sein Sohn zu seinen Füßen, bis eine Geschützkugel den Vater vor den Augen des Kindes mitten entzwei riß. Da sprang der Knabe schreiend auf und rief: „Wollt ihr denn meines Vaters Tod nicht rächen, ihr Matrosen?" Aber der Engländer war zu übermächtig, er nahm das niederländische Schiff und der kleine Tromp mußte dem Kaperkapitän drittehalb Jahr als Kajütwächter dienen. Dann aber entfloh er und nahm Dienste in der niederländischen Flotte, in welcher er von Stufe zu Stufe zur höchsten Würde emporstieg. Im Jahre 1629 ward sein Freund, der Admirallieutenant Peter Hein, an seiner Seite erschossen. Dieser soll oftmals gesagt haben, er habe viele wackere Seekapitäne gekannt, doch an fast allen mancherlei Mängel gefunden, nur in Martin Tromp seien alle Eigenschaften vereinigt, deren ein guter Admiral bedürfe. Eine Zurücksetzung im Dienste bewog bald nachher Tromp seinen Abschied zu nehmen; doch litt es ihn nicht daheim und als Prinz

Friedrich Heinrich von Oranien das Versehen wieder gut machte und ihn zum Admirallieutenant ernannte, folgte Tromp gern wieder dem Rufe des Vaterlandes und focht die Seeschlachten desselben mit unsterblichem Ruhme. Alle Seeleute vom Kapitän bis zum Matrosen und Schiffsjungen liebten und ehrten ihn und er hieß bei ihnen gemeiniglich nur Großvater (bestevaar), während er sie selber seine Kinder nannte.

Dieser Mann erhielt im Spätherbst 1652 den Oberbefehl über die vereinigte niederländische etwa siebzig Kriegsschiffe starke Flotte, mit dem Auftrage dreihundert Kauffahrteischiffe bis ans Kap Lizard, eine der Südwestspitzen Englands, zu geleiten. Aber bei Dover erwartete ihn Blake mit der englischen Kriegsflotte am zehnten December und bald entbrannte ein hitziges Gefecht. Die Engländer wurden völlig geschlagen, wie selbst die englischen Geschichtschreiber eingestehen, Blake selber war verwundet, und de Ruiter äußerte nachher, daß wenn Tromp noch zehn bis zwölf Schiffe mehr zu Gebote gestanden hätten, die ganze englische Flotte vernichtet sein würde. So aber gelang es ihr im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. Nach diesem Treffen steckte Tromp einen Besen auf seinen Hauptmast, als ein Zeichen, daß er berufen sei die Meere zu kehren von unnöthigen Beherrschern desselben und die Freiheit des Elementes wiederherzustellen.

Der Anfang des Jahres 1653 brachte keinen Frieden, sondern erneuten Krieg. Tromp erhielt den Auftrag eine niederländische Kauffahrteiflotte von etwa zweihundert und fünfzig Schiffen von den Häfen der Westküste Frankreichs abzuholen, und gehorchte mit einer Flotte von nur sechs und siebzig Kriegsschiffen, welche die Engländer mit hundert und fünfzig der ihrigen aufsuchten. Unweit Portland trafen sie auf einander am 28. Februar; aber die Niederländer hielten sich wacker gegen die Uebermacht. De Ruiter hatte in der Nacht geträumt, es setzte sich ein Vogel auf seine Hand, der aber wieder wegflog, als er mit der andern danach griff. Sobald sie die englische Flotte in Sicht bekommen hatten, gerieth

er mit der Prosperity von vier und vierzig Kanonen in ein heftiges Gefecht und rief seinen Leuten zu: „Seht, da ist der Vogel, von dem mir geträumt hat, ihn müssen wir greifen.“ Er gebot zu entern, weil das Geschütz des Engländers ihm zu schwer war, und alsbald folgten seine Matrosen dem Befehl; ihre Haken faßten in das englische Schiff und sie sprangen hinüber. Aber die Engländer empfingen sie so gut, daß viele von ihnen wieder zurückwichen auf das eigene Schiff. Da rief de Ruiter: „Nein, meine Freunde, das gilt nicht. Einmal darin, immer darin und lustig wieder über!“ Also geschah es und in Kurzem war die Prosperity das Eigenthum der Niederländer.

Mit grimmiger Wuth ward an allen Stellen gefochten und das Blut floß in Strömen. Auf dem Schiffe Strauß waren wenige Wochen vorher vierzig junge Matrosen aus der Stadt Schiedam angekommen, von denen noch nicht einer das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte: nur drei von ihnen blieben am Leben. Einmal sah man vier Kriegsschiffe der Breite nach an einander liegen, von denen das erste und dritte Niederländer, das zweite und vierte Engländer waren. Zuerst sank der eine äußere Engländer, von dem fast Niemand gerettet wurde, dann traf die Reihe den folgenden Niederländer; aber der Kapitän Kleidyk und die Mannschaft kamen dem Untergange zuvor und sprangen über den andern Engländer hinweg auf das erste Schiff, das ein niederländisches war. Der Kapitän desselben war einige Minuten vorher gefallen, also übernahm Kleidyk ohne Weiteres das Commando und führte den Kampf fort. Endlich lösten sich die beiden Schiffe; aber wenige Minuten nachher sank der Engländer, so daß von diesen vier Schiffen nur das eine niederländische übrig blieb.

Nur die Dunkelheit des Abends zwang die Menschen zum Aufhören; aber am folgenden Tage, dem ersten März 1653, begann das Gefecht aufs neue. Tromp hatte seine Flotte in der Gestalt eines Halbmonds geordnet, in dessen

innere hohle Seite sich die Kauffahrer verbargen. Sechsmal suchten die Engländer diese Linie zu durchbrechen, um einige Kauffahrer abzuschneiden, aber sie vermochten es nicht. Nur durch den Unverstand und die Unfolgsamkeit der Kauffahrer-Kapitäne, die sich Tromps Befehlen nicht fügten, entstand einmal Verwirrung unter den Handelsschiffen, in Folge derer den Engländern mehre in die Hände fielen. Auch am dritten Tage erneute sich das Treffen mit noch ungleicheren Kräften, da die Niederländer selbst an Munition Mangel litten; aber auch da noch behaupteten sie sich ohne allzugroßen Verlust bis die Flotten am Abend sich trennten. Die Niederländer verloren in Allem neun Kriegsschiffe, die Engländer nach dem Berichte ihrer Schriftsteller eins, nach dem der Niederländer fünf oder sechs, die Zahl der Gebliebenen bei ihnen überstieg aber bei weitem diejenige der Niederländer. Das größte Verdienst Tromps war, daß er bei solchem Mißverhältniß der Macht die Kauffahrteiflotte heimbrachte ohne bedeutenden Verlust derselben.

Die Generalstaaten erkannten die Leistungen ihrer Seeleute vollkommen an und wiesen einem jeden der Commandanten bedeutende Geschenke an. Tromp erhielt zweitausend Karlsgulden, de With, Evertsen und de Ruiter jeder fünfzehnhundert und die Kapitäne nach Verhältniß. Weder Evertsen, noch de Ruiter hatten bei Uebernahme ihrer Stellen einen Gehalt verlangt, er ward ihnen jetzt nachträglich gegeben in zweihundert Gulden monatlich und de Ruiter erhielt ihn für seine ganze Dienstzeit nachbezahlt. Außerdem ward er und nach und nach auch die übrigen hauptsächlichsten Befehlshaber ersucht in der Versammlung der Generalstaaten der Niederlande zu erscheinen, um dort den Dank des Vaterlandes für ihre bisherigen Leistungen zu empfangen, mit dem Wunsche, daß es ihnen auch ferner so gelingen möge.

Unterdessen wurden die Schiffe ausgebessert und aufs neue ausgerüstet und am 29. April 1653 stach de Ruiter wieder in See. Diesmal war die niederländische Flotte unter

dem Admiral Tromp in fünf Geschwader getheilt, deren viertes de Ruiter führte. Aber Tromp ging mit innerer Unlust zur See; er beklagte sich, daß nicht bloß seine Schiffe durchgängig den schweren und doch leicht sich bewegenden Seekastellen der Engländer nachstünden, sondern daß nun auch nicht die besten Schiffe zuerst wieder in Stand gesetzt wären, sondern schlechte und mangelhafte, die kaum die See halten könnten. Deshalb schrieb er geradezu an die Generalstaaten: er würde ihrem Befehle nachkommen, aber ungern, und hätte lieber gesehen, wenn sie das Commando einem andern übertragen hätten: unter solchen Umständen könne er für den etwaigen Schaden und die Nachtheile nicht verantwortlich sein. In der Regierung mußte man auch nach den Klagen der andern Befehlshaber, namentlich de Ruiters, seine Beschwerden als gegründet ansehen und es war im März Befehl gegeben zur Erbauung von dreißig neuen und schweren Kriegsschiffen, welche den englischen Seefestungen das Gleichgewicht halten könnten; allein diese neuen waren nicht fertig und darum mußte Tromp auch so sein Heil versuchen und that es mit schwerem Herzen.

Es gelang ihm zuerst eine große Anzahl Kauffahrer in nur fünf Meilen Entfernung von den Engländern ungesehen bei ihnen vorbeizubringen. Nach seiner Rückkehr ward er von Seeland aus mit einer Anzahl neu ausgerüsteter Schiffe verstärkt und suchte nun selber mit seinen acht und neunzig Kriegsschiffen die Engländer auf, deren Macht in fünf und neunzig, jedoch größeren und schwerern Schiffen bestand. Auf der Höhe von Nieuport trafen sie sich am 12. Juni 1653. Monk und Deane befehligten auf englischer Seite und waren auf demselben Schiffe; aber eine der ersten niederländischen Kugeln streckte Deane todt danieder. Monk warf schnell seinen Mantel auf ihn und sprach den Matrosen Muth ein. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag hindurch mit fast gleichem Verluste auf beiden Seiten, und am Abend ruhten sie nur, um das Zerschossene nothdürftig auszubessern und am anderen

Morgen mit gleichem Eifer wieder anzufangen. Doch vorher hielt Tromp in der Frühe des nächsten Junimorgens Kriegsrath. Er erfuhr, daß schon damals viele Kapitäne fast alles Pulver verschossen hätten, dasjenige de Ruiters reichte nur noch für drei Stunden hin; aber dennoch erneute Tromp den Streit. Sie trieben kämpfend so weit westlich, daß Dünkirchen südsüdöstlich von ihnen lag; dadurch erhielten die Engländer den Vortheil des Windes und am Ende des zweiten Tages war der Schaden auf Seiten der Niederländer so bedeutend, daß Tromp zurückweichen mußte. Sein Schiff Brederode war so durchschossen, daß das Wasser hoch in der Pulverkammer stand und man es nur mit Hülfe von Tonnen flott erhalten konnte. Deshalb setzten sich die Befehlshaber nieder und verfaßten aufs neue ein unmuthiges Schreiben an die Generalstaaten, daß es nicht möglich sei ohne bedeutende Verstärkung den Engländern die Spitze zu bieten, da in der englischen Flotte mindestens fünfzig Schiffe stärker und besser ausgerüstet seien, als das Admiralschiff von Tromp, während in der eigenen Flotte mehr als dreißig Schiffe kaum seefähig wären. De Ruiter sagte geradezu, er sei nicht Willens wieder zu See zu gehen, als unter der bestimmten Bedingung, daß mehr und stärkere Schiffe gebaut würden, als die bislang gebrauchten. Im selben Sinne sprach sich kurz nachher der Viceadmiral de With in der Versammlung der Generalstaaten aus: „Was soll es helfen, daß ich schweige, wo ich ja doch hier vor der Regierung meines Vaterlandes stehe? Ich muß es gerade heraus sagen, durch die Macht ihrer Schiffe sind die Engländer Meister über uns und darum auch über die See." Selbst mit der Verpflegung der Mannschaft durch Wasser und Bier, mit der Herbeischaffung von Munition und allem Kriegsmaterial überhaupt waren die Befehlshaber unzufrieden und ließen in dieser Hinsicht dringende Schreiben nach dem Haag ergehen.

Das Unglück zur See mehrte auch die Verwirrung im Lande, denn die Parteien stritten heftiger als je. Das ge-

ringe Volk und die reformirten Geistlichen schoben alle Schuld auf den Mangel eines Statthalters und Generalkapitäns; aber die aristokratische Partei und die Generalstaaten verwarfen ein solches Verlangen und suchten nach Kräften der Noth abzuhelfen. Sie schickten einen angesehenen Prediger, Robert Junius mit Namen, von Amsterdam aus auf die Flotte, damit er die aufgeregten Gemüther besänftige und setzten dann große Preise aus für bewiesene Tapferkeit. Die Eroberer eines Schiffes sollten dasselbe mit allem Zubehör zu ihrem Eigenthume haben, und die Ueberwinder des englischen Admiralschiffes noch zehntausend Gulden außerdem. Wer mit fechtender Hand die feindliche Admiralsflagge von oben niederholte, dem wurden tausend Gulden Belohnung zugesichert, und für die Flaggen der anderen Befehlshaber je fünf hundert Gulden. Für die Schwerverwundeten wurden besondere Summen ausgesetzt, z. B. für den Verlust beider Augen etwa eilf hundert Gulden und eben so viel für die Arme, für den Verlust beider Hände etwa neun hundert und fünfzig Gulden und im Uebrigen nach Verhältniß der Glieder; aber nicht nach dem Ansehen und der Stellung der Person.

Man befürchtete eine Landung der Engländer, die alle Küsten blokirt hielten, und rüstete die Flotte wieder aufs eifrigste aus. Aber es war schwer sie hinauszubringen, weil die Engländer zu sichere Wacht hielten, bis es in einer dunkeln Augustnacht dem Vice=Admiral de With gelang, unter dem Schein von Laternen und Pechfackeln von den Engländern ungesehen aus Texel herauszukommen. Bald danach vereinigte er sich sechs und zwanzig Segel stark mit der Hauptflotte unter Tromp auf der Höhe von Scheveningen. Auch dies Mal zählten beide Flotten etwa je hundert Schiffe; aber das Gefecht am achten August war hitziger, als eins der früheren und eins der heftigsten, welche die Geschichte überhaupt kennt. Tromp segelte nach seiner Weise mitten unter die Feinde; er war von drei bis vier feindlichen Schiffen umringt und gab ruhig seine Befehle, als eine Musketenkugel

aus dem Mastkorbe einer Fregatte ihn in die linke Brust traf. Er stürzte rücklings über, ermahnte noch einmal die nahe stehenden Matrosen, dann wandte er sich zu dem Kapitän seines Admiralschiffes und sprach mit erlöschender Stimme: „Mit mir ist es aus; aber behaltet guten Muth.“

Sogleich hißte der Kapitän die weiße Flagge auf und die andern Befehlshaber kamen an Bord. Ihr erster Blick fiel auf die Leiche des Admirals und das that ihnen weh bis in die Seele. De Ruiter trat herzu und seinen Lippen entfielen die Worte: „Es wäre besser, wenn ich es gewesen wäre.“ Der Vice-Admiral Evertsen übernahm den Oberbefehl; aber sein Schiff war bald so zerschossen, daß er sich aus dem Gefechte schleppen lassen mußte. Eben so war es mit de Ruiter, von dessen Bemannung auf dem „Lamm,“ wie sein Schiff hieß, zwei Drittel todt oder sterbend lagen. Die Niederländer mußten sich zurückziehen; zwar hatten auch die Engländer acht Schiffe und etwa 1200 Menschen verloren; aber dieser Verlust war gering gegen den Fall des Admirals Tromp, der für die Niederländer fast unersetzlich war. Erst wurden auch vierzehn ihrer Schiffe vermißt; aber vier von denselben kehrten wieder und nur zehn waren verbrannt, gesunken oder genommen. Dennoch schrieben die Niederländer sich den Sieg zu, weil sie ihren Zweck erreicht und die Engländer gezwungen hätten die Blokade ihrer Küsten aufzugeben.

Dies war allerdings richtig; überhaupt aber war bei der Lage der Dinge der Nachtheil auf niederländischer Seite; denn ihr Handel bot gar zu viele verwundbare Stellen, während die Engländer damals alle Kraft auf die Kriegsflotte verwandten und ihnen in der That sonst kaum etwas Nennenswerthes genommen werden konnte. Dagegen hatten sie in den beiden Jahren schon etwa 1600 niederländische Schiffe erbeutet, der Wallfischfang war ganz untersagt und der Heringsfang lag danieder; zu Amsterdam standen über zweitausend Häuser leer und Viele meinten, der achtzigjährige spanische Krieg habe dem Lande nicht so viel gekostet, als dieser zweijährige mit

den Engländern. Darum sehnten sich Alle nach Frieden und der Raths-Pensionär Johann de Witt suchte ihn mit Cromwell zu vermitteln.

Dennoch ging die niederländische Flotte im Herbste zur Deckung der Kauffahrer wieder in See, und nachdem Evertsen und de Ruiter wiederum in einer Sitzung der Generalstaaten den Dank des Vaterlandes empfangen hatten, übernahm Jeder von ihnen sein Kommando. Zwar mit den Engländern kam es in diesem Jahre nicht wieder zum Gefechte, desto mehr aber litten sie von Wetter und Wind unweit Texel an der eigenen, über alle Maßen gefährlichen Küste. Am neunten November wehte ein Sturm heftig aus Nordwesten, er dauerte die Nacht hindurch und verstärkte am andern Morgen seine Wuth mit Regen und Hagelschauern. Schon damals hatten mehr als zehn der Kriegsschiffe den großen Mast gekappt, einige sogar alle Masten; im Laufe des Tages strandeten mehre und einige vergingen spurlos vor den Augen der Andern. Am dritten Morgen ward unter dem Heulen des Sturmes in de Ruiters Schiff Rath gehalten, was man zur Rettung des Schiffes und des eignen Lebens thun könne; noch hielten die Anker, vor denen es lag; aber um Mittag riß eins der Taue wie ein Zwirnfaden entzwei. De Ruiter und die Seinen sahen ihren Untergang vor Augen; denn, wenn noch ein Tau riß, so war es um sie geschehen; aber gleich nach Mittag begann der Sturm sich zu legen. Da zählte man noch sieben und vierzig Schiffe; aber drei und zwanzig waren völlig entmastet. Zwölf bis dreizehn Kriegsschiffe und mehre kleinere Jachtschiffe waren gestrandet oder untergegangen, von mehren derselben war auch nicht ein Mensch gerettet. Alle Fahrzeuge aber waren so beschädigt, daß sie zur Ausbesserung in einen Hafen laufen mußten. Auch die englische Flotte hatte nicht wenig gelitten, doch war sie der gefährlichen Küste nicht so nahe gewesen. Viele Niederländer beklagten sich bitter und sagten, das sei die Folge davon, daß man abgewichen sei von dem ehrwürdigen Gebrauch der Väter, die mit kluger Berechnung ihre

Schiffe im Anfang Novembers aufzulegen und abzutakeln pflegten, um Ruhe zu haben in den Stürmen des Winters.

Doch trotz der Unterhandlungen war es noch nicht Friede und die Generalstaaten sannen darauf, wie sie Tromp ersetzen könnten. Die nächsten Ansprüche hatte With Corneliszoon de With; aber seine Ernennung konnte viele Schwierigkeiten zur Folge haben, weil es voraus zu sehen war, daß bei seiner Gemüthsart ihm hier oder da der Gehorsam verweigert werden könnte. Deshalb wählte man den Herrn Obdam van Wassenaar, einen vornehmen Adeligen, und fragte bei de Ruiter an, ob er bereit sei sich an Bord des Admiralschiffes desselben zu begeben und ihn mit seinem Rathe zu unterstützen. De Ruiter willigte ein. Dies geschah noch vor dem heftigen Sturme im November. Während de Ruiter und die Seinen in jenen drei Tagen mit dem Tode rangen, ernannten ihn die Stände von Holland zum Vice=Admiral unter dem Admiralitäts=Kollegium von Amsterdam. Die eigentliche Admiralswürde kam nur dem Generalkapitän und Statthalter zu, dessen Stelle nicht besetzt war: an seiner Statt befehligte Obdam van Wassenaar als Admirallieutenant, welche Würde damals nur einer besaß. Unter ihm zunächst standen die Vice=Admirale. Aber, wenn auch de Ruiter bei den Behörden noch nicht zum höchsten Ansehen emporgestiegen war, so kannte doch das Volk nach Tromps Tode keinen beliebtern Helden und sein Ruhm hallte in Liedern zu seiner Ehre auf allen Straßen wieder. Dessen ungeachtet war er des stürmischen Lebens müde und, als er im December 1653 einige Wochen Urlaub erhielt, bat er von seinem Gute aus noch einmal dringend um seine Entlassung aus dem Staatsdienst. Die Generalstaaten erwiderten darauf in den ehrenvollsten Ausdrücken, daß sie einen Mann von seinen Eigenschaften zu solcher Zeit der Noth nicht entbehren könnten, und ihn dringend bäten, seine Dienste dem Vaterlande nicht zu entziehen. De Ruiter reiste selber nach dem Haag, um seine Gründe mündlich vorzubringen; aber hier kam er zum Rathspensionär Johann de Witt,

einem der ersten Staatsmänner seiner Zeit, von dessen Wohlredenheit es hieß, daß er mit Niemandem sprechen könne, ohne ihn zu seiner Ansicht herüberzuführen. Auch de Ruiter konnte diesem Manne nicht widerstehen und entschloß sich auch ferner seinem Vaterlande Dienste zu thun. Bis dahin hatte er unter dem Admiralitäts-Kollegium von Seeland gestanden, nun trat er als Vice-Admiral unter das Kollegium der Provinzen Holland und Westfriesland.

Unterdessen mehrte sich das Verlangen nach dem Frieden besonders in der Provinz Holland, welche die meisten Verluste erlitten hatte und wo das Volk und die Prediger am eifrigsten auf die Erhebung eines neuen Statthalters drangen. Das wollten die Staaten nicht und am wenigsten ihr Wortführer Johann de Witt, der als erste Bedingung des Friedens dem Protektor Oliver Cromwell zugestand, daß die Provinz Holland niemals wieder einen Oranier als Statthalter und General-Kapitän anerkennen wollte. Die anderen Provinzen murrten darüber; aber Johann de Witt wußte, was dem Lande der Friede werth war und kümmerte sich nicht um die Protestationen. Er bewog den Protektor Oliver Cromwell, die anderen für die Niederländer zu wenig ehrenhaften Bedingungen aufzugeben, daß ganze Flotten vor einem englischen Kriegsschiffe die Flagge streichen sollten; dagegen ward zugestanden, daß niederländische Schiffe, die einem englischen Kriegsschiffe begegneten, die Flagge von der Mastspitze streichen und das Marssegel fallen lassen sollten. Im Mai 1653 ward der Friede abgeschlossen und erweckte überall unendlichen Jubel; denn der so lange gefesselte Handel konnte nun aufs Neue wieder erblühen und sich von seinen Schlägen rasch erholen.

Drittes Kapitel.

De Ruiters Fahrten im mittelländischen Meere gegen die Seeräuber. 1654.—1656.

De Ruiter blieb in Diensten des Staats und ward einige Wochen nach dem Friedensschluß mit fünf Kriegsschiffen nach dem Mittelmeere gesandt, um dort den Handel der Niederländer zu beschützen. Die Beziehungen zu Spanien waren seit dem Frieden des Jahres 1648 freundlicher geworden. Als de Ruiter vor Malaga Anker warf, lud ihn der spanische Commandant Don Diego Fernando de Cordova zu einem Besuche ein und der niederländische Admiral ward mit dem Abbrennen aller spanischen Geschütze feierlich empfangen. Aber ernstere Geschäfte riefen ihn bald von da; denn die friedlichen Kauffahrer bedurften damals überall des Schutzes. In Kadiz wurden vor ihm bittere Klagen gegen den maurischen Befehlshaber von Salé erhoben, der drei holländische Schiffe mit Beschlag belegt hatte und die Mannschaft als Sklaven zu verkaufen drohte, weil der junge Befehlshaber Tromp, ein Sohn des früheren Admirals, ein maurisches Schiff genommen hätte. Es war de Ruiters Auftrag, die niederländischen Schiffe von Kadiz aus heimwärts zu geleiten; aber nach kurzer Berathung mit dem Konsul in Kadiz und seinen Befehlshabern beschloß er zuerst die Sache in Salé zu ordnen und lichtete dahin die Anker. Auf der Rhede von Salé erhielt er einen

Brief des dortigen niederländischen Consuls, der ihm sagte, daß Tromp den Mauren, der nach Aufhissen der weißen Flagge dennoch sich geweigert habe, zu ihm an Bord zu kommen, für einen Algierer Kaper angesehen und deshalb genommen habe. De Ruiter schrieb sogleich an den maurischen Befehlshaber von Salé, daß den Generalstaaten daran gelegen sei, den Frieden aufrecht zu erhalten und daß sie deshalb billigen Forderungen genügen würden. Er selbst dürfe gemäß seinen Verhaltungsbefehlen nicht an das Land kommen, um die Sache mündlich beizulegen, und bitte daher, daß der niederländische Consul ungehindert zu ihm an Bord kommen möge. Ueber diesen Brief war der Maure so erfreut, daß er de Ruiter sofort dreißig Schafe und vier Ochsen zuschickte und ihn mit zwei Ehrenschüssen begrüßte. Aber die See ging zu hohl, als daß eine weitere Besprechung möglich war; deshalb schrieb de Ruiter noch einmal, daß Tromp nach seiner Ueberzeugung recht gehandelt habe, und sprach seine Erwartung von der Großmuth des Mauren aus, daß er die Schiffe und ihre Besatzung sofort freilassen werde. Das Wetter ward immer ungestümer und die rollende See brachte die Schiffe de Ruiters in höchste Gefahr, so daß sie die Rhede verlassen mußten. Es war zu ihrem Glücke; denn der Sturm blies noch stärker auf und hätte sie bei längerem Verweilen unfehlbar gegen die Klippen der afrikanischen Küste geworfen.

Am andern Tage traf de Ruiter ein Schiff aus Salé auf offenem Meere. Er entließ es frei und gab ihm ein Schreiben mit nach Salé, daß man daraus ersehen möge, wie es ihm nicht um Feindschaft zu thun sei, da er sonst dies Schiff hätte wegnehmen können: darum aber möge man nun auch die Niederländer freilassen und die Sache mit Tromp der Entscheidung der Generalstaaten anheimstellen. Sein Auftrag rief ihn nach Kadiz, von wo er nach einigen Tagen mit einem Theile der gesammelten Kauffahrer nach Holland abfuhr, die andern Kriegs-Kapitäne sollten erst die übrigen Handelsschiffe abwarten. Es war Herbst und die Reise stürmisch

und gefahrvoll. Auf der Höhe von fünf und vierzig Grad traf de Ruiter ein französisches Schiff von Nantes, das von Canada lange unterwegs gewesen war, in großer Hungersnoth an. Der Kapitän gab ihm zu verstehen, daß das Schiff einem französischen, mit dem in Frankreich allmächtigen Kardinal Mazarin sehr befreundeten Herrn angehöre; allein de Ruiter erwiderte: „Ich weiß besser, wie es mit diesem vornehmen Herrn und seiner Neigung zu uns steht, und die früher von französischen Kapern im Mittelmeere an unsern Schiffen verübten Kapereien geben davon ein klares Zeugniß; aber es wäre unbillig, unschuldige Menschen darunter leiden zu lassen. Meine Leute sollen euch mit dem Nothdürftigen versorgen.“ Am Ende Novembers langte er mit seinen Schiffen binnen Texel an und begab sich im Anfang Decembers nach Amsterdam. Diese reiche Stadt, damals der erste Handelsplatz der Welt, glaubte ihn für alle seine Thaten nicht besser ehren zu können, als indem sie ihm einige Monate nachher das Großbürgerrecht verlieh, dessen Besitz zu den ersten Ehrenämtern dieser Stadt befähigte. Später schlug de Ruiter dort seinen Wohnsitz auf, er kaufte ein Haus an der Außenseite des Hafens (de Buitenkant), das man noch heute zeigt.

Im Sommer des Jahres 1655 fuhr de Ruiter wieder nach dem mittelländischen Meere, um es zu sichern gegen die überhandnehmenden Räubereien der Barbareskenstaaten, namentlich Tetuan, Algier, Tunis und Tripolis. Er hatte den Auftrag, die Schiffe dieser Staaten anzugreifen, zu erobern oder zu vernichten, wie und wo er sie fände. Zu diesem Zwecke waren ihm acht Kriegsschiffe mitgegeben, die zusammen zwei hundert acht und neunzig Geschütze führten und eilf hundert sechszig Mann Besatzung hatten. Sein Admiralschiff mit dem Namen „das Haus zum Zeitvertreib“ führte die Flagge von der großen Stenge, die beiden Unterbefehlshaber von der Vorstenge und der Kreuzstenge. Nach einer Fahrt von dreizehn Tagen begegnete de Ruiter an der Küste von Algarbien in Portugal der englischen Flotte unter dem Admiral Blake

mit zwei und zwanzig Schiffen, welche er der Weisung seiner Oberen gemäß mit Streichen der Flagge und neun Ehrenschüssen begrüßte, während seine beiden Unterbefehlshaber je sieben und fünf Schüsse abfeuerten. Nach dem letzten Schuß schnellte die Flagge wieder empor und Blake erwiderte den Gruß mit der Gesammtzahl von ein und zwanzig Schüssen. Dann schickte de Ruiter den Kapitän van Bergen ans englische Admiralschiff, um Blake mündlich zu begrüßen, und dieser bat um eine Tonne Bier. Diese gewährte ihm de Ruiter und schickte ihm einen halben Ohm Rheinweins dazu, welche Höflichkeit Blake mit einem Vorrathe von Konfituren erwiderte. Zugleich kam auch von seiner Seite ein englischer Kapitän an Bord de Ruiters und meldete ihm auf seine Frage, daß er die türkischen Seeräuber schwerlich auf offenem Meere finden würde, da sie sich alle heim begeben hätten.

Dann segelte de Ruiter weiter nach Kadiz, wo ein niederländischer Schiffer ihm seine Klage vorbrachte, daß ihm von den Spaniern ohne alle Ursache Schiff und Ladung weggenommen seien. Auf de Ruiters Beschwerde erwiderten die Spanier, daß jenes Schiff allerdings unter niederländischer Flagge gefahren, allein französisches Eigenthum und mit französischen Gütern beladen gewesen sei. De Ruiter ließ sich auf diese Reden nicht ein; denn er kannte die Rheder des Schiffes in Briel und Maaslandsluis und forderte deshalb Herausgabe des Schiffes und Schadloshaltung des Mannes. Einige Tage suchte der Herzog von Medina-Celi die Sache hinzuschleppen; allein das gefiel de Ruiter nicht; er schrieb an ihn, daß er nun lange genug gewartet und freundschaftlich gebeten habe und deshalb andere Mittel anwenden müsse. Bis zum Mittag des folgenden Tages wolle er Bedenkzeit geben; aber im Falle man sich dann noch weigere, müsse er seinem Auftrage gemäß handeln, kraft dessen er alle Niederländer an Leben, Eigenthum und Ehren zu schützen verpflichtet sei. Eine solche Antwort schreckte den Herzog und er bat wegen der dringenden Geschäfte der Ausrüstung der spanischen Flotte noch

um einige Tage Aufschub. Nach dem Ablauf derselben ward Schiff und Ladung frei gegeben; aber der Schiffer wandte sich wieder klagend an de Ruiter, daß er durch die Versäumniß einen bedeutenden Verlust erlitten, und der Admiral säumte nicht, die Schadenrechnung des Mannes dem Herzoge zuzusenden. Dabei ließ er sagen, er habe zu der bekannten Rechtlichkeit des Herzogs die Erwartung, daß man den armen Mann nicht für den ihm ohne allen Grund zugefügten Schaden leiden lassen wolle; widrigenfalls er selber sich genöthigt sehe, zum letzten Male ernst und nachdrücklich seine Warnung auszusprechen. Nach diesem Schreiben erhielt endlich der Niederländer vollen Ersatz für die ihm widerfahrene Unbill.

Im August 1655 segelte de Ruiter von Kadiz aus, um Jagd zu machen auf die afrikanischen Kaper. Bei der Insel Formentera erfuhr er, daß hinter dem Steindamm des Hafens von Algier mehre der Räuberschiffe vor Anker lägen, und um diesen beizukommen, ließ er die beiden Jachten, die als Wasserschiffe seiner Flotte folgten, in Brander umändern. Vom Lande her wurde Reisig und anderes dürres Holz geholt, auf den Schiffen Hanf und Werg in Pech und Theer getaucht und überhaupt so fleißig gearbeitet, daß die Umwandlung in anderthalb Tagen vollendet war. Zur Bemannung der beiden Fahrzeuge, von denen jedes acht Mann erhielt, wurden nur Freiwillige angenommen, deren Jeder im Falle des Gelingens außer seiner Löhnung zwei hundert und fünfzig Gulden erhalten sollte. Dann segelte der Admiral gerades Weges auf Algier zu und ankerte einen Kanonenschuß weit von der Stadt; aber trotzdem, daß er die englische Flagge wehen ließ, erkannte er bald, daß die zwölf theils im Hafen hinter dem Steindamm, theils auf der Rhede liegenden Raubschiffe auf ihrer Hut waren. Den Brandern ward Befehl gegeben, während der Nacht zu ihnen zu segeln; aber alle Segel und Wimpel hingen schlaff von den Masten herab, und die vorsichtigen Räuber schleppten bei dieser Stille die Schiffe von der Rhede mit Rudern hinter den Steindamm. Die Nie-

derländer waren so nahe, daß sie die Menschen auf dem Steindamm unterscheiden konnten; aber dennoch konnten sie nichts ausrichten und lichteten die Anker, um zu einer günstigeren Zeit wieder zu kehren.

Dann erhob sich der Wind und die See ging hoch, so daß sie in vierzig Stunden von Algier unter die Küste von Granada kamen und also eine Strecke von fünf und sechszig deutschen Meilen zurückgelegt hatten. Von dort segelte de Ruiter nach Malaga und bekam hier das erste Räuberschiff, einen Mauren von Tetuan, auf offenem Meere in Sicht. Es hatte zwanzig Mann Besatzung und war ein Schnellsegler; aber die niederländischen Schiffe lagen im Winde vor ihm und so konnte er ihnen nicht entgehen. Der Befehlshaber, ein Renegat aus Spanien, ward vor dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am Nock der Rahe aufgehängt. Es erfand sich, daß er einer der gefürchtetsten Seeräuber war und in zwölf Jahren mehr als zwei tausend Menschen von der spanischen Küste geraubt und sie in die Sklaverei verkauft hatte. Darum erregte sein Tod die Freude aller Spanier und der Befehlshaber von Malaga bat sich die Leiche aus, um sie auf spanischem Boden nachträglich an den Galgen zu hängen. Also geschah es.

Die Angelegenheit in Salé war noch immer nicht zu Ende gebracht und darum lichtete de Ruiter dahin die Anker. Unterwegs tauchte in der Ferne ein Schiff auf, das man nach allen Anzeichen für ein algierisches hielt, und unverzüglich ward Jagd darauf gemacht. Es war das algierische Admiralschiff, von einem Renegaten aus Irland, Namens Selleman Reis geführt, und näher kommend erkannten die Niederländer, daß dies Schiff im vorigen Jahre ihnen selbst genommen war. Es hatte bei ihnen den Namen geführt „das Rad des Abenteuers;“ aber die Türken hatten es den „goldenen Dattelbaum“ genannt. Es führte acht und dreißig Kanonen und hatte zwei hundert und fünfzig Mann Besatzung, unter diesen fünfzig Christensklaven. Obwohl de Ruiter dies noch nicht

wußte, so stand doch derartiges zu vermuthen und mit um so größerem Eifer jagten sie dem Türken nach, der sein Schiff auf den Hafen von Arzila richtete. Hier ließ er es so nahe wie nur irgend möglich anlaufen, so daß zwischen ihn und das Land sich kein Schiff mehr wagen durfte. Es ward Abend und die Niederländer vermochten ihm nur noch einige Lagen aus ihren Breitseiten zu geben, um dann den kommenden Morgen abzuwarten. Als es hell geworden war, suchte de Ruiter sich ihm vorsichtig zu nähern; aber der Selleman Reis kappte sein Kabeltau und ließ sich gegen das nahe Felsenriff treiben, um dort sein Schiff scheitern zu lassen. Die Türken sprangen über Bord und suchten sich theils durch Schwimmen, theils in ihrer Schaluppe zu retten; aber ein glücklicher Schuß brachte diese zum Sinken. Das Schiff stieß heftig gegen den Felsengrund und es war zum Verwundern, daß es noch nicht auseinanderging; doch war es bald voll Wasser. Es war Nichts mehr daran zu thun und die Niederländer freuten sich von den Christensklaven auch nur zehn retten zu können, die andern waren mit der Mehrzahl der Türken und ihrem Kapitän untergegangen.

Der Wind war unterdessen günstig für die Fahrt nach Salé und de Ruiter segelte hin, um endlich die streitigen Sachen beizulegen. Nach vielem Hin- und Widerreden gelang es ihm den Frieden zu vermitteln, kraft dessen von beiden Seiten Ersatz des gelittenen Schadens geleistet werden sollte. Die Bewohner von Salé freuten sich nicht minder über diesen Frieden, als de Ruiter, und schickten ihm zum Abschiede zwei Fahrzeuge mit frischen Lebensmitteln beladen zum Geschenke. Dann ward die Jagd auf die Algierer eifrig fortgesetzt und nach wenigen Tagen trieb man wieder zwei derselben gegen das Land und zwang sie zu scheitern. Das eine war eine Fregatte, in Lübeck erbaut und von den Mauren früher genommen, mit dreißig Kanonen und zweihundertfünfzig Mann Besatzung. Die Türken flohen, doch gelang es de Ruiter, fünf und zwanzig in dem Wrack zurückgelassene Christensklaven

zu retten. Schon am anderen Tage kam ein gleich großes algierisches Raubschiff in Sicht, dessen Kapitän ein Renegat aus Amsterdam war. Er wehrte sich tapfer, so daß mehr als hundert und zwanzig Mauren blieben. Da entfiel den Andern der Muth, doch etwa dreißig Renegaten wollten sich nicht ergeben, wenn man ihnen nicht eidlich ihr Leben zusicherte. Sie standen in der Pulverkammer und unterhandelten von da aus immer mit der Drohung das Schiff in die Luft zu sprengen; aber mit guten Worten und Versprechungen lockte man sie daraus hervor und fand dann noch zwei und fünfzig Christensklaven, unter ihnen siebzehn Niederländer, deren Befreiung de Ruiter große Freude machte. Die Renegaten wurden auf die spanischen Galeeren geliefert, jedoch mit dem Vorbehalte, daß die Generalstaaten sie nachher begnadigen könnten. Den Kapitän baten die Christensklaven selber frei, weil er sie so leutselig behandelt habe, und dasselbe ward noch einigen anderen Renegaten zu Theil.

Der Erfolg war bis dahin günstig, doch de Ruiter meinte noch mehr erreichen zu können, indem er die Flotte theilte und die Enge von Gibraltar zum Wiederversammlungsplatz bestimmte. Er selbst segelte gegen Arzila und sah dort am Abend des 29. November 1655 zwei Schiffe, die der begnadigte Seeräuberkapitän für Algierer hielt. Als der Morgen anbrach, erkannte man in ihnen den goldenen Adler und die St. Catharina, das eine mit zweihundertfünfzig, das andere mit zweihundert Mann Besatzung. De Ruiter fuhr so nahe an den Adler heran, daß man von seinem Schiffe aus mit den Mauren reden konnte. Bis dahin war das Wetter stürmisch gewesen; aber nun ward es still, und de Ruiter sah dies als einen Segen des Himmels an, der sein Unternehmen gegen die Mauren begünstigen wollte. Alsbald begann das Feuer von den drei niederländischen Schiffen, während die Türken auf den Schiffen und von Arzila aus die Antwort nicht schuldig blieben. Um Mittag ward in der Stadt die weiße Flagge aufgezogen und von da an schoß de Ruiter nicht mehr

auf sie; aber er rief die andern beiden niederländischen Kapitäne an sein Schiff und schlug ihnen vor, näher hinan zu fahren. Sie waren bereit und da de Ruiters Admiralschiff zu tief ging, begab er sich auf eins der anderen, um mit dabei zu sein. Aber zur selben Stunde sah man schon die St. Catharina sinken und vermochte nur noch mit drei Schaluppen einige der Menschen aufzufischen, unter ihnen wenige Christensklaven, weil die andern vorsichtig in der Nacht ans Land gebracht waren. Eine Weile noch ließ de Ruiter den goldenen Adler mit vollen Lagen beschießen, dann aber stiegen die Niederländer in ihre Schaluppen hinab, um zu entern. Die Türken leisteten nur geringe Gegenwehr, dann ergaben sie sich und man fand das Schiff entsetzlich durchlöchert; denn es waren mehr als zweihundert Kugeln durch den Rumpf gegangen und das Wasser stand inwendig schon vier und einen halben Fuß hoch. Deshalb war es die Frage, ob man nicht das Geschütz retten und dann das Schiff sinken lassen sollte; aber die Erhaltung schien noch möglich, die Löcher wurden gestopft und das Schiff ins Schlepptau nach Malaga genommen. Man hatte in Allem nur zwanzig Christensklaven zu retten vermocht, daneben aber fünfzig Türken gefangen.

Im Anfange des folgenden Jahres vereitelten widrige Winde jegliche weitere Unternehmung de Ruiters gegen Algier. Statt dessen geleitete er niederländische Schiffe durch das Mittelmeer; denn mittlerweile war Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgebrochen und die Franzosen nahmen sich unter verschiedenen Vorwänden auch häufig gegen niederländische Schiffe viel heraus. Nach Kadiz zurückgekehrt, empfing er ein Schreiben der Generalstaaten, daß man sehr erfreut sei über seine Dienste gegen die türkischen Seeräuber, nun aber ihn ins Vaterland zurückrufe, wohin er die niederländischen Kauffahrer von Spanien aus geleiten könne. Die Kaufleute und Schiffer baten ihn außerdem eine reiche Silbersendung nach Holland, die in den Kauffahrern nicht hinreichend sicher sei, in die Kriegsschiffe übernehmen zu wollen, und de Ruiter

gestand dieses zu. Im Anfang April 1656 ging er mit ein und dreißig Schiffen von Kadiz aus unter Segel und gelangte ohne allen Unfall bis nahe an die flandrische Küste, wo sieben Kriegsschiffe vor ihm auftauchten. Er erfuhr bald, daß es Engländer unter dem Kommodore Withorn waren. Dieser sendete ihm mit einer Schaluppe ein höfliches Schreiben, daß es sein Auftrag sei, alle aus Spanien kommenden Schiffe zu untersuchen, ob sie mit Eigenthum der Feinde Englands beladen seien, insbesondere mit Silber, das von dorther erwartet werde. Deshalb bäte er den Admiral de Ruiter ihm freundlich und gutwillig diese Schiffe zu überliefern, widrigenfalls er Gewalt brauchen und die Verantwortlichkeit für das dann entstehende Blutvergießen von sich ablehnen müsse. De Ruiter erwiderte ihm ebenso höflich, daß die Schiffe seinem Schutze untergeben und es darum seine Pflicht sei sie gegen jegliche Gefahr zu beschützen. Er könne aber dem englischen Kommodore auf sein Ehrenwort versichern, daß diese seiner Fürsorge anvertrauten Kauffahrer kein Silber geladen hätten. Withorn war mit dieser Antwort nicht zufrieden, er sandte ein zweites Schreiben des Inhalts, daß er bestimmt wisse, daß einige dieser Schiffe Flandern, damals einer Provinz von Spanien, angehörten und daß einige von ihnen und auch mehre der Kriegsschiffe mit Silber geladen seien, das Eigenthum des Königs von Spanien sei. Darauf erwiderte de Ruiter: er müsse ihm nochmals ganz fest versichern, daß unter seinen Schiffen keine spanische seien und daß auf seiner ganzen Flotte kein Silber sei, das dem Könige von Spanien zukomme.

Mit dieser Antwort mußte sich Withorn begnügen; denn es war keine Aussicht, daß er mit seinen sieben Kriegsschiffen gegen die sieben de Ruiters und vier und zwanzig bewaffnete Kauffahrer Etwas ausrichten könne. Am 2. Mai 1656 kam de Ruiter mit allen seinen Schiffen wohlbehalten binnen Texel an und empfing einige Tage nachher in Amsterdam den Dank der Admiralität und der Rheder

jener Kauffahrer. In Allem hatte er auf diesem Zuge, ohne irgend einen erheblichen Verlust auf seiner Seite, sechs große türkische Schiffe und zwei Raubbarken vernichtet oder genommen, drei Prisen von ihnen wieder erobert, eine große Anzahl Christensklaven befreit, die Streitigkeiten mit Salé beigelegt und viele Kauffahrer mit kostbarer Ladung wohlbehütet heimgebracht.

Viertes Kapitel.

De Ruiters Fahrt in die Ostsee 1656 und Fortsetzung seiner Streifzüge gegen die Seeräuber im Mittelmeere 1657.

Dem Admiral de Ruiter waren nur wenige Tage Ruhe am Lande verstattet, als er schon wieder nach der Ostsee geschickt wurde. Schweden stand damals auf dem höchsten Gipfel seiner Macht; aber der unruhige König Karl Gustav suchte dieselbe noch weiter auszudehnen und begann einen Krieg mit Polen. Den Niederländern war sehr an dem Frieden in der Ostsee gelegen; denn man rechnete, daß sie allein an der Frachtschifffahrt aus den Küstenländern der Ostsee jährlich viertehalb Millionen Gulden Gewinn hatten. Deshalb suchten sie dort hauptsächlich den ersten Handelsplatz Danzig zu decken und schickten zur Sicherung dieser Stadt und ihres Hafens einen Theil der Kriegsflotte dahin. De Ruiter segelte mit fünf und zwanzig Kriegsschiffen voraus und der Admiral Obdam van Wassenaar folgte ihm bald. Als sie auf der Rhede von Danzig die Anker auswarfen, betrug die Stärke der niederländischen Flotte zwei und vierzig Kriegsschiffe, von denen mehre schon bedeutend größer waren, als sie sie im letzten Kriege gegen England besessen hatten; denn das Admiralschiff Obdams hatte 68 Geschütze mit 350 Mann Besatzung. Diese Ankunft der Niederländer vereitelte die Absicht der Schweden die Stadt zu blokiren und brachte den Vertrag von Elbing

hervor, durch den die Stadt Danzig geschützt wurde. Dennoch entbrannte bald hernach durch die Ehr- und Herrschbegier Karl Gustavs der Krieg von neuem, an welchem nur de Ruiter nicht Theil nahm.

Denn, sobald er nach einer stürmischen und gefahrvollen Reise im November 1656 heimgekehrt war, erhielt er den Auftrag nach dem mittelländischen Meere zu segeln, welches die Kaper der Barbareskenstaaten unsicherer machten als je. Zugleich ward ihm anbefohlen, auf die französischen Räuber aus der Provence ein wachsames Auge zu haben. Ueberhaupt hatte man damals nicht geringe Besorgniß vor Frankreich; denn es verlauteten häufige Nachrichten, daß der Kardinal Mazarin im Bunde mit dem Protektor Oliver Cromwell darauf ausginge, den Seehandel der Niederländer auf alle Weise zu beschränken. Auch die Engländer hatten häufig die Schiffe derselben sehr belästigt, indem sie ein Recht der Durchsuchung in Anspruch nahmen, ob die Niederländer spanische Güter verschifften. Deshalb hatte die Admiralität von Amsterdam de Ruiter geboten, in solchen Fällen so viel wie billig und möglich nachzugeben, im Uebrigen aber die Ehre seiner Flagge und des Landes zu wahren. Als die Generalstaaten das erfuhren, befahlen sie de Ruiter diesen schriftlichen Auftrag wieder auszuliefern; aber der Admiral beklagte sich in der offenen Sprache eines Seemanns bitter über diesen Befehl, der ihn dem Spotte und Hohne eines jeden beliebigen Engländers aussetze. Die Admiralität in Amsterdam fühlte dies eben so sehr wie er selber und erließ, ohne erst den Bescheid der Generalstaaten abzuwarten, ein anderes Schreiben an ihn, das in minder starken Ausdrücken als das erste abgefaßt, dennoch in der Hauptsache dasselbe sagte.

Mit diesem Bescheide war de Ruiter zufrieden und stach am 24. Dezember 1656 in See, wo sich außer seinen sechs Kriegsschiffen achtzig Kauffahrer um ihn sammelten. Das Wetter war stürmisch und regnicht, dennoch langte er am 20. Januar glücklich vor Kadiz an und begrüßte die Stadt

mit zwölf Ehrenschüssen, auf welche die Spanier mit eben so vielen antworteten. Als er ans Land stieg, war der Herzog von Medina über alle Maßen freundlich gegen ihn; zuletzt führte er ihn allein und fragte, ob er nicht einen geheimen Auftrag habe, die spanische Silberflotte, die von Amerika her erwartet würde, im Nothfalle mit seinen sechs Kriegsschiffen zu beschützen. De Ruiter ward betroffen über eine solche Frage und sagte, daß ihm von einem solchen Befehle Nichts bekannt sei. Darauf versicherte ihm der Herzog, daß er vom spanischen Gesandten im Haag diese Nachricht habe und daß der schriftliche Befehl deshalb wohl bald anlangen werde. Darum dürfe er ihn wohl bitten, einstweilen die Sache auf eigene Hand zu übernehmen. Aber dies Ansinnen schlug der ehrliche de Ruiter rund ab; zwar willfahrte er der Bitte des Herzogs, von der Sache nicht weiter zu sprechen; aber er konnte sich nicht enthalten, seine mündliche abschlägige Antwort dem Herzoge am anderen Tage auch schriftlich zuzustellen, und daneben seine höchliche Verwunderung auszusprechen, wie der spanische Gesandte derartige Dinge habe melden können.

Von Kadiz aus begleitete de Ruiter einige Schiffe nach Barcelona und Livorno und empfing hier neue Klagen gegen die provenzalischen Seeräuber. Man berechnete damals, daß sie der niederländischen Flotte bis zum Jahre 1650 etwa hundert und sechszig Kauffahrer genommen hatten und in den letzten sechs Jahren eben so viel, so daß der Verlust der Niederlande dadurch in Allem zwischen zwanzig bis dreißig Millionen Gulden betrug. Zwar ward der niederländische Gesandte Boreel in Versailles nicht müde, diese Ungerechtigkeiten ans Licht zu stellen; aber das Sonderbarste war, daß die jene genommenen Schiffe freisprechenden gerichtlichen Urtheile und Erkenntnisse, deren Boreel einen großen Vorrath in Abschrift besaß, nicht in Vollzug gesetzt wurden. Die Freibeuter hatten so kräftige Unterstützung, daß es fast unmöglich schien, Etwas gegen sie durchzusetzen, und man erzählte, daß ihre Kapitäne in Toulon selbst königliche Befehle zerrißen hätten;

ja ein von der französischen Regierung nach Toulon zur Untersuchung gesandter Kommissionär war von den Freibeutern und ihrem Anhange aus der Stadt weggejagt und der niederländische Konsul an hellem Tage auf offener Straße angefallen. Durch dies Alles war das Maß der Geduld bis auf den Grund erschöpft und de Ruiter erhielt die Weisung, jegliches französische Schiff, das sich als einen Freibeuter ausweise, sofort zu nehmen.

In den letzten Tagen des Monats Februar kam ein Hamburger Schiffer zu de Ruiter und klagte ihm, daß er von mehren französischen Kapern verfolgt worden sei. De Ruiter segelte der bezeichneten Gegend zu und schon zwei Tage nachher bekam er beim Anbruch des Morgens unterhalb Korsika zwei Segel in Sicht. Sie machten Jagd auf ihn, wie er auf sie; doch als sie einander bis auf eine Meile nah gekommen waren, sahen die Franzosen, daß sie es hier nicht mit Kauffahrern zu thun hatten. Sie ließen erst ihre weiße Flagge wehen, dann aber zogen sie dieselbe wieder ein und setzten alle Segel bei, um zu entkommen. De Ruiter hißte die englische Flagge auf, er näßte seine Segel und jagte ihnen mit allen Kräften nach, so daß er sie etwa um Mittag ereilte. Dann gebot er dem Kapitän des größten Schiffes, daß er seine Schaluppe aussetzen und zu ihm an Bord kommen solle. Der Kapitän schickte seinen Lieutenant; aber de Ruiter war damit nicht zufrieden, er behielt diesen und verlangte noch einmal sofortige Ueberkunft des Kapitäns, widrigenfalls er ihn holen würde. Unterdessen waren auch die drei anderen niederländischen Kriegsschiffe, die damals beim Admiralschiffe waren, ihm nachgekommen und legten sich an die Seite der Franzosen. Da half kein Sträuben mehr, die Befehlshaber mußten herüberkommen. Alsdann forderte de Ruiter die Einziehung des Geschützes der beiden Schiffe und auch diesem Befehl ward gehorcht. Endlich gebot de Ruiter, die ganze Besatzung der beiden Schiffe mit Schaluppen und Böten in die vier nieder=

ländischen Kriegsschiffe herüber zu holen und sie dort gefangen zu setzen. Auch dieser Befehl ward ohne Hinderniß vollführt.

Es waren von Haus aus schwedische Schiffe, durch Eroberung französisches Eigenthum geworden. Das eine führte zwei und dreißig Geschütze, darunter dreißig metallene und zwei eiserne, und hatte zwei hundert und dreißig Mann Besatzung, das andere hatte acht und zwanzig Geschütze und hundert zwei und achtzig Mann Besatzung. Es ergab sich, daß sie für die besten Schnellsegler der französischen Flotte von Toulon aus galten und im verwichenen Jahre mehre niederländische Schiffe genommen hatten. Dies berichtete de Ruiter an die Admiralität zu Amsterdam und sah dann ruhig der Zukunft entgegen. Die Erkundigungen in Frankreich wiesen nach, daß es zwei königliche Schiffe, aber von Privatleuten zum Seeraub ausgerüstet seien und daß hochangesehene Personen in Frankreich Antheil hätten an der Beute. Ueber den Kapitän de Lalande waren schon mehr als zwanzig Urtheile gefällt, denen gemäß er die genommenen Schiffe wieder herausgeben sollte, ohne daß er auch nur ein einziges Mal dem Gebote Folge geleistet hätte. De Lalande war auf den Befehl de Ruiters dennoch nicht zu ihm gekommen, sondern hatte sich an Bord eines der anderen niederländischen Kapitäne begeben und de Ruiter mußte ihn mit der Schaluppe von dort her holen lassen. Als der Franzose das Schiff betrat, fand der Admiral in ihm einen alten Bekannten wieder, es war derselbe Kapitän, an dessen Bord er sich einmal vor langen Jahren durch seine männliche Antwort (vergl. Seite 13) die Freiheit erworben hatte. Aber nun Gleiches mit Gleichem zu vergelten, war nicht möglich; denn die Fälle waren sehr verschieden und eine Freilassung wäre mit de Ruiters Auftrag und Eid unvereinbar gewesen. Das Einzige, was er thun konnte, war, dem Kapitän de Lalande seine Gefangenschaft möglichst wenig beschwerlich zu machen. Auch erkannte dieser de Ruiters Bemühungen an und benahm sich selbst mit ungemeinem Anstande. Die anderen niederländischen Kapitäne und

ihre Mannschaft waren mit ihren französischen Gefangenen weit weniger zufrieden; denn es stand zu befürchten, daß durch die Ueberfüllung der Schiffe mit Menschen bei der Unreinlichkeit der Franzosen bald allerlei Krankheiten entstehen würden. Deshalb ließ de Ruiter Barcelona anlaufen und hier wurden die französischen Matrosen ausgesetzt, um mit einem Geleitsschein des Vicekönigs von Katalonien frei durch spanisches Gebiet nach Frankreich heimzukehren. Nur die Offiziere blieben in Gefangenschaft. Nach vielen Stürmen segelte de Ruiter von dort nach Kadiz, wo er das größte der beiden französischen Schiffe an den Herzog von Medina für zehntausend Goldstücke verkaufte, und sandte von dort aus seine Gefangenen nach den Niederlanden.

Mittlerweile war die Nachricht von der Wegnahme der beiden Schiffe nach Frankreich und nach Versailles gekommen und erregte dort gewaltigen Zorn. Im Rathe des Königs wurden die heftigsten Stimmen laut und einer von den Hofleuten und Mazarins Günstlingen, auf welchem der Verdacht ruhte, nicht wenig bei den Prisen der beiden Schiffe betheiligt gewesen zu sein, behauptete, daß die königliche Majestät von Frankreich durch diesen Raub zweier königlichen Schiffe aufs höchste beleidigt sei und daß die Schuld des Seeräubers de Ruiter nur durch sein Blut gesühnt werden könne. Aber der Marschall von Villeroi redete besänftigend dagegen und die Königin und der Kardinal Mazarin fielen seiner Meinung zu; dennoch ward beschlossen, sofort alle niederländischen Schiffe und ihr Eigenthum in den französischen Häfen mit Beschlag zu belegen. Dies Verfahren war um so mehr befremdend, als die französische Regierung bei den Generalstaaten noch gar keine Klage eingereicht hatte. Die Provinz Holland war sogleich bereit, über die französischen Schiffe in ihren Häfen dasselbe Urtheil zu verhängen; allein die anderen Provinzen wollten nicht darein willigen. Dagegen beriefen die Generalstaaten die verschiedenen Admirals-Kollegien der Niederlande und nach ihrem Beschlusse erhielt der Gesandte

in Versailles, Namens Boreel, den Auftrag, dem Könige die unerträglichen Seeräubereien, Gewaltthätigkeiten und Mordthaten, also lauteten die eigenen Worte der Generalstaaten, der französischen Freibeuter auf eindringliche Weise vorzustellen und auseinanderzusetzen, wie selbst die Urtheile der französischen Gerichtshöfe gegen diese Seeräuber machtlos zu sein schienen.

Doch auch ohne Weisung seiner Oberen hatte Boreel dies Alles gethan und ihrer Gesinnung entsprechend gehandelt. Sofort nach der Nachricht von der Beschlagnahme hatte er um eine Audienz gebeten und sie erhalten. Er entwickelte in einem ausführlichen Vortrage vor dem jungen Könige die Lage der Dinge. Mazarin fand sich durch diese Freimüthigkeit getroffen und fiel ihm mehre Male mit beleidigenden Ausdrücken ins Wort; allein Boreel entgegnete ihm mit Würde: „Ich habe die Ehre mit dem Könige zu reden,“ und fuhr in seiner ruhigen Auseinandersetzung bis zu Ende fort. Dann erwiderte der König: „Ich habe den Herrn de Thou, der jetzt schon auf dem Wege ist, an die Generalstaaten abgesandt, um Rechenschaft zu fordern für den Hohn, den mir de Ruiter angethan hat. Nach Erfüllung meiner Forderung werde ich auch euren Beschwerden Abhülfe zu schaffen versuchen, doch nicht eher.“ In dem Beglaubigungsschreiben de Thous war die That de Ruiters (une témérité sans exemple) eine beispiellose Verwegenheit genannt, und besonders war es übel genommen, daß de Ruiter sich bei der Jagd auf die Schiffe einer fremden Flagge bedient habe; allein da de Ruiter die französischen Seeräuber als offenbare Feinde ansah, so konnte ihm die Anwendung eines Kriegsgebrauchs gegen solche nicht weiter zur Last gelegt werden. Auch war de Lalande bei seinen Jagden auf Beute darin sehr wenig gewissenhaft gewesen und hatte bald diese, bald jene Flagge aufgehißt, je nachdem es ihm passend erschien, wie denn überhaupt der Gebrauch fremder Flaggen in jener Zeit nicht ungewöhnlich war. De Thou sollte aber nicht bloß Klagen vorbringen über

de Ruiter, sondern selbst auch über Boreel, und verlangen, daß dieser sich in Zukunft vor dem Könige und dem Hofe einer bescheidenern Sprache befleißigen solle.

Aber in der Versammlung der Generalstaaten erhob die Provinz Holland kräftig ihre Stimme und behauptete, daß de Ruiter im vollen Rechte gehandelt habe und nach Eid und Pflicht so habe handeln müssen. Sie verlangte zuerst volles Recht für die geschädigten Kaufleute, dann könne man die genommenen Schiffe wieder erstatten und die französischen Güter wieder herausgeben, die zur Vergeltung der Gewaltschritte der Franzosen nun auch in Holland mit Beschlag belegt seien. Diesem Antrage traten die anderen Provinzen bei, während de Thous Forderung umgekehrt erst auf die Herausgabe der beiden Schiffe lautete. Zwar berichtete er den Stand der Dinge nach Versailles; aber man sah im Haag, daß er die Sache hinzuschleppen suchte bis gegen den Herbst, wo die den Franzosen weit überlegene Kriegsflotte der Niederländer ihnen weniger nützen konnte. Deshalb drang die Provinz Holland im Mai auf sofortige Blokade aller französischen Häfen und Ströme durch die niederländischen Kriegsschiffe. Unter solchen Umständen wurden die Franzosen nachgiebiger; denn einen offenen Bruch mit den Niederlanden konnten sie wegen des noch immer dauernden Krieges mit Spanien nicht wünschen. Deshalb bat de Thou nur, daß man um der Ehre des Königs willen zuerst die beiden Schiffe herausgäbe, dann würden alle Forderungen der Niederländer zum Vollen befriedigt werden. Den Generalstaaten war es nicht darum zu thun, einen vortheilhaften Vertrag an einem solchen Ehrenpunkte scheitern zu lassen: sie willigten ein und de Ruiter erhielt Befehl, die Schiffe wieder abzuliefern oder zu ersetzen. Dennoch zauderte der König Ludwig XIV., bis die erneuten Drohungen der Generalstaaten ihn zur Erfüllung des Vertrages zwangen. Wie sehr de Ruiter im Sinne der Admiralität von Holland gehandelt hatte, ersah man daraus, daß sie ihn mit einer goldenen Kette und die ganze Mannschaft seiner

Kriegsflotte, auch diejenigen, welche nicht zugegen gewesen waren, mit der Löhnung eines Monats beschenkte.

Während der Unterhandlungen der Franzosen mit den Generalstaaten ersuchte de Ruiter oftmals um den Auftrag zur Wegnahme aller französischen Schiffe, die er erreichen könnte, und in Erwartung eines solchen Befehls bemühte er sich zunächst unablässig, die französischen Kaper von Toulon aufzusuchen. Einige derselben, die drei niederländische Prisen bei sich führten, jagte er in den festen Hafen von Spezzia, das damals den Genuesen gehörte, und bat um Erlaubniß, sie dort nehmen zu dürfen. Der Kommandant verwies ihn an den Senat von Genua, und obwohl dieser anerkannte, daß de Ruiter zu seinem Verfahren berechtigt sei, so schlug er ihm sein Verlangen doch ab. De Ruiter suchte den genuesischen Gesandten Doria zu überzeugen, daß hier nicht von einem gewöhnlichen Kriege die Rede sei, sondern daß es sich hier um Seeräuber handele, die auszurotten jegliche Regierung verpflichtet seien müsse; aber Doria konnte nicht nachgeben. Deshalb schrieb de Ruiter noch einmal an die Regierung der Republik Genua, daß hier die beste Gelegenheit wäre, die vornehmsten Seeräuber des Mittelmeeres, von denen zwei selbst ihres Heimathsrechtes auf französischem Boden verlustig erklärt seien, nun auf einmal zu bezwingen. Während er die Antwort abwartete, ließ er mit der äußersten Vorsicht über alle Bewegungen der Eingeschlossenen wachen; denn die Franzosen waren als gute Feuerwerker bekannt. Darum ward jedem Kapitän befohlen, selbst und mit eigener Hand jedes an sein Schiff kommende Boot zu durchsuchen, ob nicht etwa eine Kriegslist dahinter stecken möchte. Mit Sehnsucht wartete de Ruiter auf einen bestimmten Auftrag vom Haag oder auf eine Antwort von Genua. Diese kam endlich am 9. Juli; aber sie lautete nicht nach Wunsch; denn der Rath von Genua fürchtete die Gefahr des nahen französischen Heeres und schlug deshalb das Gesuch des niederländischen Admirals rundweg ab. Ueber diese Antwort ward de Ruiter so ent=

rüstet, daß er kurzweg zu dem genuesischen Gesandten sprach: „Dann seid ihr Beschützer von Räubern.“ Dieser erwiderte: „Wir wissen wohl, daß es Räuber sind, aber wir müssen sie zugleich als Unterthanen eines mächtigen Königs ansehen.“

Unterdessen nahm die Hungersnoth auf den eingeschlossenen französischen Schiffen überhand und viele von ihrer Mannschaft entflohen. Einige derselben begaben sich auf die niederländischen Kriegsschiffe und wurden dort angenommen. In Folge dessen ließ der Kommandant Fricambault den Admiral de Ruiter ersuchen, ihm diese Leute wieder auszuliefern; aber de Ruiter erwiderte, das sei wider allen Kriegsgebrauch, besonders da es weder Matrosen noch Soldaten lieb sein könne, mit Räubern zusammen zu sein. Die Franzosen brachten unter solchen Umständen Hab und Gut ans Land, um zu jeder Zeit sich zur völligen Flucht bereit zu halten. De Ruiter dagegen ließ nicht ab mit Bitten und Briefen an Doria und an den Rath von Genua, daß man ihm den Angriff gestatten möchte; aber besser als aus mündlichem oder schriftlichem Bericht ersah er die Meinung derselben aus der Verstärkung der Citadelle von Spezzia, die sich Tag auf Tag mit mehr Mannschaft füllte.

Die Noth der Franzosen stieg immer mehr und es war vorauszusehen, daß sie sich in kurzer Frist ergeben müßten, als ihnen auf einmal auf eine unverhoffte Weise Rettung wurde. Am 15. Juli Abends kam die Nachricht des Vertrages zwischen den Generalstaaten und dem Könige von Frankreich, demgemäß de Ruiter befohlen ward, sofort alle feindseligen Versuche gegen die Franzosen zu unterlassen. Am anderen Morgen theilte de Ruiter diese Botschaft dem feindlichen Kommandanten mit und alsbald erscholl von den Schiffen derselben lauter Jubel, der noch vermehrt ward, als de Ruiter dem Anführer Fricambault Lebensmittel darbieten ließ. Am anderen Tage lichtete de Ruiter die Anker, um zuerst dem Befehle der Generalstaaten gemäß das Geschütz der beiden genommenen Schiffe in Toulon wieder abzuliefern. Dies geschah; aber

die Franzosen forderten auch die Uebergabe der vor Spezzia übergelaufenen Matrosen und Soldaten. Darein konnte de Ruiter nicht willigen; doch auf wiederholtes Andringen verlangte er erst eine schriftliche Versicherung des Unteradmirals der Provence, daß den Ueberläufern keine Strafe irgend welcher Art widerfahren sollte. Nach dem Empfange eines solchen Scheines gab er auch die Matrosen und die Seesoldaten zurück.

So war die Feindschaft mit Frankreich beendet, doch die frühere Freundschaft kehrte nicht wieder. De Ruiter suchte nun wieder seinem ersten Auftrage gemäß das Mittelmeer zu reinigen von afrikanischen Seeräubern, und theilte deshalb seine wieder gesammelte Flotte aufs neue in mehre Geschwader. Er selbst lief durch die Straße von Gibraltar und warf im Hafen vor Kadiz die Anker aus. Hier suchte er zuerst das früher verkaufte französische Raubschiff wieder an sich zu bringen, weil die Franzosen auf der Herausgabe des Schiffes selbst bestanden; aber es war so leck und mangelhaft, daß man es nur nach vieler Zimmerarbeit wieder seefähig machen konnte. Die Generalstaaten hatten ihm sogar aus dem Verkauf desselben einen Vorwurf gemacht; aber diesen lehnte de Ruiter mit Berufung auf seinen schriftlichen Auftrag völlig von sich ab. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen gerieth eins der niederländischen Schiffe bei drei Faden Tiefe auf einen Felsen, der Diamant genannt, und stieß eine halbe Stunde unaufhörlich dagegen an, bis es endlich gelang, es wieder flott zu machen. De Ruiter fuhr in seiner Schaluppe sogleich dahin und sah, wie Stücke Holz von einigen Fuß Länge nach oben trieben. Er befahl das Schiff wieder zurück zu bringen und durch einen spanischen Taucher untersuchen zu lassen. Von einem Leck zeigte sich keine Spur und der Spanier berichtete nach wiederholtem Untertauchen, daß nur einige Stücke des losen Kiels und Etwas von der Bekleidung des festen Kiels abgestoßen seien, während weder der Kiel selber, noch die Schiffswand irgend einen Schaden gelitten habe.

Also kam man mit dem Schrecken davon und setzte von neuem die Segel auf. Auf der Rhede von Kadiz lag der englische Admiral John Stooks mit zwanzig Kriegsschiffen und ward nach der gewöhnlichen Weise mit Streichen der Flagge und den üblichen Ehrenschüssen begrüßt. Nach der Erwiderung derselben sandte er drei Kapitäne zur mündlichen Begrüßung de Ruiters und ließ ihn um seinen Besuch bitten, da er selber wegen seiner Krankheit sich nicht von Bord entfernen dürfe. De Ruiter überlegte eine Weile bei sich, ob er der Einladung entsprechen dürfe; aber sie schien ihm unbedenklich, zumal da er mit Stooks persönlich bekannt und befreundet war. Stooks empfing ihn aufs herzlichste, wie seinen alten Freund, und das Gespräch der beiden Admirale wandte sich bald auf die Freiheit der See. Stooks machte de Ruiter aufmerksam, daß, wie er aus sicherer Quelle wisse, fast alle niederländische Kauffahrer spanische Güter von Kadiz aus- und wieder einbrächten und daß ihm dies sehr unlieb sei, da Eid und Pflicht ihn zwingen würden sie anzuhalten. De Ruiter versprach seine Landsleute zu warnen. Dann ließ der englische Admiral seinem Gaste zu Gefallen vier Spanier frei und suchte ihm auf jede mögliche Weise seine Artigkeit zu beweisen. Nach einem halbstündigen Besuche schied de Ruiter von ihm, sehr erfreut über die freundschaftliche Gesinnung dieses Mannes.

Einige Zeit nachher, im Oktober 1657, erhielt er ein Schreiben der Admiralität von Amsterdam, daß er sich genügend mit frischem Wasser versehen und dann ins atlantische Meer fahren solle, um sich dort mit der Kriegsflotte des Admirals Obdam von Wassenaar zu verbinden gegen die Portugiesen. Denn schon seit mehren Jahren waren die Zerwürfnisse beider Länder in ihren Kolonien in Brasilien und Ostindien immer ärger geworden, nur in Europa war es zum offenen Kriege noch nicht gekommen. In Brasilien hatten die Portugiesen die Oberhand. Darum forderten die niederländischen Gesandten in Lissabon, ten Hove und Gisbert de Witt,

Herausgabe dieses Landes und als die portugiesische Regierung sich weigerte, gaben sie ein Schreiben mit der Kriegserklärung ab und fuhren zu der Flotte Obdams, die im atlantischen Meere kreuzte. Am 26. Oktober 1657 stieß auch de Ruiter zu ihm und sie harrten nun der Zuckerflotte aus Brasilien. Eines Abends sahen sie im Dunkeln und um sich her Lichter: es waren die portugiesischen Zuckerschiffe, die bei nebligem Wetter mitten unter die Flotte ihrer Feinde gerathen waren. Aber diese Ungunst des Geschickes ward ihnen auch wieder zur Gunst; denn man konnte weder Freund noch Feind erkennen und also gelang es den meisten Portugiesen durchzuschlüpfen. Von den achtzig Zuckerschiffen fielen nur fünfzehn in die Hände der Niederländer.

Die Jahreszeit war zu spät vorgerückt und die Gefahren der niederländischen Kriegsflotte überwogen weit die Vortheile, welche das Kreuzen vor der portugiesischen Küste ihnen bringen konnte. Deshalb beschloß der Kriegsrath im November heimzukehren. Nur mit großer Gefahr gelang es de Ruiter, am Ende des Monats mit seinem genommenen Zuckerschiff im Schlepptau in Texel binnen zu kommen.

Fünftes Kapitel.

De Ruiters zweite Fahrt gegen Portugal und der Kriegszug in die Ostsee 1658, 1659 und 1660.

Bis zum Juni des Jahres 1658 genoß de Ruiter der Ruhe am Lande; dann aber ward er aufs neue mit zwei und zwanzig Schiffen an die portugiesische Küste gesandt. Diese hatten in Allem 914 Geschütze und 3300 Mann am Bord. An der englischen Küste wurden sie durch einen schweren Sturm gezwungen, in einem der Häfen Schutz zu suchen und baten deshalb um Entschuldigung, weil sie nur aus diesem Grunde eingelaufen wären. Der Kontreadmiral Withorn nahm dies Einlaufen nicht allein nicht übel, sondern war ihnen in jeder Weise behülflich und brachte auf de Ruiters Ersuchen eine Anzahl entlaufener Matrosen wieder zurück. Das strenge Kriegsrecht hätte diesen die Strafe des Hängens bestimmt; aber gemeiniglich galt bei der holländischen Admiralität ein milderes Verfahren: deshalb wurden nur die Rädelsführer gekielholt, d. h. man ließ sie an der einen Seite des Schiffes ins Wasser nieder und zog sie mittelst eines angelegten Strickes unter dem Kiele durch am andern Bord wieder herauf. Häufig büßte der also Gestrafte das Leben oder eins seiner Glieder ein. Die weniger Schuldigen wurden durch dreimaliges Niederfallen vom Rock der Rahe ins Wasser und dann mit einer Anzahl Schläge bestraft.

Im Anfange Juli 1658 langte de Ruiter bei der portugiesischen Küste an und blokirte sofort den Tajostrom, so daß bald wieder aller Handel Lissabons danieder lag. Die Portugiesen dagegen waren nicht Willens, den Kampf gegen die Niederländer zu wagen, und ihre Flotte ankerte ruhig auf dem Tajo. Wochen und selbst Monate vergingen; aber kein portugiesisches Segel ließ sich blicken und das Kreuzen ohne sichtlichen Erfolg ward immer langweiliger. Dennoch erfuhr de Ruiter aus sicherer Kunde, daß die Blokade den Portugiesen äußerst nachtheilig war und daß sie sehnlichst den Herbst erwarteten, dessen Stürme die niederländische Flotte zur Heimkehr zwingen würden. Endlich nahte das Ende des Oktobermonats heran, und de Ruiter segelte wieder heim.

Inzwischen war im Norden von Europa ein anderer Krieg entbrannt. Der immer eroberungslustige König Karl Gustav von Schweden ging darauf aus, Dänemark ganz mit seinem Reiche zu vereinen. Zu diesem Zwecke machte er im harten Winter 1657—58 den berühmten Zug über das Eis des großen Belt in der Ostsee und erlangte von den bedrängten Dänen den gewinnreichen Frieden von Roeskild. Aber damit noch nicht zufrieden, griff er sie im Sommer 1658 von neuem an und in dieser Noth bat der Dänenkönig die Niederlande um Hülfe. Diese erkannten die Gefahr für ihren eigenen Handel, wenn so viele Küsten der Ostsee in die Gewalt eines so kriegslustigen Mannes geriethen, und schickten den Admiral Obdam von Wassenaar mit einer Flotte von vierzig Kriegsschiffen dahin. Der Admiral Wrangel führte die schwedische Flotte von acht und dreißig Kriegsschiffen. Am Südeingang des Sundes wurde am 8. November ein fürchterliches Seetreffen geliefert, in welchem aber zuletzt die Niederländer den Sieg behielten und ein Drittel der schwedischen Schiffe vernichteten oder wegnahmen, während der schwedische König selber vom Ufer aus dem Kampfe zusah. Auf der Seite der Niederländer war der Vice-Admiral de With gefallen und der schwedische König ließ die Leiche desselben in

einem schwarzen Trauerschiffe an den Admiral Wassenaar bringen, der sie nach Amsterdam schickte.

Sobald de Ruiter von Portugal heimgekehrt war, wollten die Generalstaaten den kränklichen Wassenaar zurück rufen und de Ruiter wieder hin schicken; aber der schnell eintretende Frost und die Furcht vor der englischen Kriegsflotte, welche Richard Cromwell, der Sohn des im September 1658 verstorbenen Protektors Oliver Cromwell, nach dem Sunde geschickt hatte, hinderte die Abreise de Ruiters. Man beschloß deshalb im Frühling 1659 eine viel stärkere Kriegsflotte auszurüsten. Es waren zu diesem Zwecke nur wenige Matrosen zu bekommen: deshalb verboten die Generalstaaten für das Jahr den Wallfischfang. Aber die Grönlandsrheder boten ihnen zwölf hundert Matrosen an, wenn sie dafür den Wallfischfang frei geben wollten, und dies genügte. Die Kriegsflotte war im Allem vierzig Schiffe stark mit 1743 Kanonen und 7689 Mann Besatzung. Es war nur noch Streit über den Befehlshaber; denn die Provinz Seeland behauptete, daß nach dem Admiral Wassenaar ihrem Vice=Admiral Evertsen der erste Rang zukomme; aber die Generalstaaten entschieden für de Ruiter und gaben ihm im Falle der Verhinderung Wassenaars den Oberbefehl über die ganze Flotte der Niederlande. Es ward ihm zur Pflicht gemacht, der englischen Flotte, wo er sie auch antreffen möge, mit der üblichen Höflichkeit zu begegnen, jedoch immer so, wie es sich mit der Ehre seines Vaterlandes vertrüge.

Am 20. Mai lief de Ruiter von Texel aus und erwartete die anderen Schiffe. Als Evertsen zu ihm an Bord kam, verbarg er seine Gereiztheit über die vermeinte Zurücksetzung nicht; jedoch bei de Ruiters ruhiger Geduld verlor sich allmählig seine Aufwallung und er unterwarf sich den Anordnungen der Generalstaaten ohne weitern Widerspruch. Aber kaum war die Kriegsflotte in See gegangen, als de Ruiter eine Galliot nachgeschickt ward mit der Nachricht, daß die Generalstaaten zugleich mit England und Frankreich sich bemühten, im

Haag einen Frieden zwischen den beiden streitenden Mächten zu vermitteln und daß sie am 21. Mai über die Artikel desselben bereits übereingekommen seien. Deshalb ward de Ruiter anbefohlen, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, aber dennoch sich mit Wassenaar zu vereinen; denn die Anwesenheit einer niederländischen Kriegsflotte von siebzig Schiffen mit 17000 Mann Besatzung an Matrosen und Soldaten vermochte wohl den Vorschlägen der Generalstaaten einigen Nachdruck zu geben. Anfänglich war festgesetzt, daß derjenige der beiden Könige, der sich binnen drei Wochen dem Frieden nicht unterwerfen würde, mit den Waffen dazu gezwungen werden sollte; aber diese Frist ward mehrmals verlängert. Das war de Ruiter gar nicht recht und er beklagte sich bitter darüber, weil unterdessen der König von Schweden sich mit aller Macht rüstete und die heiße Sommersonne der bevorstehenden Hundstage den niederländischen Schiffen verderblich wirken müßte. Die Erbitterung der Mannschaft stieg, als die Nachricht kam, daß die Schweden zwei ihrer Schiffe gejagt hatten, so daß das eine gezwungen war gegen den Strand zu laufen. Dort hatte der Kapitän das Schiff, eine Fregatte mit 24 Kanonen, in Brand gesteckt, damit es nicht in die Hände der Schweden fiele. Es schien klar zu sein, daß die nun auch dort gesammelte englische Flotte unter Montagu Willens war, den Waffenstillstand zu Gunsten der Schweden immer weiter hinzuschleppen, während die Niederländer mehr die Dänen begünstigten. Die beiden Admirale Wassenaar und Montagu versicherten einander täglich durch Gesandschaften und Briefe, daß sie nur um des Friedens willen gekommen seien; aber sie waren beide gegen einander auf der Hut.

Die Schweden hielten noch immer Kopenhagen nicht bloß zu Lande belagert, sondern blokirten es auch zur See; aber, als nun Wassenaar mit seiner Kriegsflotte sich näherte, eilten ihre Schiffe davon. Der dänische König suchte auf jede Weise die Gemüther der niederländischen Befehlshaber an sich zu ziehen und lud sie sämmtlich auf die kleine Insel Amak zum

Mittagsmahle ein. Er selbst saß oben an der Tafel, zu seiner Rechten die dänischen Großen, zu seiner Linken erst der Admiral Wassenaar, dann Evertsen, als der im Dienst ältere Vice-Admiral, und dann de Ruiter. Die Insel Amak war damals zum Theil von Holländern, oder Nachkommen von Holländern bewohnt, welche etwa hundert und fünfzig Jahre früher die Königin Elisabeth, Gemahlin des grausamen Christiern II. und Schwester des Kaisers Karl V., aus Holland sich dahin erbeten hatte, damit sie den fruchtbaren Boden nach holländischer Weise bebauen sollten. Deshalb sahen die Holländer die Wahl gerade dieser Insel, auf welcher sie fast unter ihren Landsleuten weilten und wo sie von den Bewohnern die Klänge ihrer Muttersprache vernahmen, für eine angenehme Aufmerksamkeit des dänischen Königs an. Aber mit solchen Mahlzeiten war nicht viel gewonnen; denn eine Woche nach der anderen verging, ohne daß die Friedensunterhandlungen weiter kamen. In Wahrheit beleidigte es den Stolz der beiden Könige und am meisten den des schwedischen, daß zwei Republiken, die Niederlande und England, sich anmaßen wollten, ihnen beiden die Friedensbedingungen vorzuschreiben und sie zur Annahme derselben zu zwingen.

Allmälig begann der Mangel auf den niederländischen Schiffen sich fühlbar zu machen und es brachen allerlei Krankheiten aus. Wassenaar und de Ruiter wünschten beide sehnlichst in Thätigkeit zu kommen, um so mehr, da im Anfang Septembers der englische Admiral Montagu hinwegschiffte und von dieser Seite kein Widerspruch mehr zu besorgen war. Denn in England stand damals eine Umgestaltung der Regierung bevor. Nach dem Tode des Protektors Oliver Cromwell wußte sein Sohn Richard nicht mit gleicher Kraft die Zügel der Regierung zu erfassen: die unter seinem Vater unterdrückten Parteien erhoben sich wieder und der General Monk ging mit dem Gedanken um, den jungen König Karl II. auf den Thron seiner Väter zurück zu führen. Mit diesem Streben war der Admiral Montagu einverstanden und, um

Antheil zu haben an dieser That, lichtete er die Anker und fuhr nach England. Auf dem Kriegsschauplatze aber waren die Gemüther um Nichts mehr zum Frieden geneigt, als früher und, als de Ruiter aus den Reden der niederländischen Gesandten merkte, daß die Hoffnung auf Frieden sogar noch ferner rücke, brach er unmuthig in die Worte aus: „Den ganzen Sommer haben wir mit einer solchen Flotte nutzlos hier zugebracht, und nun, da die Herbststürme bevorstehen, soll der Krieg beginnen. Ist das nicht die Erfüllung unseres alten Sprichworts, daß man den Brunnen zudeckt, wenn das Kalb ertrunken ist?" Aber die Gesandten hatte die Furcht vor der englischen Kriegsflotte geschreckt und von da an begannen sie kräftiger aufzutreten. Als Karl Gustav bei seiner Weigerung beharrte, die Friedensvorschläge anzunehmen, erhielt de Ruiter den Auftrag, feindlich gegen die Schweden zu verfahren. Aber die schwedischen Schiffe lagen fast alle entweder in ihren Häfen oder unter den Kanonen von Kronenburg und anderen festen Plätzen, und es war ihnen nicht beizukommen. Deshalb beschloß de Ruiter einen alten Brander daran zu wagen, um diese so geschützten Schiffe in der Nacht zu verbrennen. Er selbst prüfte die Ausrüstung und die Brennbarkeit der Stoffe und begab sich in eine Fregatte, welche den Brander begleiten und nach Anhängung desselben an das schwedische Schiff, den Kapitän derselben wieder aufnehmen sollte. Aber als dieser in die Nähe des schwedischen Schiffes kam, entfiel ihm das Herz und statt weiter darauf loszusegeln, wendete er und rettete sich. De Ruiter war sehr verstimmt; denn ehe man einem Anderen die Sache übergeben konnte, brach der Morgen an und die günstige Gelegenheit war entflohen.

Auch die anderen Unternehmungen wurden vereitelt und die gegen Ende des Septembers häufiger werdenden Stürme machten den Niederländern viel zu schaffen. Der kranke Admiral Wassenaar ward mittlerweile völlig abberufen und der Oberbefehl an de Ruiter gegeben. Er drang auf eine Landung in Schweden,

weil man sonst gar Nichts erreichen würde; aber obwohl auch ein solcher Beschluß gefaßt wurde, so betrieben doch die Dänen ihre Ausrüstung äußerst träge, und der dänische Feldmarschall Schack setzte dem Andringen de Ruiters eine beharrliche Langsamkeit entgegen. Am 6. November endlich gingen die Schiffe mit den Landungstruppen unter Segel und langten am 8. vor Nyborg auf der Insel Fünen an, wo die Soldaten aussteigen sollten. Man brachte sie in die Böte; aber es ergab sich bald, daß die Schweden auf ihrer Hut waren und daß Niemand über die Oertlichkeit des Landes genaue Kunde besaß: also saßen die Menschen die kalte regnichte Nacht hindurch in den Böten und es ward Nichts ausgerichtet.

Dagegen ward nun der Plan dahin geändert, einen Anschlag auf Kartemünde auszuführen und zu dem Ende vor Nyborg in der Nacht einen blinden Lärm zu machen, damit die Schweden getäuscht würden. Dies gelang, und ehe diese es sich versahen, ward Kartemünde am anderen Tage heftig beschossen. Aber um 2 Uhr Nachmittags war noch kein Soldat ans Land gesetzt und de Ruiter fuhr in seiner Schaluppe selber an das Schiff des Feldmarschalls Schack, um ihn zum Angriff zu treiben. Sein Bitten und Drängen bewog diesen endlich, die Mannschaft einzuschiffen: die Böte fuhren ab und saßen nach einer kurzen Weile fast alle fest, nur ungefähr einen Pistolenschuß von der Brücke vor der Stadt entfernt. Die Schweden hatten sich unterdessen dort auch gesammelt und ihr Geschütz that den Landungstruppen vielen Schaden. Die großen Kriegsschiffe mußten einen Flintenschuß weit vom Ufer entfernt bleiben; deshalb sprang de Ruiter selber in eine Schaluppe hinab, um näher hinan zu fahren. Als er die ungünstige Lage der Dinge überschaute, rief er zu wiederholten Malen: „Greift an, ihr Leute, greift an, sonst ist es um euch Alle geschehen.“ Auf diese Worte sprang der Rittmeister von Buat, ein französischer Edelmann in niederländischen Diensten, mit dem Degen in der Faust in das Wasser hinab, das ihn bis an die Brust umspülte. Dann rief er: „Ich geh

voran, folgt mir, ihr Leute." Dadurch angeregt, sprangen die Soldaten haufenweise über Bord und drangen bis ans Land vor, wo die schwedischen Reiter ihnen entgegen kamen. Nach einer kurzen Gegenwehr gaben diese ihren Vortheil auf und flohen gegen die Stadt; aber die Niederländer und Dänen folgten ihnen auf dem Fuße und gelangten fast mit ihnen an die Thore.

De Ruiter beharrte unterdessen in seiner Schaluppe, obwohl links und rechts von ihm die Matrosen getroffen niederstürzten und begab sich dann selber ans Land. Die Schweden zündeten fliehend Kartemünde an; aber es gelang bald den Brand zu löschen und mit unermüdlichem Eifer wurden dann die Truppen ohne Hinderniß von Seiten der Schweden ausgeschifft. Der weitere Plan war nun auf Nyborg gerichtet und de Ruiter, der täglich erwarten mußte, daß die Novemberstürme es ihm unmöglich machten die See zu halten, trieb den Feldmarschall Schack unabläßig zur Eile an; aber am 15. November fiel tiefer Schnee und verhinderte für einige Tage jegliche Unternehmung. Endlich brach man am 17. gegen Nyborg auf und traf unweit der Stadt das schwedische Heer in Schlachtordnung. Die Schweden wiesen den ersten Angriff ab; aber ihr linker Flügel wich vor dem Andrang der Niederländer und die Reiterei zog sich auf die Stadt zurück, während fast das ganze Fußvolk theils fiel, theils gefangen wurde. Die beiden Anführer, der Prinz von Sulzbach und der Feldmarschall Stenbock, wagten nicht sich der Stadt anzuvertrauen, sondern flohen durch ein Gehölz dem Ufer zu, von wo ein Fischerboot sie in der folgenden Nacht nach Seeland überbrachte.

Am 25. November langte de Ruiter mit der Flotte vor Nyborg an, während das Landheer die Stadt gleichzeitig berannte. Eine Stunde lang ward die kleine Stadt zu Wasser und zu Lande heftig beschossen, da bat der schwedische Kommandant um Unterhandlung. Aber von beiden Seiten ward erwidert, daß man sich darauf nicht einlassen könne, sondern

daß er sich auf Gnade oder Ungnade ergeben müsse. Es war kein Ausweg und aller Widerstand vergeblich: also ergaben sich dort eilf schwedische Reiterregimenter mit dreitausend Pferden. Von dem ganzen schwedischen Heere auf Fünen, das einige Tage vorher sieben tausend Mann stark gewesen war, hatten sich nur die beiden Anführer, der Prinz von Sulzbach und Stenbock, gerettet, alle übrigen waren getödtet oder gefangen. Von der anderen Seite waren fünf hundert gefallen. Die Dänen erkannten den Niederländern den Preis der Tapferkeit zu und die Schweden selbst gestanden, daß diese ihrer dortigen Macht den Todesstreich gegeben hätten. Nach dem Siege ward die Stadt geplündert; aber die niederländischen Geschichtschreiber melden, daß de Ruiter die Seinigen unter Waffen hielt und an der Plünderung keinen Antheil nehmen ließ.

Die Schweden fürchteten, daß de Ruiter die Truppen nun nach Seeland führen würde, um auch dieses wegzunehmen; aber er erwiderte dem Feldmarschall Schack, daß die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, als daß er noch ferner die Flotte gegen die Stürme wagen dürfe. In Wahrheit hatte er noch einen anderen Grund: es war den Niederländern wegen ihres Handels um Frieden in der Ostsee zu thun; aber nicht wollten sie die Macht eines der nordischen Könige zu sehr über die des andern erheben, sondern nur das Uebergewicht des Einen brechen und dann die beiden Könige in ihrem Besitze belassen. Die Noth in der Stadt, in welcher so viele Menschen zusammengedrängt waren, rührte de Ruiters Gemüth: er beklagte die Schrecken des Krieges und eilte schnell wieder aus der Stadt auf seine Schiffe, um mit ihnen zurückzusegeln. Sein Auftrag führte ihn zum Schutze der Kauffahrer bis in die Nähe von Lübeck, wo ihn der Rath der Stadt feierlich zu einem Besuche einlud. Er ward mit großen Ehren empfangen; aber auch die Schweden bekamen Nachricht davon und schickten von Wismar aus eine Abtheilung von fünf hundert Mann, um ihn bei der Rückkehr auf-

zufangen. Doch de Ruiter wurde gewarnt und blieb einen Tag und eine Nacht in Lübeck, bis die Schweden wieder fortzogen. Dann segelte er nach Kopenhagen und brachte auf Befehl der Generalstaaten seine Schiffe zur Ueberwinterung in den Hafen, aber nur mit großer Mühe; denn es begann am 15. Decbr. 1659 heftig zu frieren.

In Kopenhagen lud der König Friedrich I. von Dänemark den Viceadmiral und seine Befehlshaber zu sich und empfing sie königlich. Einige Tage hernach kam der dänische Admiral Bielke zu de Ruiter an Bord und überreichte ihm im Namen des Königs eine schwere goldene Kette, an welche die Königin Sophie Amalie mit eigener Hand eine Denkmünze befestigt hatte. Diese zeigte an der einen Seite das Bildniß des Königs mit zwei und vierzig Diamanten eingefaßt, an der anderen Seite ein Kriegsschiff auf offenem Meere. Daran hing eine Perle von unschätzbarem Werthe. In denselben Tagen empfing de Ruiter von den Generalstaaten für seine geleisteten Dienste ein Dankschreiben, in welchem sie das Vertrauen aussprachen, daß er in seinem Eifer und seinen Diensten für das Vaterland auch ferner so beharren werde.

Solches Eifers bedurfte de Ruiter auch während der Ueberwinterung im Hafen von Kopenhagen; denn die Schweden hatten Seeland noch zum großen Theil besetzt und hielten Kopenhagen von der Landseite belagert. Wenn sie der Stadt Meister wurden, so war es auch um die Flotte geschehen, und da der Frost so stark wurde, daß man überall hin und wieder über das Eis gehen konnte, so drohte auch den Schiffen eine unmittelbare Gefahr durch Brandlegung. Deshalb ward streng verboten irgend Etwas, was nicht vorher untersucht war, in die Schiffe einzunehmen und jegliche Annäherung an diese selbst wurde dadurch verhindert, daß de Ruiter das Eis rund umher auf vierzig Fuß Breite aufhauen ließ. Der dänische König begab sich selber dahin, um zuzuschauen und machte dem Admiral sein Compliment über die ungemeine Rührigkeit der niederländischen Matrosen. Zu

der Noth des übermäßig strengen Winters kam eine heftige Krankheit, welche auf jedem niederländischen Schiffe eine Anzahl Menschen hinwegraffte, und mit Sehnsucht sah de Ruiter dem Frühlinge entgegen.

Endlich begann es zu thauen und mit der wärmeren Witterung kam die Nachricht, daß der kriegerische König Karl Gustav, der nach dem erlittenen Unglück vor Nyborg auf Fünen nur noch wenige gesunde Tage gehabt hatte, im Anfang des März 1660 zu Gothenburg gestorben sei. Das änderte die Lage der Dinge. Die Generalstaaten waren ernstlich auf den Frieden bedacht und schrieben an de Ruiter, daß er keine weiteren Feindseligkeiten unternehmen sollte. Dennoch war es nöthig, ein wachsames Auge auf die Schweden zu halten, die unterdessen mit neun Kriegsschiffen aus dem Hafen von Landskrona hervorgekommen waren, und de Ruiter gebot ihrem Admiral, sich nahe bei seinen Schiffen vor Anker zu legen und nicht von da zu weichen, widrigenfalls er ihn zwingen müsse, seinem Wunsche nachzukommen. Das nahmen nicht bloß die Schweden übel auf, sondern auch die englischen und französischen Gesandten beklagten sich darüber; aber die niederländischen erwiderten, daß nur so der Friede vermittelt werden könne. Als man endlich über alle Bedingungen einig war, erhielt de Ruiter Befehl, die schwedische Flotte frei zu lassen und er entbot den schwedischen Admiral zu sich, um ihm selber die frohe Nachricht zu verkündigen. Am 6. Juni 1660 ward der Kopenhagener Friede geschlossen, der günstiger für die Dänen war, als der frühere Roelskilder Vertrag, und mit unendlichem Jubel begrüßte ihn die Bevölkerung der beiden Königreiche. De Ruiter hatte die Ehre, das Meiste zum Frieden beigetragen und die Macht der Generalstaaten im Norden auf ihren Gipfel erhoben zu haben.

Bis zur Ausführung aller Friedensbedingungen verweilte de Ruiter noch in der Ostsee und während dessen lernten die früheren Feinde einander kennen und begrüßten sich freund-

schaftlich. Der Prinz von Sulzbach kam zu de Ruiter an Bord und war sehr erfreut über die Höflichkeit des Mannes, dessen Tapferkeit er zu seinem Schaden so schmerzlich erprobt hatte. Dann luden die schwedischen Befehlshaber den niederländischen Admiral auf das Schloß Kronenburg ein und suchten ihm dort alle Ehre zu erweisen. Die Dänen hatten den Auftrag, die schwedischen Regimenter mit ihren Schiffen aus ihrem Lande hinüberzubringen; aber da sie damit nur langsam vorwärts kamen, bot de Ruiter seine Flotte zu diesem Zwecke an und setzte vom 7. Juli bis zum 3. August 8771 Mann zum Theil mit ihren Pferden hinüber. Dies erwarb ihm den Dank beider Parteien; denn nach der Aussage des französischen Gesandten Terlon hätte das längere Verweilen der Schweden auf dänischem Boden Mangel an Nahrung und daraus entstehende neue Feindschaft zur Folge haben können.

Dann erhielt de Ruiter von den Generalstaaten Befehl zur Heimkehr und machte seinen Abschiedsbesuch beim dänischen Könige Friedrich I. Dieser wußte was er ihm verdankte und, um ihn würdig zu belohnen, ließ er in den letzten Tagen seiner Anwesenheit dem Admiral ein Diplom überreichen, kraft dessen er de Ruiter und seine Nachkommen in den dänischen Adelstand erhob. Dazu schenkte er ihm einen Jahrgehalt von zweitausend Gulden. De Ruiters edler Sinn hatte einen höheren Ursprung als diesen Adelsbrief; aber dennoch hatte dieser Werth für ihn, weil er errungen war durch Tugenden, die Freund und Feind auf gleiche Weise bereitwillig anerkannten. Zur selben Zeit erließ der König ein Danksagungsschreiben an die Hochmögenden Herren Generalstaaten, und that mit besonderem Lobe der Thaten ihres Admirals de Ruiter Erwähnung. Dann lichtete de Ruiter die Anker und lief am 3. September 1660 wohlbehalten in das Vly ein. Hier bestieg er ein kleineres Schiff, das ihn nach Amsterdam führen sollte; aber nach dem glücklichen Bestehen so großer Bedrängnisse drohte ihm hier

eine andere Lebensgefahr. Das Schiff, welches ihn trug, ward von einem anderen größeren übersegelt und ging zu Grunde; aber de Ruiter ergriff das Tauwerk desselben, welches nicht vom Wasser bedeckt ward, und hielt sich daran so lange, bis man ihm zu Hülfe kam und aus der dringenden Noth errettete. Wohlbehalten gelangte er dann nach Amsterdam zu seiner Frau und seinen Kindern im Sept. 1660.

Sechstes Kapitel.

De Ruiters dritter Zug gegen die Barbareskenstaaten 1661, 62 und 63.

Nach seiner Rückkehr von der Ostsee genoß de Ruiter fast drei Vierteljahre der lang entbehrten Ruhe, bis die Generalstaaten im Sommer 1661 ihn wieder gegen die afrikanischen Seeräuber entsendeten. Außerdem aber hatte er den geheimen Auftrag, die von Amerika herübersegelnde spanische Silberflotte zu decken und sie zu beschützen, gegen wen und welche Macht auch immer es sein möchte. Zu diesen beiden Zwecken waren ihm in Allem zwei und zwanzig Kriegsschiffe untergeben. Aber alles Kreuzen auf die spanische Silberflotte war umsonst: sie war nördlicher als gewöhnlich gesegelt und lief ohne irgend einen Unfall in den Hafen von Corunna ein. Mit desto größerem Eifer betrieb der Admiral die Verfolgung seiner anderen Aufgabe um so mehr, da er im Anfang October die unangenehme Kunde vernahm, daß die Barbaresken zwei holländische Schiffe angegriffen, das eine in Brand geschossen und die Mannschaft des andern zur Flucht gezwungen hatten. Bevor diese in die Böte sprang, hatte sie die brennende Lunte in die Nähe der Pulverkammer gelegt und das Schiff war vor den Augen der Seeräuber in die Luft geflogen.

Die niederländischen Schiffe vertheilten sich in weite Entfernungen von einander; aber es fruchtete nicht viel; denn

nur selten vermochte eins ihrer Schiffe es im Schnellsegeln mit den afrikanischen aufzunehmen. Nach mehrmonatlichem Kreuzen hatte man zwar manches türkische Raubschiff erblickt, aber nur eins genommen. Mehrmals geschah es, daß die Seeräuber, wenn man Jagd auf sie machte, eine rothe Flagge hinten aussteckten und einen Schuß abfeuerten, was nach ihrer Weise eine Verhöhnung sein sollte. Im Februar 1662 kamen de Ruiter acht Schiffe von Tripolis in Sicht und wiederum begann die Jagd. Dies Mal aber war der beste Segler der niederländischen Flotte um die Kraft eines Marssegels schneller als jene und kam immer näher. Der Wind wehte steif und dem einen der Seeräuber zerbrach die große Stenge. Die Andern wollten ihn schleppen; aber er ward dadurch nur noch hülfloser; denn sein Fockmast und das Bugspriet fielen bald zerbrochen über Bord. Es war kein Entrinnen mehr, der Türke strich seine Flagge und ergab sich. Auch die Entfernung von den andern Schiffen ward immer geringer, bis die Dunkelheit des Abends zum Aufhören zwang und die Türken unter ihrem Schutze in den Hafen von Farina, etwa vier Meilen nordwestlich von dem alten Karthago, eine Zuflucht fanden und unter den Kanonen des Kastells die Anker warfen. In der Nacht erhob sich ein Sturm und die Niederländer waren gezwungen, das genommene Schiff nach Bergung der Mannschaft von etwa hundert Türken und fünf und zwanzig Christensclaven seinem Geschick zu überlassen. Der Zufall wollte, daß es in die Bai von Tunis trieb und also wieder in die Hände der Mauren gerieth.

De Ruiter vernahm sichere Kunde, daß in Tunis noch eine große Zahl von Christensclaven seien und schickte deshalb einen Boten dahin, daß er erbötig wäre seine Gefangenen gegen Christensklaven auszuwechseln, besonders wenn sich Holländer, Seeländer oder Friesen da befänden. Er verlangte auf diese Frage Antwort in lateinischer oder französischer oder niederländischer Sprache. Bald kamen vier türkische Befehlshaber zu ihm an Bord, deren vornehmster ein Renegat aus

Enkhuisen war und sich Admiral von Tunis nannte. Sie waren ausnehmend höflich gegen de Ruiter und boten ihm für die Mannschaft alle möglichen Erfrischungen an, ja sie erklärten sich bereit, mit dem Bey über den Frieden zu reden. Während sie dort noch unterhandelten, kam ein Brief von dem Befehlshaber der in den Hafen von Farina geflüchteten Schiffe an, in welchem dieser sagte, daß er schon zum dritten Male von de Ruiter gejagt und jedes Mal nicht aus Mangel an Muth, sondern wegen der übergroßen Macht desselben geflohen sei. Er erbiete sich aber, mit seinem Schiffe gegen ein niederländisches unter einem Befehlshaber von gleichem Range einen Einzelkampf zu bestehen und, im Falle er unterläge, sich mit Schiff und Mannschaft gefangen zu geben; im andern Falle aber von jener Seite ein Gleiches verlange. De Ruiter willigte ein, und da der Türke sich als Unterkommandant mit dem niederländischen Namen Schutz bei Nacht (Schout by nacht) unterschrieben hatte: so übergab der Admiral seinem Schutz bei Nacht van der Zaan das Schreiben mit dieser sonderbaren Bitte. Auch dieser war bereit und sie schlugen den Admiral von Tunis zum Schiedsrichter vor. Aber als nun van der Zaan mit seinem Schiffe allein segelte, um den Türken zu erwarten, entfiel diesem das Herz und er hielt sich für sicherer unter den Kanonen von Farina.

Unterdessen dauerten die Unterhandlungen mit den Tunesern fort. Diese standen nach und nach von einigen hohen Forderungen ab und waren zur Auswechselung geneigt, wenn de Ruiter ihnen auf die ganze Zahl sechs der ihrigen zugäbe. Als er dieses bewilligte, luden sie ihn ein, unmittelbar vor die Stadt zu kommen. Mit drei Schiffen segelte er hin; aber hierbei war ihm das Glück so günstig, daß ein Seeräuber von Algier den Niederländern gerade entgegenlief und, als er sie bemerkte, nicht mehr entrinnen konnte. Man war dem Lande bis auf Musketenschußweite nahe gekommen; dennoch segelte de Ruiter auf den Seeräuber zu und schoß ihn mit einigen glatten Lagen seiner Breitseiten in den Grund. Aber

der Seeräuber sank nur um einige Fuß, bis sein Kiel den Boden erreichte, und die Mannschaft wehrte sich gegen die herankommenden Schaluppen so tapfer, daß man sie mit Granaten beschießen mußte. Endlich ergab sie sich und es fielen fast noch zweihundert Türken mit vierzig Christensklaven in die Hände de Ruiters. Das Schiff ließ er anzünden und es brannte bis auf den Wasserspiegel nieder.

Dann segelte de Ruiter vor Tunis und empfing hier sechszig Sklaven aus den Niederlanden, für die er eben so viele Türken und dann noch acht obendrein gab. Der Bey schenkte ihm aus besonderer Gunst noch einen Sklaven, aus Emden gebürtig, der 24 Jahre lang dort geschmachtet und niemals Hoffnung auf Befreiung gehabt hatte. Das große Deutschland hatte ja keine Kriegsflotte damals wie heute, seine Angehörigen wurden mißhandelt damals wie heute in allen Ländern und auf allen Gewässern der Erde, und nur der augenblicklichen Laune des Machthabers in einem kleinen Räuberstaate verdankte jener Hülflose seine Rettung. Außerdem erwiesen die Tuneser den Niederländern manche Freundschaftsbezeugungen, schickten ihnen Erfrischungen aller Art und man kam zuletzt über einen Waffenstillstand überein, der im Falle der Genehmigung durch die Generalstaaten eine Einleitung zum Frieden sein sollte. De Ruiter meldete dies heim und erwähnte dabei, daß in Tunis noch eine Menge anderer Christensklaven schmachteten, die im Falle eines Friedens gegen Geld ausgewechselt werden könnten.

Von Tunis aus segelte de Ruiter im Anfang April 1662 vor Algier und begrüßte als Admiral die Stadt mit eilf Ehrenschüssen, die anderen Befehlshaber je nach ihrem Range mit neun, sieben oder fünf; aber von der Stadt aus erscholl kein Schuß zur Antwort. De Ruiter schickte darauf seine Bevollmächtigten an den Dey und ließ ihn ersuchen mit ihm über die Auswechselung der Christensklaven und die Bedingungen eines beständigen Friedens in Unterhandlung zu treten. Jener war nicht abgeneigt; denn obwohl de Ruiter

nur wenige der Schiffe genommen hatte, so war doch durch seine immerwährenden Jagden auf die Seeräuber eine gewaltige Furcht vor ihm und häufig weigerten sich die Mannschaften der Schiffe auszufahren, so lange die Niederländer mit solcher Macht dort kreuzten. Aber de Ruiters Forderung, daß die niederländische Flagge das ganze Eigenthum mit der Ladung decken sollte, war den Algierern zu hoch und sie erwiderten: „Wenn wir dies zugestehn, so können wir nur unsere Schiffe verbrennen und betteln. Allein wir wollen lieber ehrlich im Kriege sterben, als betteln.“ Es wäre ein vergeblicher Versuch gewesen, wenn de Ruiter sie hätte überzeugen wollen, daß zwischen Krieg im gewöhnlichen Sinne und Seeräuberei doch wohl ein Unterschied sei. Deshalb ward fürerst nur ein siebenmonatlicher Waffenstillstand ausgemacht. Zwei Tage nach dem Abschluß desselben kamen sechs Algierer Raubschiffe von dem englischen Contreadmiral Lauson gejagt in Sicht; de Ruiter hätte ihnen den Weg abschneiden und sie nehmen können; aber mit Schmerzen gedachte er des unterzeichneten Vertrages und ließ sie fahren. Es lagen damals sechszehn Fregatten im Hafen von Algier und in Allem konnten die Raubschiffe in wenigen Monaten bis auf dreißig gebracht werden, eine Zahl, die wohl geeignet war, einige Besorniß für die Zukunft einzuflößen. Auch die Bewaffnung der Stadt Algier setzte die Niederländer in nicht geringes Erstaunen; denn sie vernahmen, daß die Stadt mit ihren Forts und Kastellen, außer den beiden oben auf dem Berge, an welchen die Stadt sich lehnt, bewehrt sei mit siebenhundert fünf und achtzig Geschützen. Man meinte, daß unter den tausenden von Christensklaven in Algier sich damals mindestens zweihundert Niederländer befänden, und de Ruiter hinterließ einen Consul mit dem Auftrage, die Namen und Verhältnisse dieser Sklaven zu erforschen.

Von Algier aus segelte de Ruiter nach Malaga und erhielt nicht lange nachher Bericht von den Generalstaaten, daß sie bei allen Friedens-Unterhandlungen mit Algier und

den andern Raubstaaten auf dem Grundsatze: „Frei Schiff macht freies Gut“ bestehen müßten. Darum verboten sie jegliche Durchsuchung eines niederländischen Schiffes durch die Türken und sandten de Ruiter ihren Vertrag von 1612 mit dem türkischen Sultan, dem Oberherrn auch der Barbareskenstaaten, daß er auf Grund desselben unterhandeln sollte. Im Juli 1662 segelte de Ruiter wieder vor Algier und begann aufs neue die Unterhandlungen; aber sobald die Türken seine Forderung hörten, war es mit aller ihrer Neigung zum Frieden vorbei. Sie lieferten ihm die Friedensartikel aus, welche sie mit den Engländern geschlossen hätten, denen gemäß sie zwei Mann an Bord jedes englischen Handelsschiffes, das sie auf offenem Meere anträfen, zur Nachforschung und Abforderung der Waaren einer nicht mit ihnen friedlichen Nation absenden durften. Diese Artikel baten sie an die Generalstaaten zu schicken und de Ruiter willfahrte ihrem Begehr, jedoch mit seiner ausdrücklichen Bitte an seine Regierung, kein Haar breit von ihrer Forderung abzuweichen und nicht diesen Seeräubern in einem Punkte nachzugeben, über den sie mit allen anderen Seemächten einverstanden sei. Einstweilen kam man überein, den Waffenstillstand fortdauern zu lassen und inzwischen auf beiden Seiten kein Schiff zu nehmen.

Bis zu weiterer Förderung der Angelegenheit lichtete de Ruiter die Anker, um nach Tripolis zu fahren und auch dem Bey dieser Stadt den Frieden zu bieten. Als de Ruiter auf der Rhede lag, erhielt er noch am selben Abend der Absendung seines Boten die Antwort zurück, daß auch der Bey zum Frieden erbötig sei, aber nur unter derselben Bedingung wie mit den Engländern, daß nämlich die Generalstaaten auf den Grundsatz: „Frei Schiff frei Gut“ verzichteten. Am folgenden Morgen kam noch ein neuer Bote, um jeden Versuch einer weiteren Unterhandlung rund abzuschlagen. Aus allen Anzeichen gab sich eine große Kriegslust der Tripolesen kund. Es lagen damals im Hafen von Tripolis etwa sieben Raub-

schiffe, ein jedes mit ungefähr dreißig Geschützen. De Ruiter glaubte aber im Falle der Noth durch Versenkung zweier Schiffe am Eingange des Hafens denselben ganz verderben und jegliches Aus= und Einlaufen unmöglich machen zu können, obwohl er sich von der andern Seite nicht verhehlte, daß dies unter den Kanonen der Stadt seine Schwierigkeiten habe, zumal da ein neues Kastell mit fünf und funfzig schweren Geschützen besetzt erst zwei Jahre vorher zur Deckung des Hafens erbaut war. — Wenn auch aus dem Frieden nichts wurde, so beeiferte sich doch der Bey dem Admiral de Ruiter zu beweisen, daß das Mißlingen der Unterhandlung an seiner persönlichen Gesinnung nicht liege; denn er sandte de Ruiter dreizehn Ochsen, fünfzig Schafe und viele andere Lebensmittel an Bord. Einige Niederländer, die an Bord gewesen waren, wollten auch gehört haben, daß die anderen Befehlshaber den Bey zum Abschlagen der Bedingungen de Ruiters wider seinen Willen gezwungen hätten.

Weniger Schwierigkeit fand er zu Tunis, wo man über seine Wiederkunft am 29. August 1662 sehr erfreut war und sich zur Unterzeichnung des Friedens bereit erklärte. In den Artikeln desselben war ausdrücklich bestimmt, daß frei Schiff frei Gut machen und nach dem Aufhissen der Flagge und der Vorzeigung der Seepässe eine weitere Durchsuchung auf keiner Seite gestattet werden sollte. Auch selbst im Falle des Schiffbruchs sollten die geretteten Menschen frei sein und ihre Güter ihnen als ihr volles Eigenthum verbleiben. Dieser letztere Grundsatz, über dessen Annahme der Admiral de Ruiter mit dem Raubstaate von Tunis sich einigte, war damals noch lange nicht überall bei den civilisirt und christlich sich nennenden Völkerschaften durchgedrungen. Zwar hat in unseren Tagen wohl die Barbarei aufgehört, in welcher man an den Küsten die Strandung eines Schiffes für eine besondere Segnung des Himmels ansah und Gott Lob und Dank dafür darbrachte; aber noch bis auf den heutigen Tag ist besonders auch an der deutschen Nordseeküste nicht genügend für die

Erhaltung des Lebens und die Sicherung des Eigenthums der Schiffbrüchigen gesorgt. — De Ruiter dehnte den Schutz der Nation selbst auf den einzelnen niederländischen Seemann aus, welcher an Bord eines fremden Handelsschiffes diente, das etwa von den Tripolesen genommen würde; denn er verlangte auch für einen solchen Freiheit der Person und des Eigenthums, die verdiente Löhnung eingerechnet. Auch dies gestanden die Tripolesen zu.

Alsdann ward von beiden Seiten der Friede unterzeichnet und de Ruiter lichtete wieder die Anker, um nach Algier zu fahren; denn er hatte die Nachricht erhalten, daß mehre Schiffe dort aufgebracht seien, unter denen vielleicht auch niederländische sein könnten. Doch es waren acht Hamburger Schiffe, für die ja als deutsche keine Rettung und Hülfe war; nur waren unter ihrer Bemannung fünf niederländische Matrosen, die de Ruiter sofort zurückforderte. Dann kreuzte er wieder umher, zwar ohne sichtlichen Erfolg; aber der Schrecken der Barbaresken stieg immer mehr. Bei seiner nochmaligen Ankunft auf der Rhede von Algier im November 1662 zeigten sich die algierischen Befehlshaber, wie es schien, aufrichtig zum Frieden geneigt. Der frühere erste Punkt des Anstoßes, daß jeder algierische Sklav, welcher Nation er auch angehöre, durch Betreten des niederländischen Bodens seine Freiheit erlangen solle, ward bald zugestanden; aber der zweite und hauptsächliche: Frei Schiff frei Gut, erregte noch manche Bedenken. Aber die Niederländer erklärten fest und bestimmt, daß sie einzig und allein unter dieser Bedingung Frieden schließen würden: also wurde eingewilligt und man wurde einig. Aber einige Tage nachher, als die Unterzeichnung geschehen sollte, erhoben mehrere der Türken sich aufs neue gegen solchen Vertrag und sagten, daß in Zukunft alle fremden Kauffahrer sich unter die niederländische Flagge verbergen würden. Es entstand ein heftiger Wortwechsel unter ihnen selber, bis zuletzt die Vermittler des Friedens durchdrangen und die Anderen zur Unterschrift bewogen. November 1662.

Nachdem dies geschehen, verrichteten die Türken nach ihrer gewohnten Weise ihr Gebet und dankten Allah für den gewährten Frieden.

Dann begann die Auslösung und der Freikauf einiger Sklaven. Aber de Ruiter hatte nur für die geborenen Seeländer Geld und Auftrag und diese wurden befreit bis auf fünf, die gerade in See waren. Als die anderen Niederländer sahen, daß ihre Hoffnung auf Rettung getäuscht war, erhob sich unter ihnen ein trauriger Jammer und lautes Wehklagen, so daß man sie kaum beruhigen konnte. De Ruiter trat zu ihnen und sagte, daß ihm ihre Lage sehr zu Herzen ginge und daß er sich bei den Generalstaaten angelegentlich für sie verwenden würde. Auch waren die Niederländer im Stande noch einige andere Sklaven zu lösen, nur war dabei eine gewisse Ordnung und Reihenfolge erforderlich. Diese fand man, indem einer der Befehlshaber sich bereit erklärte, seine zehn Sklaven zuerst zu verkaufen, weil durch dieses Beispiel die Andern angefeuert wurden. Als Lösegeld ward ein für alle Mal der Einkaufspreis eines jeden Sklaven festgestellt; aber dies Verhältniß war gerade bei diesem ersten Verkäufer sehr ungünstig, weil er für sich immer die besten Sklaven aussuchen ließ und sie zu hohen Preisen bezahlte. Die Kapitäne hielten Rath über die große Summe, welche der Türke für jene zehn Sklaven forderte; aber man konnte diese wackeren Männer dort nicht schmachten lassen und es mußte doch auch ein Anfang gemacht werden. Also wurden für jeden derselben durchschnittlich dreihundert und achtzig Stücke von Achten bezahlt; aber im Voraus dabei bedungen, daß für die Uebrigen der höchste Preis dreihundert Stücke von Achten sein müßte. Also geschah es und in Allem wurden dies Mal dort hundert und dreißig Christen aus der Sklaverei erlöst.

Bevor de Ruiter unter Segel ging, verkehrte er mehrmals mit einigen Angesehenen unter den Renegaten und fragte sie um ihre Meinung, ob die Türken den geschlossenen Frieden halten würden. Sie zuckten die Achseln und sagten, es würde

auf alle Fälle immer das Beste sein, wenn die Generalstaaten die Kauffahrer nie ganz ohne alle Bedeckung durch ein Kriegsschiff fahren ließen. Ueberhaupt wäre es zweckmäßig, immer eine ziemliche Anzahl der letzteren im mittelländischen Meere zu halten und sie häufig bis auf die Rhede von Algier und Tunis fahren zu lassen, um sich den Türken in Erinnerung zu bringen. Im anderen Falle könne es geschehen, daß die Türken gar bald den Vertrag vergäßen. — Diese dagegen schienen große Bereitwilligkeit zur Aufrechthaltung des Friedens zu haben und ersuchten de Ruiter noch nachträglich, daß die Generalstaaten sich zur Unterzeichnung der Seepässe eines besonderen Siegels bedienen möchten, damit nicht irgend eine Irrung entstände, wenn fremde Völker sich des gewöhnlichen Siegels der Generalstaaten, des Löwen mit dem Bündel Pfeile, bedienen wollten.

De Ruiter sandte diese Nachrichten an die Generalstaaten und kreuzte dann wieder im Mittelmeere umher, um die Tripolesen aufzusuchen; aber das Jahr 1663 brach an und noch immer hatte er nicht eins ihrer Schiffe erblickt. Deshalb kehrte er nach Malaga zurück, wo ihm hinterbracht ward, daß dort Hamburger lägen, die mit niederländischen Seepässen führen. Er erkundigte sich danach und erfuhr, daß diese wehrlosen Deutschen, die nirgends Schutz und Hülfe zu finden hatten, diese durch List zu ersetzen suchten und zu Amsterdam mit einigen Kaufleuten in Verbindung ständen, die für eine Summe Geldes vor der Admiralität beschworen, daß jene Schiffe niederländisches Eigenthum seien und dann darauf Seepässe erhielten. Auch ward dem Admiral gesagt, daß dies den Türken gar nicht verborgen bleiben könne, da die Engländer und überhaupt die Schiffer anderer Nationen es wüßten; denn die Menschen sind ja nun einmal so, daß das gleiche Schicksal Anderer ihnen als eine Erleichterung des eigenen Unglücks erscheint. Deshalb glaubte de Ruiter die Admiralität von Amsterdam und die Generalstaaten überhaupt auf dies Verfahren aufmerksam machen und andeuten zu

müssen, welche Verwickelungen zum Nachtheil des eben erst geschlossenen Friedens daraus entstehen könnten.

Am 17. März 1663 erhielt de Ruiter die Weisung, ins Vaterland heimzukehren und den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere dem jungen Befehlshaber (Schutz bei Nacht) Tromp zu überlassen. Nach so langer Abwesenheit war de Ruiter dieser Befehl erwünscht und schon am 19. April lief er in den Hafen von Texel ein. Aber er war erst wenige Wochen aus dem Mittelmeere entfernt, als ungünstige Berichte von da einliefen. Die Türken in Algier harrten auf das Lösegeld der Christensklaven und hielten diese deshalb zusammen. Als nun die Pest um sich griff und einer der Unglücklichen nach dem andern verstarb, verringerte sich damit auch die Summe des erwarteten Lösegeldes und dies bewirkte Mismuth. Dazu hatte nun schon seit einigen Monaten kein niederländisches Schiff auf der Rhede oder im Hafen ihnen seine Breitseiten gezeigt und nach und nach verlor sich der Schrecken, welchen de Ruiter ihnen eingeflößt. Das alte Leben begann aufs neue und schon im Sommer 1663 kaperten sie wieder holländische Schiffe und verkauften die Matrosen als Sklaven. Zwar jagte Tromp die Seeräuber, wie es de Ruiter gethan hatte; aber sie wußten fast immer zu entkommen. Erst im Januar 1664 gelang es Tromp zwei algierische Fregatten mit 300 Mann Besatzung und 25 Christensklaven zu nehmen. Darüber entstand große Bekümmerniß in Algier und die Türken waren nun gar gerne zum Frieden geneigt. Aber nach solchen Erfahrungen verfolgten die Generalstaaten einen anderen Plan. Sie ließen an die drei Könige von England, Frankreich und Spanien ihre Bitten ergehen, daß die vier Reiche gleichzeitig eine Flotte ausrüsten sollten, um mit gemeinschaftlicher Macht, jedoch jedes Schiff unter der eigenen Flagge seines Landes, die Seeräuber bis in die entlegensten Winkel aufzusuchen und sie um des gemeinen Bestens willen zu vernichten, wie und wo man sie fände. Die Erfolge der Türken, sagten sie, seien nur dadurch möglich, daß bald der eine

Staat, bald der andere mit ihnen einen besonderen Frieden schlösse.

Dieser Vorschlag der Generalstaaten, der vielen Angehörigen der seefahrenden Nationen manches Elend und Herzeleid erspart hätte, fand bei den Königen kein Gehör. Der König Ludwig XIV. lobte ihr Vorhaben und bot ihnen zu Toulon ein Kriegsmagazin an; der König von Spanien ließ ihnen sagen, daß seine Häfen ihnen zu diesem Zwecke offen stünden; Karl II. von England rüstete zwar eine Kriegsflotte aus, aber mit ganz anderem Auftrage; ja Einige meinen, daß er schon damals, im Anfang des Jahres 1664 heimlich mit dem Gedanken umgegangen sei den Frieden mit den Niederländern zu brechen und zu diesem Zwecke im Voraus gerüstet zu sein, um ihnen vor der Sammlung ihrer Macht schon empfindlichen Schaden zugefügt zu haben. Die Generalstaaten sahen sich auf ihre eigene Macht beschränkt und beschlossen, de Ruiter abermals mit einer Flotte das mittelländische Meer von den ruhelosen Feinden säubern zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Vierte Fahrt de Ruiters nach dem Mittelmeere 1664 und sein Zug gegen die Engländer an der Westküste Afrikas bis Ende 1664.

Im Jahre 1664 lief de Ruiter wieder mit einer Flotte von zwölf Kriegsschiffen aus dem Vly aus mit dem Auftrage, die Algierer zur Rechenschaft zu ziehen wegen des gebrochenen Friedens. Auf seinem Schiffe befand sich sein noch nicht vierzehnjähriger Sohn Junker Engel de Ruiter, der unter den Augen des Vaters den Seedienst erlernen sollte. Kaum waren sie im Mai in See gegangen, als der Admiral von einer schweren Krankheit befallen wurde, so daß man an seinem Leben verzweifelte. Dennoch erholte er sich: er war noch zu größeren Dingen berufen. Am 13. Juni begegnete er einer Abtheilung der englischen Flotte unter dem Contreadmiral Lauson und begrüßte sie nach gewöhnlicher Weise durch Streichen der Flagge und die üblichen Ehrenschüsse. Die Schüsse erwiderte Lauson, aber das Streichen der Flagge nicht, und entschuldigte sich deswegen bei de Ruiter, da es sein Auftrag sei, vor keinem Kriegsschiffe eines anderen Staats, es möge sein, welcher es wolle, jemals die Flagge zu streichen. Dies Verfahren kränkte de Ruiter und er beschloß fortan die englische Flotte zwar mit Ehrenschüssen zu begrüßen, wie er auch bisher gethan, aber vor ihr eben so wenig die Flagge zu streichen,

wie sie es vor ihm that. Der Herr von Mortaigne, der als Bevollmächtigter der Generalstaaten auf der Flotte mit ihm segelte, berichtete diesen Entschluß de Ruiters heim und empfing bald darauf eine Antwort des Rathspensionärs Johann de Witt mit dem Beschlusse der Generalstaaten, daß de Ruiter die Begegnung möglichst vermeiden, dann aber das nächste Mal wieder die Flagge streichen und im Falle der Nichterwiderung von englischer Seite besonderen Befehl der Generalstaaten abwarten sollte.

Im Juni langte de Ruiter vor Algier an und erfuhr bald, wie feindlich die Stimmung geworden war. Auf seine Bitte, daß man den niederländischen Konsul zu ihm an Bord kommen lassen möge, ward erst einer seiner Kapitäne als Geißel gefordert. Darüber zürnte der Admiral und ließ erwidern, daß der niederländische Konsul nicht kriegsgefangen, sondern ein freier Mann sei. Die Türken antworteten, daß sie auf dieser Forderung beständen und im anderen Falle eine Unterhandlung nicht eingehen würden. Also berief de Ruiter den Kriegsrath und nach dem Beschlusse desselben ward auf der Flotte umhergefragt, ob sich Jemand freiwillig erbieten wolle als Geißel für den Konsul ans Land zu gehen; aber es fand sich Keiner. Die türkische Regierung schickte inzwischen ein anderes Schreiben, durch welches sie für Jeden, der mit einer weißen Flagge ans Land käme, Sicherheit der Person versprechen ließ. Auf dieses Schreiben fuhr der staatische Bevollmächtigte Mortaigne ans Land, um mit den Türken zu unterhandeln. Er forderte zuerst, daß man die Auslösung der Sklaven beginne; aber die Türken überreichten ihm eine lange Beschwerdeschrift über das Verfahren Tromps bei der Eroberung ihrer Schiffe, und behaupteten ferner, daß sie bei der Wegnahme der Niederländer im vollen Rechte gewesen seien, da diese falsche Seepässe und falsche Frachtbriefe gehabt hätten. Mit dieser Antwort kam Mortaigne wieder zu de Ruiter an Bord.

Kaum war er heraufgestiegen, als zwei türkische Segel

in Sicht kamen, denen bald noch ein drittes folgte. Sogleich hisste de Ruiter die weiße Flagge auf, die Befehlshaber kamen zu ihm an Bord und es ward Kriegsrath gehalten, ob man die Raubschiffe nehmen solle oder nicht. Um der Auslösung der Christensklaven kein Hinderniß in den Weg zu legen, entschied die Mehrheit dafür, sie fahren zu lassen und mit schmerzlichem Ingrimm sah die Mannschaft der Kriegsflotte die Seeräuber vorbeisegeln und innerhalb des Hafendammes die Anker auswerfen. Am anderen Tage forderten de Ruiter und Mortaigne Ersatz alles Schadens, den die Niederländer seit der Unterzeichnung des Vertrages im November 1662 von den Algierern erlitten; die Türken dagegen verlangten, daß die gegenseitigen Schadenrechnungen sich aufheben sollten und forderten ferner bei der Auswechselung der Gefangenen drei der Ihrigen für einen Christen zurück. Die gefangenen Türken auf de Ruiters Schiffe baten aber selber durch eine Schrift an ihre Oberen, daß sie Mann für Mann gegen niederländische Sklaven ausgewechselt werden möchten.

Die Hauptsache jedoch war immer noch die Forderung der Niederländer, daß ihre Flagge Schiff und Ladung decken solle; denn diese frühere Bewilligung wollten die Türken jetzt nicht mehr zugeben. Der niederländische Konsul war in großer Noth; denn die Türken wollten ihn nicht eher freilassen, als bis ihre Gefangenen ans Land gesetzt würden. Er erinnerte sich der Behandlung des englischen Konsuls, welcher unlängst vorher wie ein Pferd an einen Karren, mit Steinen beladen, gebunden war und ihn unter dem Spott und Hohn der Jugend hatte ziehen müssen. Ermattet war er zu Boden gesunken; aber die Barbaren hatten ihn mit Schlägen wieder in die Höhe getrieben und ihn mit einer fünfzigpfündigen Kette belastet aufs neue zur Arbeit angehalten. Aehnlich hatte man englische Kaufleute behandelt und ihnen so wenig Nahrung an Wasser und Brod gereicht, daß sie vor Hunger gestorben wären, wenn nicht der niederländische Konsul sie versorgt hätte. Auch hatten die Türken sich gerühmt: „Wenn

die Engländer wieder einmal mit ihrer Flotte vor der Stadt herum kreuzen und ihren Konsul fordern, so laden wir ihn in ein Stück Geschütz und schießen ihn so seinen Freunden zu." Deshalb bat der niederländische Konsul flehentlich um Erlösung. De Ruiter erwog mit seinem Kriegsrathe, daß man für den etwaigen Verkauf der gefangenen Türken in Spanien schwerlich so viel Geld erhalten würde, als die Türken für die Befreiung des Konsuls und seiner Schreiber muthmaßlich fordern würden. Darum faßten sie den Beschluß, von den vorhandenen Türken acht und zwanzig dem Lande zuzusenden. Zu diesen stahlen sich noch zwei mit in die Schaluppe hinein, so daß in Allem dreißig Türken ans Land gebracht wurden. Aber der ehemalige Kapitän unter denselben rief den am Lande Stehenden zu, daß noch sieben Gefangene bei de Ruiter an Bord seien, worauf die algierische Regierung auch noch diese sieben forderte, bevor sie den Konsul freigeben könne. Also geschah es und da erst kam dieser hocherfreut zu seinen Landsleuten am Bord.

Dann begann das Freikaufen der Christensklaven, deren man acht und sechszig erhielt. Einer von diesen, ein junger Mann von 23 Jahren, aus Alkmaar gebürtig, für den das Lösegeld bereits bezahlt war, wollte sich nicht mit einschiffen lassen; auch am folgenden Tag, als man ihn erst mit Bitten und darauf mit Gewalt dazu zu bewegen suchte, weigerte er sich und die Türken kamen ihm zu Hülfe. Diesen rief er ihr Glaubensbekenntniß zu: Allah ist groß und Muhamed ist sein Prophet. Sofort sahen ihn jene als den Ihrigen an und beschützten ihn gegen alle weiteren Versuche seiner Landsleute. Als die Niederländer schon darüber empört waren, forderten die Türken, bevor man im Freikaufen der Gefangenen fortfahre, daß die Niederländer für vier der Gefangenen einen ungewöhnlich hohen Preis bezahlen sollten, und als diese sich über solche Unbilligkeit beschwerten, änderten jene ihre Forderung dahin, daß sie drei Lübecker Matrosen kaufen sollten. Auch für diese ward eine hohe Summe gefordert und über=

haupt stiegen die Anmaßungen der Türken von Stunde zu Stunde so sehr, daß endlich die Geduld der Niederländer riß und der Kriegsrath am 4. Juli 1664 beschloß, alle weiteren Unterhandlungen mit Algier abzubrechen und dem Raubstaate aufs neue den Krieg anzukündigen. Dieses Schreiben ließ de Ruiter durch eine Schaluppe einem hinter dem Steindam liegenden Algierer überreichen und zugleich ein anderes für die noch gefangenen Christensklaven zur Vertröstung auf bessere Zeiten abgeben. Dann hisste er die blaue Flagge auf zum Zeichen der Abfahrt; denn er sah sich mit seinen zwölf Schiffen außer Stande, Etwas gegen die so wohl verwahrte Stadt mit ihren Kriegsschiffen zu unternehmen. Aber es war Windstille, er mußte die Nacht über dort noch verweilen und fünf der Christensklaven am Lande benutzten dies: sie stürzten sich ins Wasser und schwammen alle glücklich hindurch bis zu der niederländischen Flotte, wo man sie mit Freuden aufnahm.

Am Morgen lichteten die Schiffe die Anker und segelten westwärts. Vor Alikante erhielt de Ruiter ein Schreiben der Generalstaaten mit der Nachricht, daß eine Mißstimmung mit der englischen Regierung Karls II. eingetreten, jedoch bis dahin keine Feindseligkeiten verübt seien und daß man ihn davon in Kenntniß setze, damit er nicht durch Gerüchte getäuscht, die Lage der Dinge schlimmer ansähe, als sie wirklich wäre, und sich zu früh zu weit greifenden Maßregeln verleiten ließe. Am 15. Juli ankerte de Ruiter unweit Valencia an der Mündung des Stromes Guadalaviar und empfing hier eine Einladung des spanischen Vicekönigs, der er mit seinen Befehlshabern und seinem Sohne und Stiefsohne entsprach. Der Vicekönig trug eine Brille, was nach damaliger Sitte eine spanische Höflichkeit sein sollte, und nahm die Ankommenden auch sonst mit allen üblichen Ehren auf. De Ruiter bat um Versorgung seiner Kriegsschiffe mit Lebensmitteln und der Vicekönig erwiderte, daß dies der Auftrag seines Königs sei. Während der Tafel wurden die Gäste durch ein Ballet unter dem Klange von spanischen Kastagnetten ergötzt. Am anderen

Morgen besuchte der Vicekönig den Admiral auf seinem Schiffe und dieser stand den Spaniern in der Bewirthung seiner Gäste nicht nach. Es war eine der letzten Freundschaftsbezeugungen der Spanier; denn, wenn sie auch nicht mit den Niederländern in Krieg geriethen, so untersagte doch bald nachher der spanische König bei der Spannung der Engländer mit den Generalstaaten de Ruiter und seinen Schiffen jegliche Einfahrt in einen Hafen seines Reiches.

Vor Malaga schon vernahm er das von den Engländern ausgestreuete Gerücht, daß der Ausbruch eines Krieges nicht lange mehr ausbleiben würde. Der niederländische Konsul in Malaga schrieb an de Ruiter, daß er aus sicheren Nachrichten der Engländer wüßte, wie sehr diese mit der Ausrüstung ihrer Kriegsflotte beschäftigt wären und mehr als fünfzehn tausend Seesoldaten dienstfähig einübten. Der Herzog von York solle sich selber an ihre Spitze stellen. Auf diese Nachricht erwiderte der Admiral: „Euren Brief mit den bedrohlichen Nachrichten aus England habe ich empfangen; aber ich kümmere mich um den Herzog von York nicht; denn er ist ein Mensch wie wir Andere auch. Wer sich vor Drohungen fürchtet, darf sich mit Krieg nicht befassen. Wir wollen schweigen und der Dinge harren, die Gott uns sendet." Trotz seines Muthes aber war ihm die Weigerung der Spanier, ihn in ihre Häfen einzulassen, sehr unangenehm; denn seine Schiffe waren seit mehr als fünf Monaten in See und während der Zeit nicht rein gemacht, so daß der angesetzte Bart von Seetang, Muscheln und allerlei Schmutz ihre Schnelligkeit schon merklich verminderte. Dennoch mußte er sich fügen und geleitete mehrmals niederländische Kauffahrer durch die Straße von Gibraltar. Zweimal begegnete er während dieser Zeit der englischen Kriegsflotte unter Lauson: man begrüßte sich gegenseitig wie gewöhnlich mit den üblichen Ehrenschüssen; aber das Streichen der Flagge unterblieb. Endlich gelang es de Ruiter bei Kadiz ans Land zu kommen und dort seine Flotte wenigstens nothdürftig zu reinigen.

Unterdessen veränderte sich die Gestalt der Dinge. Der Neid der Engländer war von Jahr zu Jahr gestiegen; denn trotz Cromwells Navigationsakte war der Handel der Niederländer damals noch fünffach bedeutender als der englische. Dieser Neid war eine der hauptsächlichsten Ursachen des Krieges, den Karl II. ohne alle Veranlassung und Kriegserklärung schon im Frühling 1664 an der Westküste Afrikas führte. Die Engländer behaupteten dort, daß der portugiesische König die ganze Westküste Afrikas an seine Tochter, die Gemahlin Karls II., als Mitgift abgetreten habe, und daß sie sich deshalb in Besitz derselben setzen müßten. Der englische Admiral Holmes eroberte ein Fort und einen Hafen nach dem andern und es war große Gefahr vorhanden, daß die ganze Goldküste den Niederländern verloren ginge. Unter solchen Umständen klagte die westindische Kompagnie, deren Besitzthum verletzt war, bei den Generalstaaten und diese forderten Rechenschaft bei dem englischen Gesandten Downing. Er erwiderte, daß es nur Streitigkeiten zwischen der westindischen Handels-Kompagnie in den Niederlanden und der afrikanischen in England seien, daß aber sein König die Sache untersuchen und dann nach Befinden derselben Recht sprechen würde. Indessen war mit einer solchen Antwort den Generalstaaten nicht gedient und es ward sofort der Beschluß gefaßt, zwölf starke Kriegsschiffe auszurüsten und hinzusenden. Aber Johann de Witt und einige andere Mitglieder der Generalstaaten, in Allem sieben, erwogen, daß solche Hülfe zu spät kommen würde und Eile Noth thäte; zugleich bedachten sie, daß unter den Generalstaaten selbst einige Männer dem Interesse Englands zu sehr ergeben seien: darum kam es darauf an einen raschen Entschluß zu fassen und zugleich diesen geheim zu halten. Was nun geschah, war fast ein Wunder an List und Klugheit zu nennen. Jene sieben Männer kamen überein, statt der Ausrüstung zwölf neuer Kriegsschiffe den Admiral de Ruiter mit seinen zwölf Kriegsschiffen aus dem Mittelmeere nach dem grünen Vorgebirge (Cabo Verde) und Guinea zu

senden. Diesen Vorschlag rückten sie in das Protokoll ein, welches am Montag Morgen, dem 11. August, verlesen ward und welches dasjenige enthielt, was am Sonnabend, dem 9. August, beschlossen war. Aber sie trugen Sorge, daß während der Verlesung diejenigen Mitglieder, denen sie am wenigsten trauten, bei Seite in die Fensterbögen gezogen und in ein Gespräch verwickelt wurden, so daß sie nicht zuhörten; auch wurde absichtlich so rasch gelesen, daß selbst der Präsident, der von einem jener sieben Männer um Etwas gefragt wurde, den Inhalt des Protokolls nicht genau kannte. Dazu kam, daß am Sonnabend nicht bloß ein Anderer den Vorsitz gehabt hatte, sondern auch viele der Mitglieder nicht gegenwärtig gewesen waren. Der Beschluß des Montags ward von den sieben Männern, die im Geheimniß waren, nur als eine Erweiterung von demjenigen des Sonnabends angesehen und der Präsident vom Sonnabend unterschrieb das Protokoll, wie es häufig geschieht, ohne es gelesen zu haben, im vollen Vertrauen auf die richtige Abfassung desselben durch den Sekretär. Also war die Sache selbst vielen Mitgliedern der Generalstaaten ein Geheimniß und sie erkannten die Wichtigkeit des so stillschweigends gefaßten Beschlusses erst aus den weithin wirkenden Folgen. So kam es, daß dem englischen Gesandten Downing, der fast Alles, was in der Versammlung der Generalstaaten vorging, augenblicklich erfuhr, dieser Plan verborgen blieb. Er meldete an seinen König Karl II., daß die Unternehmungen der Generalstaaten gegen die Thaten des Admirals Holmes noch in weitem Felde seien.

Das Schreiben der Generalstaaten an de Ruiter ging sofort an die Admiralität in Amsterdam ab mit der dringenden Bitte um schleunige Besorgung desselben. Also geschah es und de Ruiter empfing sämmtliche Briefschaften am 1. September vor Malaga. Aber die Ankunft einer besonderen Post an ihn hatte die Aufmerksamkeit Aller erweckt: die Kaufleute sammelten sich in höchster Spannung am Strande, um die etwaige Nachricht zu hören, die, wie man bestimmt meinte,

entscheiden mußte über Frieden oder Krieg; auch die anderen niederländischen Kapitäne eilten zu ihrem Admiral an Bord, um die Botschaft zu vernehmen. De Ruiter war in höchster Verlegenheit: er erwiderte, daß die Briefschaften von Krieg oder Frieden Nichts enthielten, daß vielmehr Hoffnung da sei, alle Zwistigkeiten noch gütlich beizulegen. Dann gebot er allen Befehlshabern sich zur sofortigen Fahrt nach Alikante zu rüsten, um dort die anderen Schiffe abzuholen. Das schien Allen eine genügende Bürgschaft des Friedens und sie kehrten auf ihre Schiffe zurück; auch kannte de Ruiter damals noch seinen ganzen Auftrag selber nicht, da unter den Schreiben einige versiegelt waren, die er erst auf der Höhe des atlantischen Meeres eröffnen durfte. Der englische Befehlshaber Lauson fuhr in jenen Tagen vorbei und, nachdem sie sich in gewohnter Weise gegrüßt, erkundigte sich auch dieser nach dem Inhalt seiner erhaltenen Briefschaften. De Ruiter erwiderte ihm eben so wie den Anderen.

Aber seine Geduld ward noch sehr auf die Probe gestellt. Er mußte sich verproviantiren, er mußte seine Schiffe reinigen lassen, er mußte Steuerleute haben, die der afrikanischen Küste kundig waren: das Alles aber mußte bewirkt werden, ohne Aufsehen zu erregen. Selbst auf seiner eigenen Flotte durfte er, aus Furcht die Sache nicht ganz geheim zu halten, sich nicht nach Steuerleuten für diese Fahrt erkundigen und die Spanier hüteten sich aus Furcht vor England, ihm irgend wie gefällig zu sein. Erst am fünften Oktober 1665 lief er zwar mit Lebensmitteln, aber nicht mit Seekarten und jener Küste kundigen Steuerleuten versehen aus dem Hafen von Kadiz aus. Vor derselben lag die englische Flotte unter dem Nichts ahnenden Lauson, welchen de Ruiter nach gewohnter Weise begrüßte und dem er durch seinen Kurs die Meinung einflößte, daß er nach Salé segelte. Am Abend des 7. Oktobers, nachdem er auch noch einer spanischen Flotte vorsichtig ausgewichen war, ließ er die weiße Flagge wehen und die Kapitäne kamen an Bord. Da erst theilte er sämmtlichen Anfüh-

rern seine Befehle mit. Der Kriegsrath beschloß zuerst, die kanarischen Inseln anzusegeln und ließ dann auf allen Schiffen nachforschen, ob Seeleute jener Gegend kundig wären; aber es fand sich zu aller Erstaunen nur ein einziger Quartiermeister, der einmal auf Gorée, einer kleinen Insel südlich am Kap Verde, gewesen war. Gorée ist jetzt der Name dieser Insel, französisch zusammengezogen aus dem holländischen goeree d. i. goede ree, gute Rhede.

Wetter und Wind waren günstig, schon am 13. Oktober passirte die Flotte Kap Blanco; aber von da an mußte man fahren, wie die Entdecker neuer Länder. Die Schaluppen waren beständig voraus, um mit dem Senkblei den Boden zu untersuchen, ob sich irgendwo Sandbänke oder Klippen fänden und welche Strömungen in der See herrschten. Die ganze Fahrt war dem Gange eines Blinden ähnlich, der sich tastend und tappend zurecht findet. Am 17. Oktober ließ de Ruiter die Anker auswerfen, weil man zur Linken Land erblickte, und die Kapitäne kamen zu ihm an Bord. Es war die Küste zwischen der Mündung des Senegalstromes und dem Kap Verde, eine dünige, Holland ähnliche Gegend, die Schiffe ankerten auf Lehmgrund bei etwa 48 Faden Tiefe. Mit großer Vorsicht lichtete man wieder die Anker und erreichte am 21. Oktober Abends Gorée. Bei Anbruch des Tages sah de Ruiter dort neun englische Kauffahrer liegen, unter ihnen ein königliches Kriegsschiff, auf den Forts aber wehte die Flagge der afrikanischen Kompagnie.

Beim Aufgange der Sonne erblickten auch die Engländer diese unerwarteten Gäste und schickten sogleich zwei Böte ab mit der Frage: zu welchem Ende sie also gewaffnet heran kämen und was das bedeuten solle, da doch Friede zwischen ihren Staaten sei. De Ruiter erwiderte: „Zu welchem Ende wir gekommen sind, mögt ihr euch wohl schon denken und werdet es hoffentlich noch mehr erfahren, sobald die Kühlte aufspringt. Unsere Staaten haben allerdings Frieden; aber wir können keinen Frieden haben mit der englischen afrikani-

schen Gesellschaft, die unsere Landsleute so hinterlistig und unrechtmäßig ihres Eigenthums beraubt hat." Diese Antwort schlug die Engländer nieder, auch der Kapitän des englischen Kriegsschiffes hatte wenig Lust zum Fechten und deshalb übergaben sie die Ladungen als das Eigenthum der afrikanischen Kompagnie ohne Widerrede an die Niederländer, jedoch mit der Bedingung, daß die westindische Kompagnie in Holland ihnen ihre Frachten bezahle. Dies ward zugestanden; denn de Ruiters Auftrag lautete nur auf Feindseligkeiten gegen die afrikanische Kompagnie; ja, er war selbst bedenklich, ob er nur so weit gehen dürfe, und wagte es erst nach dem einmüthigen Beschlusse seines Kriegsraths. Dieser half sich mit dem Auswege, daß, im Falle sie zu weit gegangen seien, der Schaden sich vergüten lasse; wenn dagegen die Engländer gegen den Willen der Generalstaaten entschlüpften, so komme die günstige Gelegenheit so leicht nicht wieder. Dieser erste Erfolg sicherte den zweiten. Der Kommandant des Forts Gorée, der nirgends Beistand zu erwarten hatte, schickte noch Abends zehn Uhr einen Boten an de Ruiter, daß er bereit sei, das Fort mit der Insel ihm zu überliefern, jedoch um acht Tage Aufschub bitte. Sie wurden abgeschlagen, eben so wie alle anderen Bedingungen und de Ruiter forderte sofortige Ergebung. Aber es fand sich auf der ganzen englischen Flotte lange Zeit nicht ein Einziger, der die holländisch abgefaßten Artikel der Uebergabe, welche de Ruiter vorschlug, genau ins Englische hätte übersetzen können, bis sich einer der Kapitäne dazu erbot. Die Engländer machten keine Schwierigkeit und unterschrieben.

Am Tage der Uebergabe, dem 24. October, trug sich ein merkwürdiges Ereigniß zu. Einige der niederländischen Schiffe segelten bis östlich von der Insel Gorée und der Befehlshaber van der Zaan begab sich dort in seiner Schaluppe ans feste Land. Am Strande fand er einen alten Neger, der die niederländische Flotte betrachtete und ihm auf seine Fragen in holländischer Sprache Antwort gab. Nachdem sie eine Weile

gesprochen, erkundigte sich der alte Neger, wer den Oberbefehl führe über diese Kriegsschiffe, und erhielt zur Antwort: der Viceadmiral Michiel de Ruiter. Der Neger stand erstaunt und besann sich eine Weile, dann sprach er für sich: „Michiel, Michiel, Michiel de Ruiter?" Er wandte sich wieder zu van der Zaan und begann: „Es sind jetzt fünf bis sieben und vierzig Jahre her, da war ich zu Vlissingen und kannte dort einen Bootsmannsjungen, der hieß Michiel de Ruiter: sollte dieser das sein?" Van der Zaan erwiderte, daß er sich nicht irre, daß der Admiral de Ruiter dieser ehemalige Bootsmannsjunge sei; aber der Neger konnte es nicht glauben, er stand noch immer, schüttelte den Kopf und sprach halb für sich: „Michiel, Michiel sollte nun Admiral geworden sein? Das ist nicht möglich." Doch van der Zaan blieb bei seiner Behauptung und der alte Neger, der auf Befragen van der Zaans sich Jan Kompany nannte, bat um die Erlaubniß, daß man ihn zum Admiral an Bord brächte, damit er mit eigenen Augen sich von der Wahrheit überzeugte und seinen alten Gefährten und Kameraden noch einmal wiedersähe und begrüßte. Also ward Jan Kompany an Bord gebracht und der Admiral erstaunte nicht weniger, als er selbst, daß die beiden früheren Gefährten sich also wiederfänden. De Ruiter fragte ihn, was aus ihm geworden sei, und der alte Neger erzählte, daß auch ihm das Glück wohl gewollt und daß er nach der Rückkehr in seine Heimath ein kleiner König über seine Stammesgenossen geworden sei. Dann erzählten sie sich von den Erlebnissen früherer Jahre und der Neger bewies ein fast wunderbares Gedächtniß, da er alle Brücken, Straßen und Plätze zu Vlissingen noch zu nennen und genau zu beschreiben wußte. Auch gab er genaue Auskunft über Alles was sie zusammen erlebt und de Ruiter fand inniges Vergnügen an den Erzählungen des alten Mannes, der ihm seine sorgenlosen glücklichen Jugendjahre so lebendig ins Gedächtniß zurückrief. Er fragte ihn nach vielen Dingen, endlich erkundigte er sich, wie es mit seinem Christenthum aussähe, da er ja zu

Vlissingen getauft sei. Jan Kompany erwiderte, daß er den christlichen Glauben und das Vaterunser noch auswendig wüßte; wenn er aber mit seinen Landsleuten vom Christenthume hätte reden wollen, so hätten ihn diese ausgelacht: darum sei er allein bei sich ein Christ geblieben und diene Gott, so gut er es vermöchte. Ein Anderer fragte ihn, ob er nicht lieber mit nach Seeland zurückkehren wolle; aber der alte Mann entgegnete: „Hier ist meine Heimat, hier will ich meine noch übrigen Tage verleben und sterben.“ Er war damals etwa sechszig Jahre alt und hatte der holländischen westindischen Kompagnie manche Dienste erwiesen. Als er endlich sich zur Heimkehr anschickte, schenkte de Ruiter ihm einige Kleidungsstücke und ließ ihn unter Abfeuerung mehrer Ehrenschüsse wieder ans Land setzen. Dort ward er nicht müde, seinen Landsleuten von de Ruiter zu erzählen und erfüllte alle mit dem Lobe der Freundlichkeit und Güte des mächtigen Admirals.

Am folgenden Morgen wehte von den beiden Kastellen Oranien und Nassau die niederländische Flagge und alle vorhandenen Vorräthe wurden im Namen der Generalstaaten in Besitz genommen. Erst da entdeckte der Admiral, daß diese Uebergabe seine Mannschaft von einer großen Gefahr befreit habe. Im Falle der Gegenwehr der Engländer war es sein Plan gewesen, nach der Aussage zweier Matrosen, die auf der Insel gewohnt haben wollten, mit fünf hundert Mann bei Nacht an einem bestimmten Orte zu landen. Aber bei näherer Besichtigung fand man, daß diese Stelle durch die jäh aus dem Meere hervorsteigenden Klippen und die an ihnen tobende Brandung unnahbar war, und daß die Böte, zur Nachtzeit dort angekommen, höchst wahrscheinlich alle untergegangen sein würden. Auch selbst, wenn die Landung gelungen wäre, hätte man der Leitern bedurft, um die Felsen zu erklimmen, und eine sehr geringe Mannschaft der Engländer hätte die Ansteigenden leicht wieder hinabwerfen können. Nur die Verzagtheit der Engländer hatte ihre Gegner von dem sichern Untergange errettet.

Nachdem sie aber einmal die festen Punkte gewonnen, suchten die Niederländer auch das weiter landeinwärts gelegene Eigenthum ihrer Feinde in ihre Gewalt zu bekommen. Die Negerhäuptlinge waren ihnen nicht abgeneigt; aber sie forderten erst Geschenke und man gab ihnen ein Faß Branntwein. Darauf lieferten sie alle Vorräthe der Engländer aus. De Ruiter stieg nun ans Land, um die beiden Forts zu besichtigen und ward mit dem Donner aller Geschütze bewillkommnet. Als er bald zurückkehrte, besuchten die Andern das nah gelegene Negerdorf. Es bestand aus vielen Hütten, die Bienenkörben ähnlich waren. Der Eingang war so niedrig, daß man hineinkriechen mußte, und auch innerhalb derselben konnte ein Mann nicht aufrecht stehen. Die Gänge und Gassen von einer Hütte zu einer anderen waren so verschlungen, daß sich die Niederländer dabei des Dorfes Molkwern in Friesland erinnerten, in welchem sich der Fremde gewöhnlich verirrt; aber im Negerdorfe waren die Umzäunungen so niedrig, daß man durch Hinübertreten und Ueberspringen leicht sich wieder zurecht fand. Vor den Hütten lagen die Negerkinder und wühlten gleich schwarzen Ferkeln im Sande, und die Matrosen konnten auch die Vergleichung der dabei liegenden Negermütter mit schwarzen Säuen nicht unterlassen. Endlich kamen sie auch an die Wohnung Jan Kompanys. Als er vernahm, daß Leute von de Ruiters Schiffe da seien, hielt er seine Wohnung zu gering für die Aufnahme solcher Gäste; er kroch hervor, empfing sie freundlich und geleitete sie unter eine Palme, wo sie sich niederließen und von ihm mit Palmwein und süßer Milch bewirthet wurden. Die Niederländer dagegen zogen Brot und Käse hervor und boten ihm auch Branntwein an, der Jan Kompany und seinen schwarzen Unterthanen besser gefiel, als alles Andere. Als die Gäste am Abend wieder heimkehrten, sahen sie einen Neger als Nachtwächter bewaffnet durch das Dorf gehen, der mit lauter Stimme Alle zur Wachsamkeit anrief.

In den nächsten Tagen ließ de Ruiter durch den Schiffs-

prediger Flokkenius eine Abschiedspredigt halten und lichtete dann die Anker, um weiter nach Sierra Leona zu fahren. Unterdessen ward in England und auf der englischen Flotte hin und her gefragt und Vermuthungen aufgestellt, wo doch de Ruiter mit seinen zwölf Kriegsschiffen geblieben sein möchte. Lauson kam noch im Oktober zu Portsmouth an und erzählte, daß de Ruiter dem Anscheine nach gegen Salé gesegelt sei, daß aber dann alle weitere Kunde von ihm aufgehört habe. Dies erregte in England manches Bedenken und der englische Gesandte Downing im Haag erhielt Befehle der Sache genau nachzuforschen, ob der Admiral vielleicht vor Guinea sei. Downing wandte sich gerade zu an Johann de Witt und fragte, ob de Ruiter Auftrag habe nach der Westküste Afrikas zu segeln. De Witt erwiderte: „Ich kann euch versichern, daß die Admiralität der Provinz Holland ihm keinen Auftrag gegeben hat, worüber der englische König in Sorge sein dürfte; und was die Generalstaaten anbetrifft, so habe ich wohl nicht nöthig euch darüber Etwas zu sagen, da ihr ja Alles wisset, was in deren Versammlungen vorfällt.“ Auf diese Worte hin versicherte zuerst Downing, der allerdings sonst immer über die Verhältnisse in den Versammlungen der Generalstaaten auf das genaueste unterrichtet war, daß de Ruiter nicht nach Guinea geschickt sei; aber allmälig liefen bestimmte Nachrichten ein, so daß man sich nicht mehr täuschen konnte. Indessen war es zu spät geworden, ihm mit Erfolg auf diesem Zuge entgegen zu treten.

Unter vielen Gefahren, da man unablässig peilen mußte, langte die niederländische Flotte am 4. Dezember vor Sierra Leona an und ankerte am Ausflusse des Stromes. Während sie sich hier mit Brennholz und frischem Wasser versahen und die Schiffe zum Reinigen krengten, suchten sich die Niederländer durch freundliche Behandlung der Eingeborenen zu versicheren. Es wurden ihnen allerlei Geschenke gegeben, unter denen sie jedoch den Branntwein allem anderen vorzogen. Einer der kleinen Könige gestattete den Ankömmlingen seine

Orangenbäume leer zu pflücken und, als man ihm und seiner Familie dafür etwas Branntwein zum Gegengeschenk gab, hieß er seine beiden Töchter, die er Donna Clara und Donna Philippa nannte und andere Neger zu Ehren der Gäste einen Tanz aufführen und eine Trommel dazu schlagen, die zwei verschiedene Töne von sich geben konnte. Mit Hülfe dieser Neger zog de Ruiter nähere Erkundigungen ein über die Mißhandlungen, die einige Holländer dort im tiefsten Frieden von den Engländern erlitten hatten. Er erfuhr, daß diese mit den Gefangenen sich einige Meilen stromaufwärts begeben hätten, und ließ sogleich einige leichte Schiffe in Bereitschaft setzen, um hinauf zu segeln. Aber der Strom wurde bald sehr seicht und nur de Ruiters eigene Schaluppe gelangte höher hinauf. Er selber war mit seinem Sohne und Stiefsohne auf derselben und fuhr unter der weißen Flagge einige Meilen weit, als plötzlich eine Stimme erscholl: „Halt, nicht näher, und werft das Dregg in den Grund!" Die Engländer standen hinter einem mit vier kleinen Stücken besetzten Verhau und konnten von da aus die Schaluppe mit leichter Mühe in den Grund schießen. Also mußte man dem Gebote folgen und es kam nun sofort ein Engländer an Bord und fragte, was sie da zu thun hätten. De Ruiter erwiderte, daß er mit Hodge ihrem Oberhaupte zu sprechen begehre. Dies ward bewilligt. Der Admiral stieg ans Land und begab sich in die Wohnung des Anführers, eine gewöhnliche Scheune. Hodge suchte Ausflüchte; aber de Ruiter, ohne sich zu erkennen zu geben, erwiderte, er komme im Auftrage des Admirals, der mit einigen Kriegsschiffen den Strom hinauffahre und verlange sofortige Auslieferung der gefangenen Holländer. Hodge hatte sie einem unfern wohnenden Negerhäuptlinge übergeben und bat nur um Aufschub bis zum folgenden Morgen, der ihm endlich bewilligt wurde.

Am folgenden Tage holte die Schaluppe den Holländer mit seinen beiden Töchtern ab und da erst erfuhr de Ruiter genaue Auskunft über alle Feindseligkeiten, die der englische

Admiral Holmes mitten im tiefsten Frieden geübt hatte. Unter solchen Umständen trug de Ruiter um so weniger Bedenken, alle englischen Güter der afrikanischen Kompagnie, die auf Sierra Leona lagen, an sich zu nehmen. Die Beute war reich; zwar hatten die Engländer Manches verborgen und vergraben; aber die holländischen Matrosen wurden nicht müde im Suchen und Nachspüren. Einer von ihnen fand mitten im Gehölze eine baumlose und, wie es schien, kürzlich begrabene Stelle: er wühlte mit einigen Anderen im Boden umher und es ergaben sich eine Menge Elephantenzähne, deren Zahl zuletzt auf vierzehn hundert und zwanzig stieg. Das Gewicht derselben betrug 16,959 Pfund. Gegen die Engländer selbst war der Admiral nach seiner Weise mild und gütig: statt ihnen irgend ein Leid zuzufügen, ließ er ihnen einen Theil ihrer Waaren, damit sie auch ferner ihren Handel treiben und sich davon ernähren konnten. Keiner der niederländischen Matrosen hatte ihre Häuser oder Bäume beschädigt; dagegen machte ihnen de Ruiter noch allerlei Geschenke, unter anderen zwei halbe Oxhoft spanischen Weins, fünf Faß Nägel, dreißig Last Salz und mehr derartige Dinge. Dann lichtete er die Anker, hatte am 28. Dezember 1664 das Kap Palmas etwa fünf Meilen nordnordwestlich und verfolgte seinen Kurs nach der Goldküste.

Achtes Kapitel.

De Ruiters Kriegszug in den tropischen Gewässern 1665.

Während der Fahrt der ersten Tage ließ de Ruiter einige kleinere Schiffe zwischen seiner Flotte und dem Lande her segeln, damit nicht vielleicht ihnen dort ein englisches Fahrzeug entginge und zugleich nähere Kunde über das Fahrwasser eingezogen würde. Am 2. Januar 1665 warf er beim Kap Tres puntas (drei Spitzen) an der Goldküste die Anker aus. Dort kam nach wenigen Stunden ein Holländer Rietbeek in einem Kanoe an Bord und meldete, daß die Engländer das unfern gelegene Fort Takorary noch besäßen, daß aber eilf englische Schiffe auf die Nachricht von dem Herannahen der niederländischen Flotte die Flucht ergriffen hätten. Deshalb ward zunächst beschlossen, ihnen das Fort Takorary wieder abzunehmen. In dieser Absicht ward eine Schaluppe unter weißer Flagge mit einem Briefe hin entsendet; aber die Engländer riefen dieser zu: „Kommt morgen früh wieder." Dies geschah; aber als die Schaluppe nahe ans Ufer kam, hatte sich eine große Zahl von Negern dort gelagert und trotz der weißen Friedensflagge pfiffen den Niederländern die Kugeln derselben um die Ohren. Also blieb nichts Anderes übrig, als das Fort mit Sturm anzugreifen; zu dem Ende wurden vier hundert und vierzig Mann, unter ihnen zwei hundert Matrosen in die Böte gebracht, um ans Land gesetzt zu wer-

den, während die Kriegsschiffe sich dem Forte näherten, um es von der Wasserseite zu beschießen.

Schon nach wenigen Minuten zogen die Engländer auf dem Fort die weiße Flagge auf; aber die Neger, deren Zahl man auf vier bis fünf hundert schätzte, wollten die Landung verhindern und wichen erst, als man die kleinen Stücke der Schaluppen mit Schrot unter sie spielen ließ. Dennoch mußten die Niederländer mit Sturmleitern die Mauern ersteigen. Einer von den Matrosen de Ruiters, der zuerst hinanklomm und oben die niederländische Flagge aufpflanzte, erhielt dafür fünf und zwanzig Gulden Belohnung. Die englische Besatzung war äußerst schwach und lag zum Theil noch dazu krank; aber die Neger sammelten sich zum zweiten Male, griffen die Niederländer im Fort an und konnten erst dadurch zum Abzug bewogen werden, daß man ihre Hütten in Brand schoß. Das Kastell erwies sich als überaus stark: es hatte drei von einander getrennte Mauern und jede derselben war vierzig bis zwei und vierzig Fuß hoch. Von der Flotte waren sechs hundert Schüsse gethan und man meinte, daß die Kugeln der Befestigung sehr geschadet haben würden; aber es erwies sich, daß sie eben so viel ausgerichtet hatten, als wären es Schneebälle gewesen.

Sogleich nach der Einnahme sandte de Ruiter ein Schreiben an den niederländischen General Valkenburg auf dem Fort St. Georg del Mina. Fast gleichzeitig kam von diesem ein Brief an, in welchem er seine Freude über die Ankunft des Admirals ausdrückte und ihm eine Hülfe von tausend Negern zu schicken versprach. Schon am anderen Tage kamen diese heran und gewährten einen sonderbaren Anblick. Es waren etwa drei hundert Kanoes, jedes ein ausgehöhlter Baumstamm und in jedem derselben drei bis vier Neger. Sie fuhren eins hinter dem anderen, so daß die lange Reihe fast unabsehbar war, und die Matrosen verglichen sie einem langen Ameisenzuge. Sie waren unter drei Fähnlein der westindischen Kompagnie vertheilt, lauter kräftige Männer und nach Landes Weise zum

Kriege ausgerüstet; denn außer den Feuergewehren waren sie bewaffnet mit Bogen und Pfeilen und mit Assagaien. Auf dem Kopfe trugen sie Mützen mit wallenden Federn, häufig auch mit zweien, selbst vier Thierhörnern versehen, am Leibe Felle mit dem Gebiß von Löwen, Tigern und anderen Raubthieren. Einige hatten das Gesicht bemalt mit rother, gelber oder blauer Farbe, noch andere den ganzen Leib. Ihre Bestimmung war gegen die Neger von Takorary zu fechten, und obwohl diese schon geschlagen waren, so gaben sie doch ihre Hoffnung und Absicht der Plünderung nicht auf. Sobald jene sie kommen sahen, liefen sie davon und sahen aus weiter Ferne, wie ihre Landsleute alles Dagebliebene raubten und plünderten und zuletzt die noch stehen gebliebenen Hütten in Brand steckten. An den Leichen der am Tage vorher gefallenen Neger verübten sie solche Abscheulichkeiten, daß dem niederländischen Seevolk grauete vor solchen neu gewonnenen Freunden.

Valkenburgs Antwort auf das Schreiben de Ruiters enthielt den Rath, das Fort Takorary zu sprengen, da man es mit Mannschaft nicht genügend besetzen könnte. Also wurden zwölf hundert Pfund Pulver in das Innere der Festung gebracht und durch ein Lauffeuer angesteckt, so daß die Trümmer wie ein Maulwurfshaufen zusammenfielen. Dann beeilte sich de Ruiter von da zu kommen; denn nur mit großer Wachsamkeit konnte er die gefangenen Engländer gegen die ihm befreundeten Neger schützen. Am 7. Januar warf die Flotte vor dem Fort del Mina die Anker und der Kommandant Valkenburg ließ den Admiral de Ruiter durch einige Offiziere bewillkommnen. Es verdroß mehre Kapitäne, daß Valkenburg nicht selber kam; allein de Ruiter erwiderte ihnen, daß man im Dienste des Vaterlandes es mit solchen Kleinigkeiten nicht zu genau nehmen müsse, damit nicht wichtigere Dinge darunter litten. Dann ließ er sich selber mit mehren anderen Befehlshabern an Land setzen und ward mit lautem Jubel unter dem Abfeuern aller Geschütze empfangen; denn er erschien den

Niederländern dort als Erlöser und Befreier von der Uebermacht der Engländer. Del Mina war die stärkste Burg der Niederländer auf der Goldküste Guinea, es lag auf einem Vorsprunge des Landes, an zwei Seiten von der See bespült und mit doppelten Mauern umringt, die zum Theil aus den Felsen gehauen, dann mit schweren Steinen weiter aufgebaut waren. Es war mit vier Bollwerken versehen, je zwei an der Südseite und zwei an der Landseite und jedes mit einer Batterie ausgerüstet.

Einige Tage nach de Ruiters Ankunft vor del Mina langte ein Schiffer nach eilfwöchiger Fahrt aus Amsterdam dort an, um ihm Nachricht von der Admiralität zu bringen. Es ward ihm angezeigt, daß der Prinz Robert mit einer Anzahl Kriegsschiffe und vielen Kauffahrern unter ihrem Geleit in den englischen Häfen segelfertig nach Guinea läge, und daß de Ruiter deshalb auf seiner Hut sein möchte. Ferner erhielt er den Auftrag, jegliches bewaffnete englische Schiff an der Küste von Guinea wegzunehmen, ohne Unterschied, ob es ein königliches oder im Dienste der englischen afrikanischen Kompagnie sei. Dieser bestimmte Bescheid setzte de Ruiter außer allem Zweifel und aller Bekümmerniß, wie er es mit den königlich englischen Schiffen halten sollte, und war ihm deshalb sehr willkommen. Gleich am folgenden Tage ward das englische Schiff Victoria, das ihnen bis dahin hatte folgen müssen, für gute Prise erklärt und mit niederländischen Matrosen besetzt. Eben so erging es einigen anderen Schiffen. Aber de Ruiter hatte noch einen anderen Zweifel. Die Seinigen drangen ihn das englische Fort Kormantyn zu nehmen; aber er erwiderte, daß sein Auftrag nur dahin gehe, die von den Engländern widerrechtlich weggenommenen Forts wieder zu erobern. In dieser Ungewißheit wandte er sich an den General Valkenburg, der in einem ausführlichen Schreiben die Gründe darlegte, weshalb nach seiner Ansicht ein Angriff auf Kormantyn gerechtfertigt und erforderlich sei.

Demnach ward ein solcher beschlossen, aber für die erste

Zeit ausgesetzt, da man meinte, täglich den Prinzen Robert mit den englischen Kriegsschiffen erwarten zu können und gegen seine Uebermacht sich im bestgerüsteten Zustande erhalten mußte. Es wurden zwei kleine Fahrzeuge zu Brandern ausersehen und zu diesem Ende zweckmäßig mit Brennholz und anderen dazu nöthigen Dingen ausgestattet. Für den Fall eines Gefechts mit dem Prinzen Robert wurde der Mannschaft nach dem etwaigen Siege freie Plünderung versprochen, und sehnlichst wünschten deshalb die Matrosen die Ankunft der englischen Schiffe herbei. Es schien fast ein Wunder zu sein, daß bei der Musterung die ganze Mannschaft der niederländischen Flotte sich so frisch und gesund auswies, als wäre sie in Holland gewesen und nicht unter dem verderblichen Klima der Tropen, wo die Sonne ihnen senkrecht auf den Scheitel brannte; denn del Mina liegt nicht einmal fünf Grad nördlich vom Aequator.

Indessen die Furcht vor dem Prinzen Robert war vergeblich; denn nach dem Empfange sicherer Nachrichten in England über de Ruiters Zug, schien es zu spät Etwas gegen ihn auszurichten und die Ausrüstung der Flotte wurde zum Zweck des in Europa erwarteten Krieges bestimmt. Als im Februar 1665 noch immer keine nähere Kunde kam, hielt der Kriegsrath es für zweckmäßiger zuerst an der Küste von Guinea fortzufahren und Kormantyn zu bestürmen. Die umwohnenden Neger forderten eine Geldsumme von 24000 Gulden für ihre Mithülfe und nach langen Berathschlagungen ward sie ihnen zugesagt. Die Landung ward auf den 7. Februar festgesetzt; aber am bestimmten Tage erschien keiner der Neger; vielmehr wurden die ans Land gesetzten niederländischen Matrosen von einigen Negern angegriffen, welche nachher behaupteten, den Vertrag nicht mit geschlossen zu haben, und zum Rückzuge in die Böte und Schaluppen gezwungen. Dazu ging die See so hohl, daß man nur mit Lebensgefahr einen zweiten Versuch hätte unternehmen können, und de Ruiter war sehr bekümmert. Endlich kam ein Kanoe mit einem Negerboten an sein

Schiff und meldete, daß die verbündeten Neger nicht treulos wären, daß aber die Niederländer voreilig angegriffen hätten und auf das verabredete Zeichen, Ausstecken der oranischen Flagge an einer hohen Stange, warten müßten. Zugleich sagten sie, daß man es außer den Engländern nur mit wenigen feindlichen Negern zu thun haben würde, deren Haupt der kühne, grausame Jan Kabesse sei. Zur Bekräftigung ihrer Worte wurden neue Geißeln ans Schiff gebracht, unter diesen ein Bruder ihres Oberhaupts.

Schon am frühen Morgen des andern Tages wehte die oranische Flagge von den Trümmern des ehemaligen kleinen Forts Annemabo, welches die Engländer am Tage vorher aufgesprengt hatten, weil ihre Macht nicht hinreichte es mit zu vertheidigen. Die Brandung ging gefährlich hohl und die erste Schaluppe, die den Strand erreichte, ward von einer mächtigen Welle so gegen den Felsen geschlagen, daß sie in Trümmer fiel. Die Matrosen sprangen ins Wasser und erreichten so das Land; aber sie waren vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt und mit ihnen ihre Gewehre und ihr Pulver und alle Lunten waren ausgelöscht. Der Admiral sah von seinem Schiffe ab ihre Gefahr, er äußerte sich später oft, daß ein geringer Haufe der Engländer sie durch einen plötzlichen Ueberfall alle hätte vernichten können; aber es fehlte den Engländern diese Ueberlegung und der Muth dazu. Während frisches Pulver geholt wurde und die Matrosen sich aufs neue vorbereiteten, sandte der Admiral an Selwyn, den englischen Kommandanten des Forts, eine Aufforderung zur Uebergabe; aber er erhielt keine Antwort mehr; denn wenige Minuten nachher begann der Sturm. Mit wackerem Muthe ward von beiden Seiten gekämpft; aber dennoch gelang es den Niederländern unter den größten Anstrengungen bis unter die Mauer zu zu kommen, wo sie nicht mehr im Bereich des feindlichen Geschützes waren. Von hier gaben sie noch einige Musketenschüsse auf die oben stehenden Engländer, setzten aber dann sogleich ihre Sturmleitern in Bereitschaft und begannen ihre Granaten

hinüberzuwerfen. Da entfiel den Engländern der bis dahin bewiesene Muth und sie baten um Gnade für die Uebergabe des Forts. Die rothe Blutfahne, die bis dahin vom obersten Thurme geweht hatte, verschwand und weiße Flaggen, an verschiedenen Stellen ausgesteckt, beurkundeten die Gesinnungsänderung der Bestürmten. Es war vier Uhr Abends, als die Thore geöffnet wurden und die Niederländer mit voller Macht einzogen.

Jan Kabesse, das Oberhaupt der mit den Engländern verbündeten Neger, war außer sich vor Zorn und Wuth wegen dieser Uebergabe. Er sprang hastig mit einer Lunte zum Pulverthurme, um Freund und Feind zugleich zu vernichten; allein der englische Commandant Selwyn war nicht dieser Meinung und hinderte ihn an seinem Vorhaben. Aber Jan Kabesse, der früher mehre Niederländer ermordet hatte, wußte sehr wohl, was von ihrem Grimme für ihn zu erwarten stand, und sprang auf die Batterie, um als Ziel der holländischen Kugeln zu sterben. Allein diese schossen nicht mehr und vergebens schien Jan Kabesses Wunsch nach einem raschen Tod durch Feindeshand. Da riß er sein Messer hervor und in wenigen Sekunden hatte er seinem Sohne, zweien Sklaven und sich selber die Gurgel durchschnitten, ehe die Unglücklichen sich dessen nur versehen und es vermeiden konnten. Also blutend warf sich Jan Kabesse von der Batterie hinab, doch trug man ihn noch fort bis in ein Haus, wo er bald nachher den Geist aufgab. Er war ein muthiger Krieger gewesen und hatte viele kühne Thaten ausgeführt, aber alle befleckt durch schaudererregende Grausamkeit.

Sogleich nach der Einnahme des Forts ließ de Ruiter, da es noch dazu gerade Sonntag war, auf dem Schiffe eine Dankfeier halten für den errungenen Sieg. Dann bestieg er seine Schaluppe, um am Lande selber nachzusehen; denn man hatte ihn benachrichtigt, daß die Matrosen wüster Plünderung sich ergäben. Aber die Brandung tobte zu sehr, er konnte nicht landen und mußte zurückkehren. Der Kapitän Aart

van Nes dagegen ließ sich nicht schrecken; aber eine unversehens sich erhebende Sturzwelle warf seine Schaluppe voll Wasser und die nächstfolgende kehrte sie um. Van Nes konnte nicht schwimmen und sank unter; aber einer der Matrosen tauchte hinab, ergriff ihn und setzte ihn auf die Schaluppe. Der Kapitän konnte nicht mehr fassen und festhalten; aber eine andere Schaluppe, die unterdessen herzugekommen war, brachte ihn an Bord, wo er einige Tage das Bett hüten mußte. Sein Boot war am Felsen in Stücke zerschlagen und mehre der Leute ertrunken.

Unterdessen mehrte sich die aus der Plünderung, dem Neide und der Mißgunst dabei entstandene Unordnung im Lande, zumal da man nicht alle Branntweinfässer gleich hatte zerschlagen können, und in der Rauferei fanden mehre Matrosen von ihren Kameraden den Tod. Am anderen Morgen erst gelang es de Ruiter ans Land zu kommen und sofort ordnete er die Maßregeln zur Einschiffung an. Er warnte die Matrosen auch vor den befreundeten Negern auf ihrer Hut zu sein; aber die Gier nach Beute ließ diese aller gewohnten Vorsicht vergessen: sie beluden sich so schwer mit allerlei Gegenständen aus dem Fort, daß die am Wege zum Ufer lauernden Neger mehre von dem großen Haufen abschnitten, sie bei Seite zogen und ohne viele Gegenwehr zu finden, beraubten und tödteten. Auch sonst ereigneten sich Vorfälle, welche bewiesen, daß es eines strengen Beispiels bedürfe, um unter der Mannschaft die alte Zucht wieder herzustellen. Eines Tages gingen drei Matrosen an Land und kamen halb trunken mit einander in Streit, so daß sie ihre Messer zogen und auf einander losgingen. Doch das schien ihnen nicht genug: sie bliesen das Licht aus und versuchten einander im dunkeln Zimmer zu stechen und zu verletzen. Der Wirth vernahm den Lärm, er eilte unvorsichtig hinzu, aber sobald er in die Thür trat, empfing er einen Stoß, der seinem Leben ein Ende machte. Die Thäter wurden sogleich ergriffen; allein sie leugneten jede feindselige Absicht gegen den Wirth und es war sehr schwer

auszumachen, wer von ihnen im Grunde der Schuldige sei, deshalb ward allen dreien anbefohlen sich auf den Tod gefaßt zu machen und dann das Loos zu ziehen; denn nur einer sollte ihn erleiden. Das Urtheil ward gesprochen, derjenige, den das Loos traf, gehängt und nach der gewöhnlichen Dauer wieder abgeschnitten, um ins Grab gelegt zu werden. Aber als man ihn hinein legen wollte, zuckten seine Glieder, er ward weiter untersucht und es ergaben sich unzweideutige Spuren des Lebens. Als er ganz wieder zur Besinnung gekommen, erhob sich die Frage, was mit ihm zu thun sei und der General Valkenburg war der Meinung, daß nichts Anderes übrig bliebe, als das Urtheil noch einmal zu vollziehen. Allein ihm widersprach der Admiral de Ruiter und sagte, daß die Verurtheilung nicht ein genügender Beweis seiner Schuld sei, das Loos vielmehr sowohl den Unschuldigen als den Schuldigen habe treffen können. Dieser Mann sei auf eine so eigenthümliche Weise errettet worden, daß man deshalb wohl Mitleid mit ihm haben dürfe; zumal da ja die erlittene Todesangst, der Schmerz und die Gefahr als Strafe dienen und ihm selbst und Anderen zur Warnung gereichen könne. Diese Vorstellungen de Ruiters stimmten auch den General um und dem Matrosen wurde die Strafe erlassen. Er erzählte nachher, daß die Todesangst so sehr die Oberhand über ihn gehabt habe, daß er sich nach dem Anhören des Urtheils keiner Dinge mehr erinnern könne. Beim Stoße von der Leiter wäre es ihm zu Muthe gewesen, als fiele er in einen tiefen Brunnen, jedoch ohne Schmerz und Beängstigung. — In Folge seiner Befreiung nannte er den Admiral seinen zweiten Vater, weil er durch ihn erlöst und dem Leben wiedergegeben sei, und befleißigte sich von da an einer anderen Lebensweise.

Bis zum Ende Februar 1665 war Alles was der Flotte an jener Küste zu thun oblag, nach Wunsche vollbracht. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war auch damals noch fast wie ein Wunder anzusehen; denn von den gewöhnlichen Krankheiten tropischer Gegenden waren alle Matrosen frei.

Dennoch sehnte sich de Ruiter die gefährliche Küste Afrikas zu verlassen und zur weiteren Ausführung seiner Aufträge nach Westindien zu segeln. Nach einem Abschiedsmahle bei dem General Valkenburg ließ er die Anker lichten und stellte seinen Kurs zuerst südöstlich. Denn nach der Meinung de Ruiters mußten wegen der an der Küste von Guinea fast ununterbrochen wehenden Westwinde die von da wegsegelnden Schiffe in der Regel erst südöstlich bis vier Grad südlicher Breite sich begeben, um von da mit südlichem oder südöstlichem Winde die karaibischen Inseln zu erreichen. Am 6. März passirte die niederländische Flotte die Linie und segelte über St. Thomas und Annobon hinaus in südliche Breiten. Es war allen Kapitänen streng anbefohlen sich zusammenzuhalten und das Admiralsschiff nicht aus dem Auge zu verlieren, da man im weiten atlantischen Ocean nicht leicht einen Versammlungsplatz für die Zerstreuten angeben konnte; dennoch verloren sich mehrmals einige der Schiffe und die Kapitäne derselben wurden dafür durch die Geldbuße bestraft, welche der Kriegsrath auf eine solche Nachlässigkeit festgesetzt hatte. Als man sich den westindischen Inseln näherte, ward berathschlagt, welcher Ersatz der Mannschaft für die gehoffte Plünderung der Flotte des Prinzen Robert geboten werden könne, und gut befunden, daß eine Plünderung nur statt finden könne im Falle der Eroberung feindlicher Kriegsschiffe. Am 29. April bekam man um Mittag die westindische Insel Barbados auf 13° 20′ nördlicher Breite in Sicht, aber weil der Tag zu weit vorgerückt war, ward der Angriff auf dieselbe bis zum kommenden Morgen verschoben.

Zwei Forts deckten die Einfahrt in den Hafen und, als de Ruiter am folgenden Morgen diese versuchte, begann von denselben ein heftiges Feuer. Die Niederländer mußten hinauflaviren; aber da noch dazu das Geschütz der sechs und dreißig im Hafen liegenden Schiffe dem Feuer des Forts zu Hülfe kam, konnte man der Segel sich nur mit Mühe und Gefahr bedienen. Deshalb ward für gut gefunden nach andert-

halbstündigem Schießen mit dem Gefecht einzuhalten, und lieber nach dem französischen Martinique zu segeln, um dort sich mit Wasser zu versorgen. Denn dieses Bedürfniß bedrängte die niederländischen Seeleute und außer Barbados und Guadeloupe war Martinique die einzige nah gelegene Insel, wo man demselben genügend abhelfen konnte. Nach dem gewöhnlichen Ehrengruße des französischen Forts wurde dem Admiral hier sein Wunsch verstattet und mit allem Eifer die Verproviantirung ins Werk gerichtet. Der französische Befehlshaber selbst war erbötig für Pulver, das ihm fehlte, einen großen Vorrath von Lebensmitteln zu geben. Dann lichtete de Ruiter wieder die Anker und kreuzte einige Tage an den westindischen Inseln umher, um die etwa dort verweilenden Engländer aufzufangen. Am 7. Mai traf er ein holländisches Fleutschiff, das ihm die sichere Nachricht brachte, daß der Krieg mit England offen ausgebrochen, aber bis dahin die Kriegsflotten noch nicht an einander gekommen seien. Diese Kunde erregte alle Gemüther; allein ihr Auftrag hielt sie dort zurück und eifrig suchten sie die vorhandenen englischen Kauffahrer weg zu fangen. Die also genommenen Prisen wurden meist verkauft, weil man mit ihnen die Flotte nicht übermäßig beschweren konnte, ein Schiff auch wurde verbrannt, weil es gar zu rank war.

Unterdessen rückte die Zeit der Orkane heran, die man auf den westindischen Inseln Ouragans nennt, und de Ruiter, der sie aus Erfahrung kannte, that sein Möglichstes, um vor der Zeit derselben, als welche man gemeiniglich die Monate Juli, August und September rechnet, jene Gegend verlassen zu können. Ein solcher Orkan in Westindien ist ein heftiges Zusammenwirbeln aller Windesrichtungen, die innerhalb 24 Stunden und auch in viel geringerer Zeit die ganze Windrose umlaufen und gegen einander anstürmen, und zwar mit einer solchen Gewalt, als wenn Himmel und Erde vergehen sollte. Dieser entsetzliche Sturm reißt die Bäume mit den Wurzeln aus der Erde und hebt sie empor, wirft Felsen-

klumpen von einander und rollt sie die Berge hinab, schleift ganze Gebäude dem Boden gleich und wühlt die See derartig auf, daß sie sich mit Luft und Himmel zu vermengen scheint und das Auge keine Grenze mehr wahrnimmt. Um diesen Stürmen sich nicht auszusetzen, beschloß der Kriegsrath am Ende Mai von Westindien wegzusegeln. Es war die Frage, ob der Kurs auf Neuniederland oder Terreneuve zu richten sei, und aus Mangel an Lebensmitteln und Pulver entschied man sich für Terreneuve. Die Folge davon war, daß das weggenommene Neuniederland im Besitze der Engländer blieb und daß der Name des Landes und der Stadt sich wendete in Newyork. Jetzt ist in dieser Weltstadt den Meisten auch die Erinnerung verklungen, daß sie einst Neu-Amsterdam hieß und durch diesen Namen bestimmt war, ein Amsterdam der neuen Welt zu werden, was sie unter anderem Namen und in erhöhetem Maße geworden ist und noch mehr werden wird.

Am 13. Juni war die Flotte auf der Höhe von 46° und segelte noch immer nordwärts. Es ward allen Kapitänen anbefohlen, im Falle die Flotte getrennt werden sollte, nördlich um Schottland herum und im Falle der Noth in Norwegen einzulaufen. Bis zu den Küsten von Terreneuve wurden häufig einzelne englische Schiffe genommen, jedoch fanden sich unter ihnen keine von bedeutendem Werthe. Diese Reise de Ruiters ist aber deshalb bemerkenswerth, weil die Engländer ihm den Vorwurf gemacht haben, als hätte er die Mannschaft der genommenen Schiffe von allem Nöthigen entblößt. Der englische Schriftsteller, der das Leben des Admirals beschrieben hat, sagt geradezu von ihm: „Als de Ruiter von Barbados nach Terreneuve segelte, nahm er verschiedene Kauffahrteischiffe, beraubte die Menschen und ließ sie ohne Lebensmittel: eine That, die des Namens eines so braven Mannes durchaus unwürdig ist.“ Allein es ist uns noch das Protokoll erhalten, welches der Kriegsrath de Ruiters auf dieser Fahrt über die Behandlung der Mannschaft der genommenen

Schiffe am 17. Juni 1665 aufstellte. Dieses lautet in Beziehung auf jenen Vorwurf folgendermaßen: „Wir haben beschlossen, daß hier in der Bai von St. Jean an der Küste von Terreneuve Nichts verheert und verbrannt werden soll, da die Einwohner sehr ärmlich leben, ja so ärmlich, wie Menschen überhaupt nur leben können: dagegen soll sich ein Jeder selbst mit Fischen, Brennholz und Wasser versehen. Das beste der genommenen englischen Schiffe, der Jonathan, soll eilends segelfertig gemacht werden und mit uns fahren; die englischen Gefangenen aber sollen drei kleine Schiffe von Plymouth, Dartmouth und Barnstable behalten, um mit diesen nach England oder Neuengland hinüberzusetzen. Für diese Reise sollen ihnen auf fünf Wochen Lebensmittel mitgegeben werden, bestehend in 5500 Pfund Brodt, 63 Sack Erbsen, 24 Oxhoft Malz, um Bier zu brauen, 2 Oxhoft Speck, 4 Tonnen Fleisch, 1 Oxhoft Branntwein, und 20 Fischnetze mit den dazu gehörigen Leinen. Also beschlossen im Schiff „der Spiegel" und unterzeichnet von sämmtlichen Mitgliedern des Kriegsrathes." Die Anzahl der Engländer, für welche diese Lebensmittel bestimmt waren, betrug etwa dreihundert, und selbst die Namen der ihnen übergebenen drei kleinen Fahrzeuge sind uns erhalten: die Barbara, das schwarze Pferd und die Wilhelmine. Nach einem solchen Beschlusse aber kann man, auch abgesehen von dem sonstigen Verhalten des Admirals gegen seine Feinde, wohl ermessen, daß zu einer Klage über ein mehr als feindseliges Verfahren kein Grund vorhanden war. Zwar es wäre den Niederländern kaum zu verdenken gewesen, da sie die sichersten Berichte über die schlechte Behandlung ihrer Kriegsgefangenen in den englischen Gefängnissen hatten; aber de Ruiters Grundsatz: „handle gegen deine Mitmenschen so, wie du selbst wünschest, daß sie gegen dich handeln möchten," überwog auch hier, und daher entstammte dieses vergleichungsweise so milde Verfahren.

Von Terreneuve stellten die Niederländer gegen Ende Juni ihren Kurs auf die Faroer Inseln. Sie hatten von

den Engländern auf Terreneuve vernommen, daß diese den Auftrag hätten, zu Wasser und zu Lande in allen Weltgegenden den Niederländern Abbruch zu thun: deshalb berief de Ruiter den Kriegsrath, um zu erwägen, wie man ohne den bestimmten Auftrag der Generalstaaten und der Admiralität sich innerhalb der Grenzen Europas verhalten sollte. Die Meinung ging einstimmig dahin, Gewalt gegen Gewalt zu setzen und auch ohne bestimmten Befehl innerhalb der europäischen Gewässer alle englischen Schiffe aufzubringen, wie und wo man sie fände. Also segelte die Flotte Europa zu, noch Nichts ahnend von der gewaltigen Seeschlacht, die unterdessen ihrem Vaterlande so schmerzliche Verluste bereitet hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Kriegsereignisse bis zur Einsetzung de Ruiters zum Oberbefehlshaber im August 1665.

Als die Nachricht von de Ruiters Erfolgen an der Westküste Afrikas gegen die englisch-afrikanische Compagnie kund wurde, dachte die englische Regierung nicht mehr daran, daß dies nur eine gerechte Wiedervergeltung für die Uebergriffe ihrer Unterthanen sei: sie behauptete, der Friede sei gebrochen und die Nichts Böses ahnenden niederländischen Kauffahrer wurden plötzlich in allen englischen Häfen mit Beschlag belegt und auf allen Meeren gejagt. Dabei mußten die Niederländer den Kürzeren ziehen; denn die Flaggen ihrer Handelsschiffe bedeckten alle Gewässer; ja von einer einzigen Flotte, die von Bordeaux aus heimkehrte, nahmen die Engländer hundert und sechszig Schiffe. Vergebens erboten die Generalstaaten sich zur Rechenschaft und waren bereit alle streitigen Sachen vor das Parlament von Paris, als einen unparteiischen Gerichtshof, bringen zu lassen: die Engländer wollten einmal den Krieg und dagegen halfen solche Anerbieten nicht. Deshalb mußte auch in den niederländischen Häfen Alles aufgeboten werden, um die Kriegsflotte mit aller Macht auszurüsten.

In damaligen Zeiten waren auch noch viele Kauffahrteischiffe für europäische Gewässer wehrhaft ausgerüstet und konnten sich manchmal selbst gegen Kriegsschiffe vertheidigen. So

geschah es, als die Engländer gegen Ausgang des Jahres 1664 einer holländischen von Smyrna kommenden Flotte auflauerten und Pieter van Brakel den Kommandanten der drei sie geleitenden Kriegsschiffe gleich zu Anfang des Gefechts erschossen, daß ein Kauffahrteischiff unter dem Kapitän Jan Reilofszoon van Hoorn sich eine geraume Weile gegen vier königliche Fregatten vertheidigte. Als diese ihn endlich ganz und gar zerschossen hatten, legte sich eine von ihnen an seine Seite und enterte. Vom obern Verdeck vertrieben, wehrten sich die muthigen Seeleute noch aus den Luken. Da endlich mußten sich die noch Uebrigen ergeben und wurden, unter ihnen auch Jan Reilofszoon, in die Schaluppe gesetzt, während etwa hundert Engländer sich daran machten, das Schiff zu plündern. Aber das Schiff war zu sehr zerschossen, es sank immer tiefer, bis das Wasser die nicht geschlossenen Stückpforten erreichte. Da war keine Rettung mehr und in weniger als in einer Minute schlossen sich die Wogen wirbelnd über dem reich beladenen Schiffe und den gierigen Plündrern. Auch die andern Niederländer hatten sich so gut gewehrt, daß von der ganzen Flotte nur zwei Schiffe in die Hände ihrer Feinde fielen. Aber solche Beispiele waren vereinzelt und als endlich König Karl II. erst am 14. März 1665 den Krieg erklärte, waren schon hunderte von Schiffen zum Werthe vieler Millionen in den Händen der Engländer.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1665 wurde in allen englischen und niederländischen Häfen mit großem Eifer gerüstet. Der Admirallieutenant Obdam van Wassenaar hatte über die niederländischen Schiffe den Oberbefehl, doch befand die Admiralität von Holland für gut, außer ihm noch drei Vice-Admirale zu Admirallieutenants zu ernennen, nämlich: Kortenaar, den abwesenden de Ruiter und zugleich mit ihm den unter seinem Befehle stehenden Vice-Admiral Meppel. Etwas vorher hatte auch die Admiralität von Seeland den Vice-Admiral Johann Evertsen zum Admirallieutenant erhoben. Der Hauptgrund bei jenen Ernennungen war, daß die Pro-

vinz Holland ungern einen Seeländer an der Spitze der ganzen Flotte sah, was leicht eintreten konnte, wenn Wassenaar fiel. So lange aber die Provinz Holland einen Admirallieutenant besaß, verstand es sich nach alter Sitte wie von selbst, daß ihm die Oberbefehlshaberstelle über die ganze Kriegsflotte der vereinigten Provinzen zukam. Also ward beschlossen, daß nach dem etwaigen Absterben Wassenaars anstatt seiner Kortenaar die Kriegsflotte befehligen solle.

Während man durch diese und viele andere Ernennungen die Oberhäupter erfreute, wurden auch die Gemüther der Mannschaft durch Belohnungen und hohe Preise für ihre Thaten angefeuert. Für die Eroberung eines feindlichen Admiralschiffes wurde der Mannschaft des siegenden Schiffes außer dieser Beute eine Belohnung von fünfzigtausend Gulden ausgesetzt und für die anderen nach Verhältniß. Wer die feindliche Admiralsflagge von der oberen Mastspitze herabholte, sollte fünftausend Gulden erhalten; für die Flaggen der Viceadmirale zweitausend fünfhundert und in ähnlicher Weise bei den anderen. Wer einen feindlichen Brander vernichtete, sollte sechstausend Gulden erhalten. Für die etwaigen Wittwen und Waisen wurde gesorgt, indem ihnen ein doppelter Antheil statt des einfachen für den gebliebenen Gatten oder Vater ausgesetzt wurde. Ferner wurden die Verletzungen nach bestimmten Abstufungen angesetzt, z. B. für den Verlust eines Auges 350 Gulden, für den Verlust beider 1500 Gulden, und dem völlig arbeitsunfähig Gewordenen bestimmte man wöchentlich einen silbernen Dukaton als Pension. Wir finden nicht, daß bei diesen Vergeltungen und Entschädigungen ein Ansehen der Person und des Ranges Statt gefunden habe, sie waren für alle Seeleute gleich: eben so wie man auch bei der Beförderung zu höheren Stellen von einem Unterschiede der Person Nichts wußte und die einzelnen Männer beförderte nach ihrer Tüchtigkeit und ihren geleisteten Diensten. Die ausgezeichnetsten Befehlshaber der Flotte hatten fast alle ihre Laufbahn als Schiffsjungen oder Matrosen begonnen.

Beide Staaten suchten dann die Meinung der anderen Regierungen auf ihre Seite zu bringen und erließen an alle Fürsten und Obrigkeiten ihre Schreiben mit ausführlichen Darstellungen des Herganges der Thatsachen, aus welchen dieser Krieg entsprungen sei. Im eigenen Lande schrieben die Generalstaaten am Ende des April einen allgemeinen Buß- und Bettag aus, damit das ganze Volk zu Gott flehe um Hülfe in diesem Streit, und verordneten ferner, daß auch fortan wöchentlich diese Bettage fortgesetzt werden sollten. Dies war indeß manchmal eine schlimme Sache, weil viele Prediger der Regierung entgegen waren und von der Kanzel herab unablässig behaupteten: es würde nicht eher gut wieder um das Vaterland stehen, bis man einen Oranier zum Generalkapitän und Statthalter des ganzen Landes einsetze. Dadurch wurden die Gemüther vieler Menschen schon damals den Generalstaaten und insbesondere dem Rathspensionair Johann de Witt abgeneigt. Aber dieser große Mann ließ sich nicht irren und verfolgte fest und entschieden seinen Weg, den seine Vaterlandsliebe und seine ungemeinen Talente ihm vorzeichneten, obwohl man manchmal wohl sagen kann, daß er seine Landsleute glücklich machen wollte wider ihren Willen.

Gegen das Ende des Monats Mai 1665 stach die niederländische Flotte unter Wassenaars Anführung in See, etwa hundert Kriegsschiffe stark, denen die Engländer eine ungefähr gleiche Zahl entgegenstellten. Einige nennen sieben und neunzig, die Andern hundert und fünfzehn Schiffe. Am 13. Juni trafen die Flotten etwa zehn deutsche Meilen Nordost gen Norden von der Stadt Lowestoff in der Grafschaft Suffolk auf einander. Schon zwei Tage vorher hätten sie sich erreichen können, wenn die Niederländer sich des damals für sie günstigen Windes bedient hätten; aber dies geschah nicht und am 14. Juni war der südliche Wind ihnen entgegen und ungünstig. Mit Anbruch des Tages begann die Schlacht und dauerte unentschieden bis nach Mittag; aber um 2 Uhr zer-

barst das große niederländische Admiralschiff mit 84 Geschützen unter entsetzlichem Krachen und der Admiral Wassenaar mit der ganzen Besatzung von fünfhundert Mann flog in die Luft. Wie dies also gekommen, wußte Keiner; aber es war ein furchtbarer Schlag für die Niederländer, zumal da gleich zu Anfang des Gefechts der Admirallieutenant Kortenaar durch eine Kanonenkugel getödtet war. In Folge des doppelten Unglücks fehlte alle obere Leitung und die Unordnung nahm so überhand, daß drei holländische Schiffe sich in einander verwickelten und von einem englischen Brander angezündet alle drei verbrannten. Der erst kurz vorher zum Vice-Admiral ernannte Tromp, ein würdiger Sohn seines Vaters, hielt die Fliehenden zusammen und unter seiner Leitung gelangten 58 Schiffe binnen Texel, 17 liefen ins Vly und etwa 12 in die Maas, so daß man bald ersah, wie der Schrecken viel größer gewesen sei als der wirkliche Verlust. Der Pöbel gab den Führern alle Schuld und als der Admirallieutenant Johann Evertsen im Briel ans Land stieg, warf ihn ein tumultuarischer Haufe ins Wasser, aus welchem er nur mit großer Lebensgefahr gerettet wurde.

Aber auch die Generalstaaten beschlossen eine strenge Untersuchung, zumal da es sich ergab, daß auf vielen Schiffen sich weder Todte, noch Verwundete befanden, manche überhaupt nicht den geringsten Schaden erlitten hatten. Drei Kapitäne wurden zum Tode verurtheilt und erschossen, drei anderen wurden die Degen vom Büttel zerbrochen vor die Füße geworfen, der Obersteuermann von Kortenaars Schiffe stand mit einem Stricke um den Hals am Pranger und wurde dann für immer Landes verwiesen. Die Stimmung in den Niederlanden war äußerst niedergedrückt, die Engländer dagegen jubelten und einer derselben, der damals noch in Haag verweilte, sprach laut und öffentlich: „Ehe zwei Jahre zu Ende gehen, soll kein Schiff aus Holland mehr auslaufen.“ Aber Peter de Groot, der Rathspensionär von Amsterdam, der auch

zugegen war, erwiderte mit fester Stimme: „Königreiche und Republiken zu verändern oder zu vernichten, ist ein Werk, das Gott allein sich vorbehalten hat.“ In England prägte man Medaillen auf den herrlichen Sieg: an der einen Seite trugen sie das Bildniß des Königs Karl II., an der anderen Seite die Inschrift: quattuor maria vindico, das ist: ich eigne mir vier Meere zu. Andere wieder zeigten die Aufschrift: Nos penes imperium, d. i. bei uns ist die Herrschaft. Noch wieder eine andere Denkmünze zeigte auf der einen Seite den König Karl II. auf einem Siegeswagen und auf der anderen die Inschrift: et pontus serviet, d. i. auch das Meer wird ihm dienen.

Aber im Unglück erprobt sich die Kraft der Menschen und wie Rom niemals höher stand, als da die Gesandten des Senats nach der Niederlage bei Cannä dem heimkehrenden Konsul entgegentraten und ihm dankten, daß er am Vaterlande nicht verzweifelt habe: also bewährten auch die Lenker der Republik der Niederlande und vor Allem ihr Leitstern Johann de Witt nach der Niederlage von Lowestoff ihre wahre Seelenstärke. Noch lebte ja de Ruiter und er vermochte es, die Ehre des Landes glänzend wieder herzustellen. Johann de Witt begab sich selber nach Texel, damit unter seiner unmittelbaren Aufsicht und Leitung die erlittenen Schäden ausgebessert und baldmöglichst die Flotte wieder seefähig gemacht würde. Das Gleiche ward in allen niederländischen Häfen befohlen, wo nur sich Kriegsschiffe befanden, und ohne Rast und Ruh ward gearbeitet. Aber de Ruiter war abwesend und man berieth lange hin und her, wen man zum Oberbefehlshaber bestellen sollte; denn obwohl Tromps Verdienste alle Anerkennung fanden, so waren ihm doch mehre Herren in den Ständen von Holland abgeneigt, weil er ein zu entschiedener Anhänger des jungen Prinzen Wilhelm von Oranien war. Deshalb ward der Ausweg beliebt, daß Tromp, der inzwischen auch zum Admirallieutenant erhoben war, allerdings fürerst der Oberbefehl gegeben werden, daß jedoch drei

Bevollmächtigte der Generalstaaten auf der Flotte anwesend sein sollten. Diese drei waren der achtundsiebzigjährige Huigens, Deputirter in den Generalstaaten für das Land Geldern, Johann de Witt, Rathspensionär von Holland und Westfriesland, und Johann Boreel, Bürgermeister der Stadt Middelburg. Tromp zeigte den regsten Eifer und nach wenigen Wochen war die Flotte wieder seefähig; da kam die Nachricht von de Ruiters Einlaufen in den Hafen von Delfzyl an der Ems.

Nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren, besonders da mehre Schiffe von der langen Seefahrt sehr gelitten hatten, langte de Ruiter am 19. Juli bei den Farörinseln an, lief um die Mönchsklippe am Südende der Insel Südro und warf dort die Anker aus. Aber vergebens hoffte er hier auf Kunde der Dinge in Europa: kein Insulaner ließ sich blicken. Von da beschloß der Kriegsrath, Stavanger in Norwegen anzulaufen und die norwegische Küste südwärts zu segeln, um irgendwo bestimmte Nachrichten von dem Stande der Dinge zu erhalten. Am 22. begegnete ihnen ein niederländisches Fleutschiff und meldete den Ausgang der Seeschlacht bei Lowestoff. De Ruiter bat alle Kapitäne ihren Leuten gegenüber nicht ein Zeichen von Niedergeschlagenheit an den Tag zu legen. Alle waren einstimmig der Meinung, daß unter solchen Umständen das Vaterland ihrer Dienste mehr als je bedürfe und sie mit allem Eifer dahin streben müßten. In Bergen vernahm de Ruiter noch genauere Nachricht, daß die Engländer allenthalben auf ihn kreuzten, und einige norwegische Schiffer berichteten, daß sie noch vier Tage vorher südwestlich eine Flotte von sechszehn englischen Kriegsschiffen gesehen hätten. Beim Riff von Jütland traf er wieder Hamburger Schiffer, die ihm meldeten, daß die niederländische Flotte am 17. Juli schon fast wieder zum Auslaufen fertig gewesen sei, daß aber sechszig bis siebzig vor Texel kreuzende Engländer dies unmöglich machten. Einige Tage nachher traf man ein flandrisches Schiff, das nach Ostende wollte, aber von de

Ruiter für eine Entschädigung mitgenommen ward, damit es ihn nicht verrathen könne. Am 2. August sah man in der Morgendämmerung zwei Segel; als es heller wurde, erkannte man, daß es ein englisches Kriegsschiff ersten Ranges und eine Galliot seien; aber beide wendeten sich nordnordost und schienen die Niederländer gar nicht zu bemerken. Also schlich de Ruiter an der englischen Flotte vorbei, ähnlich, sagt ein englischer Schriftsteller, wie ein Mann, der während seines Weges auf der Straße den Mantel bis über die Ohren heraufzieht, um nicht erkannt zu werden; oder, wie de Ruiter selber sagte, unter dem Schutze göttlicher Güte, die des Nachts die Finsterniß und bei Tage den Nebel sandte, um die Flotte zu umhüllen wie mit einem schützenden Kleide, und den veränderlichen Wind aus allen Ecken wehen ließ, damit die Feinde ihm immer vorbeisegelten. Am 5. August war de Ruiter bei Helgoland, wo drei Lootsen zu ihm an Bord kamen und wiederum ihn warnten vor den Engländern. Er war schon Willens in die Elbe einzulaufen; denn das Bedürfniß in einen Hafen zu kommen, war dringender als je, und einige Schiffe hatten nur noch für zehn, andere nur für fünf Tage Lebensmittel. Am Abend sprang ein östlicher Wind auf, der sich bald nordöstlich wandte und frisch wehte: darum beschloß man mit gutem Vertrauen auf die Westerems anzufahren. Am Morgen des 6. August bekamen sie Borkum in Sicht, der Wind drehte sich glücklich nordnordwest und sie segelten oberhalb des Riffes von Juist auf die Mündung der Westerems. Hier ließen sie sich mit der Ebbe treiben, da der Wind nicht hinreichte, um ihre Strömung todt zu segeln. Um Mittag begann die Fluth; aber nun erhob sich eine neue Gefahr. Alle Tonnen und Baken für das Fahrwasser des Stromes waren auf Befehl der Obrigkeit weggenommen; deshalb fuhren unmittelbar vor de Ruiter, dessen Schiff das erste in der Reihe war, je am Steuerbord und Backbord eins der kleinen genommenen englischen Schiffe und warfen unablässig das Loth. Am Nachmittage um 4 Uhr kamen sie auf diese Weise

neunzehn Segel stark vor der Festung Delfzyl im Gröningerlande an und wurden mit dem Donner des Geschützes von den Wällen empfangen. Der Kommandant von Delfzyl, Namens Schay, verfügte sich sogleich zu de Ruiter an Bord und begrüßte ihn auf heimatlichem Boden. Dann theilte er die Nachricht den in Gröningen versammelten Deputirten der Stadt und Umlande mit.

Der Jubel des Volks in Delfzyl und der Umgegend kannte keine Grenzen. Männer und Weiber kamen zu hunderten heran, um de Ruiter zu sehen, und betrachteten die englischen Flaggen, die als Ehrenzeichen der erfochtenen Siege am Spiegel des Schiffes hingen. Die folgenden Tage mehrte sich der Andrang. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren die Fahrzeuge in Bewegung, aus den nahe liegenden Städten wie vom platten Lande kamen nun tausende, um sich selber zu überzeugen, daß der Held wieder da sei. Die angesehensten Frauen fielen dem alten Manne um den Hals und küßten ihn nach der Sitte des Landes, als ob sie ihren Vater, ihren Bruder aus Todesgefahren errettet wieder sähen. Die Niedergeschlagenheit, die wenige Tage vorher noch die Gemüther drückte, war in Freude und Jubel verwandelt; denn Alle meinten, daß dies wunderbare Entrinnen aus solcher Gefahr ein deutlicher Beweis sei, daß Gottes Gnade die vereinigten Staaten der Niederlande aufs neue wieder segnen wolle.

In der Nacht vom 7. bis 8. August empfing der Rathspensionär Johann de Witt im Texel die Nachricht von der Ankunft de Ruiters und schrieb sogleich wieder zurück, um genaue Auskunft über die Stärke seiner Flotte, seiner Mannschaft und die anderen Verhältnisse zu erfahren. Zugleich meldete er ihm, daß etwa neunzig Kriegsschiffe wieder seefähig da lägen. Am 9. August erhielt de Ruiter dieses Schreiben und stattete sofort ausführlichen Bericht über seine Reisen, die erlangte Beute, den Zustand der Mannschaft und alle

anderen Dinge ab. Sobald aber die Bemannung der Schiffe Etwas davon vernahm und ahnte, daß man sie sogleich wieder zum Kriege brauchen würde, riefen Alle wie aus einem Munde, daß sie nach so langer Abwesenheit in ihr Haus heimkehren wollten und ihre Entlassung verlangten. Es gelang viele wieder zu beruhigen; aber die Besatzung der nordholländischen Schiffe ließ sich nicht besänftigen, sondern ging heimlich davon.

In der Versammlung der Generalstaaten ward nun sofort der Antrag gemacht, de Ruiter zum Oberbefehlshaber der Kriegsflotte einzusetzen und schon am 11. August beschlossen. Mit der Nachricht von dieser Ernennung ward ihm am 13. zugleich die Bitte ausgesprochen, daß er sich baldigst nach Texel begeben möge. De Ruiter säumte nicht, nach wenigen Stunden war vor Delfzyl der Kriegsrath versammelt, um Mittag des 14. war er mit 38 Freiwilligen in Delfzyl, um von dort aus seine Reise anzutreten. Als er von Bord abfuhr, feuerten alle Schiffe Ehrenschüsse ab, die Garnison von Delfzyl stand unter dem Gewehr und von den Wällen antwortete das Geschütz den Kanonen der Flotte. In den unterwegs liegenden Städten zogen die Obrigkeiten dem Admiral entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Am Abend des 15. August kam er in Harlingen an und setzte sich sofort wieder in ein Schiff, um nach Texel hinüberzufahren. Einige Tage vorher hatten die Bevollmächtigten der Generalstaaten hier die oberen Befehlshaber und Kapitäne der Flotte zusammenberufen und ihnen den Beschluß vom 11. mitgetheilt, daß de Ruiter der Oberbefehl anvertraut werden solle. Fast alle nahmen die Nachricht mit Freuden auf, nur der Admirallieutenant Tromp erwiderte, daß er nicht unter de Ruiter zu stehen wünschte, überhaupt nicht Willens wäre in See zu gehen, da ihm, nachdem er die gute Ordnung in der Flotte hergestellt, nun ein Anderer vorgezogen würde. Am folgenden Tage erneuerte er diese Worte und bat die Bevollmächtigten um seine Entlassung. Diese erwiderten, daß er sie bei den Gene=

ralstaaten selber nachsuchen müsse, jedoch nicht eher von der Flotte scheiden dürfe, als bis de Ruiter angekommen sei und aus seinen Händen den Oberbefehl empfangen habe. Also fügte sich Tromp einstweilen und blieb da.

Die Maßregel, daß drei Bevollmächtigte der Regierung an Bord der Flotte waren, kam Vielen gar zu neu und sonderbar vor, und sie meinten, es wäre besser die Führung des Kriegswesens allein den gewohnten Oberhäuptern desselben zu überlassen. Namentlich mißbilligten Manche, daß der Rathspensionär Johann de Witt, damals die wichtigste Persönlichkeit in der Versammlung der Generalstaaten, sich so freiwillig zu diesem Dienste aufgeopfert habe, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Gefahren von Wind und Wellen und von den Feinden, da doch das Staatsschiff selber in die höchste Noth gerathe, wenn ein solcher Steuermann ihm fehlen würde. Aber Johann de Witt gab seinen andringenden Freunden zur Antwort: „Die Erhaltung meiner Person und meines Geschickes hängt an der Erhaltung des Staates, und der gute oder schlimme Ausgang der nächsten Seeschlacht wird über Beides entscheiden. Muthvolle Leute gibt es auf der Flotte allerdings genug; aber es fragt sich, ob es Männer genug gibt, die sich im Stande fühlen, den allzustürmischen Drang der Kühnheit zu mäßigen und das ist meine Aufgabe." In denselben Tagen zeigte sich, ob und wie sehr man dieses Mannes bedurfte. Bis dahin hatten alle Lootsen und Seeleute geglaubt, daß nur zehn Striche des Kompasses die Möglichkeit gäben, aus Texel auszulaufen und zwei und zwanzig es verhinderten, im Besondern, daß es nicht möglich sei mit Süd, Südwest und West in See zu kommen. Johann de Witt hielt diese von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Annahme für ein Vorurtheil und nahm sich vor die Sache selbst zu untersuchen. Die Rhede von Texel hatte damals drei Oeffnungen nach dem Meere: das Landestief, den Slenk und das spanische Gat; aber die ältesten und erfahrensten Lootsen behaupteten mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit, daß es für

schwere Kriegsschiffe mit dem Tiefgange von etwa 20 Fuß und darüber unmöglich sei, durch das spanische Gat in See zu kommen. De Witt setzte sich selber in eine Schaluppe und fuhr mit einigen weniger halsstarrigen Lootsen hinaus, um selber nachzusehen und genau zu prüfen. Es ergab sich, daß der Wasserstand bei niedrigster Ebbe durchgehends 20 Fuß war und nur an drei bis vier Stellen auf 18 Fuß sank, daß mithin zur Zeit der Fluth, die gewöhnlich etwas über $4^1/_2$ Fuß dort aufläuft, das Fahrwasser überall mindestens 22 Fuß tief sein und für alle Schiffe der Flotte vollkommen gangbar sein würde. Da nun der zwischen Süd und Südwest schwankende Wind am 14. August das Auslaufen durch das Landestief oder durch den Slenk nicht gestattete, betrieb de Witt mit Ernst und Eifer die Ausfahrt durch das spanische Gat. Er selber und sein gleichdenkender Freund, der Herr van Haaren, fuhren auf den beiden schwersten und tiefstgehenden Schiffen „Haus zu Swieten" und „Delfland" Allen voran, und zeigten mit dem Senkblei in der Hand den Weg. Ohne Unfall erreichten sie das offene Meer und es wäre möglich gewesen mit der ganzen Flotte während der einen Gezeit hinauszukommen, wenn nicht die Unkunde oder widerwillige Trägheit der Lootsen die Ausfahrt einiger weniger Schiffe bis auf den nächsten Tag verschoben hätte.

Durch de Witts Entdeckung und Bemühung fand sich das überraschende Ergebniß, daß, statt der früheren Annahme, nach welcher zwei und zwanzig Windstriche die Ausfahrt von tiefgehenden Kriegsschiffen aus Texel verhinderten, in Wahrheit nur vier davon überblieben, nämlich: Westnordwest, Nordwest gen Westen, Nordwest und Nordwest gen Norden. Lange Jahre hindurch nannten die Schiffer das spanische Gat zur dankbaren Erinnerung de Witts Tief, bis allmälig der alte Name wieder die Oberhand bekam.

Am 16. August langte de Ruiter in Texel an und fand hier drei Fregatten vor, die zu seinem Dienste bereit lagen,

um ihn nach der Flotte zu bringen. Einige Bevollmächtigte der Generalstaaten waren dahin geschickt, um ihn zu erwarten, in deren Hände der neue Oberbefehlshaber den Eid der Treue ablegte. Dieser lautete: „Ich gelobe und schwöre dem Inhalte der Instruktionen und Befehle, die mir von meiner Obrigkeit, den Hochmögenden Generalstaaten, bereits gegeben sind oder noch gegeben werden, bis zum äußersten Vermögen nachzukommen und sie auszuführen.“ Wind und Wetter waren ungünstig, so daß der Admiral erst am Morgen des 18. August gleich nach Sonnenaufgang an die Flotte gelangen konnte. Alle Befehlshaber gaben unzweideutige Beweise ihrer Freude, auch Tromp bezwang sich: er hatte es schon über sich vermocht nicht seinen Abschied zu nehmen, sondern als Admirallieutenant fort zu dienen. Johann de Witt suchte die beiden hervorragendsten Männer der Kriegsflotte einander näher zu bringen; doch behaupten Einige, daß auch damals die Verstimmung des Einen und die Bekümmerniß des Anderen sichtlich wahrzunehmen gewesen sei.

Alsdann ward gut gefunden, die Flotte in mehre Geschwader zu vertheilen. De Ruiter führte den Wimpel von der großen Stenge, der Admiral Evertsen von der Vorstenge, Tromp von der Kreuzstenge und der Admiral de Vries ließ eine besondere Flagge vom Bugspriet flattern. De Ruiter begab sich darauf nach seinem Admiralschiff Delfland von 70 Kanonen mit 450 Mann Besatzung, wo ihm die verschiedenen Befehlshaber vorgestellt wurden und ihn begrüßten. Nachdem dies geschehen, ließ er seine Flagge an der großen Stenge aufhissen und den Wimpel unmittelbar darunter und auf dieses Zeichen der Uebernahme des Oberbefehls zog Tromp seinen Wimpel von der großen Stenge ein.

Die also acht Wochen nach dem unglücklichen Schlachttage vom 14. Juni 1665 wieder in See gebrachte niederländische Flotte bestand aus drei und neunzig Kriegsschiffen, versehen mit viertausend dreihundert sieben und dreißig Ge-

schützen und bemannt mit fünfzehntausend und ein und fünfzig Matrosen, zwölfhundert drei und achtzig Seesoldaten, und dreitausend dreihundert Landsoldaten, in Allem mit neunzehntausend sechshundert und fünf und dreißig Köpfen. Außerdem befanden sich bei der Flotte eilf oder zwölf Brander, einige Fleuten, Gallioten, Jachten und andere kleine Fahrzeuge.

Zehntes Kapitel.

Die weiteren Kriegsbegebenheiten der Jahre 1665 und 1666 bis zum großen Seetreffen im Juni 1666.

Auf der See konnte man unter solchen Umständen dem Zusammenstoß beider Flotten ruhig entgegensehen; aber zu Lande änderte sich die Lage der Dinge nicht zum Besseren. In Münster lebte damals der unruhige kriegerische Bischof Bernhard von Galen, einer der gewissenlosen deutschen Fürsten jener Zeit, die ohne alles Gefühl für Nationalehre und Nationalinteresse sich immer mit demjenigen ausländischen Herrscher verbanden, bei dem sie für sich persönlich den meisten Vortheil zu haben glaubten. Nach der dreißigjährigen Kriegesnacht und dem traurigen Morgen des westphälischen Friedens lag überhaupt das nationale deutsche Leben tief darnieder; aber solche Fürsten, wie dieser Bischof, zerrütteten auch die letzten Reste ganz und gar, indem er ohne alle Noth und alle Veranlassung, aus bloßer Kriegeslust und Eroberungssucht mit fremden Machthabern selbst gegen das deutsche Reich und sein Oberhaupt ein Bündniß einging. Doch dies geschah erst später; aber damals trug er kein Bedenken während des Seekrieges der beiden Nationen, von englischem Gelde unterstützt, die Niederländer auch zu Lande anzugreifen. Im September 1665 brach er ein, doch ward der Krieg nicht erheblich und beschränkte sich auf den Kampf um einige Schanzen.

Aber ein gefährlicherer Feind drohte im eigenen Lande: die Zwietracht. Die Engländer streuten überall in den sieben Provinzen aus, daß es ihrem Könige hauptsächlich um die Erhebung seines Neffen, des jungen Prinzen Wilhelm von Oranien, zum Statthalter der Niederlande zu thun sei und daß er in diesem Falle sogleich Frieden machen würde. Viele Prediger unterstützten sie darin und wendeten die von der Regierung vorgeschriebenen Bettage dazu an, von den Kanzeln herab das Volk aufzureizen gegen die Generalstaaten und besonders gegen den Rathspensionär Johann de Witt. Dagegen ließen die Generalstaaten diesen Predigern befehlen, daß sie sich bei Verlust ihrer Besoldung nur um kirchliche Dinge bekümmern und die Angelegenheiten des Staates denen überlassen sollten, denen die Leitung derselben zukäme; aber das fruchtete nicht immer. Auch auf den Schiffen bemerkte man diese Abneigung; denn als die Matrosen auf Tromps Schiffe einmal den Anker aufwinden sollten, riefen sie, daß sie es nur thun würden im Namen des Prinzen von Oranien. Auch sonst zeigten sich Spuren gefährlicher Widersetzlichkeit und Eigenmacht und nur durch die strengen Strafen des Hängens und Kielholens konnte die Ordnung befestigt werden. Die drei Bevollmächtigten der Generalstaaten mühten sich unablässig zur Wiederherstellung eines guten Einvernehmens unter der ganzen Mannschaft und es gelang ihnen Vieles, zumal da die Matrosen ihren Eifer für eine zweckmäßigere Beköstigung mit Freuden anerkannten.

Zu einer zweiten Seeschlacht mit den Engländern kam es nicht; dagegen erhielt de Ruiter den Auftrag, die Heimkehr der eilf Ostindienfahrer zu decken, welche mit einer Ladung zum Werthe von sechs Millionen nördlich um Schottland herum auf Bergen in Norwegen steuerten. Nach Ankunft vor dieser Stadt waren sie durch englische Kriegsschiffe überfallen, hatten sich aber so muthig vertheidigt, daß diese unverrichteter Sache wieder heimkehren mußten. Die Dänen benahmen sich eine Zeitlang zweideutig, dann aber traten sie

offen auf niederländische Seite und erklärten den Engländern den Krieg. Indessen waren die Folgen dieser Erklärung kaum nennenswerth. Sobald aber de Ruiter angekommen war und die Ostindienfahrer sich zu ihm verfügt hatten, kam man überein, daß bei den herrschenden Westwinden an der gefährlich felsigen norwegischen Küste, an der gemeiniglich kein Kabeltau bis zum Grunde reichte, ihres Bleibens nicht mehr sei, sondern daß sofort die Heimkehr angetreten werden müsse. Am 8. September ging die Flotte unter Segel; aber ein fürchterlicher Sturm zerstreute sie nach allen Richtungen. Eine Weile trieb de Ruiter unter kleinem Segel, damit die anderen Schiffe sich bei ihm halten konnten; aber es war vergebens; denn der Sturm wehte zwei mal vier und zwanzig Stunden über alle Maßen heftig. Das Admiralschiff Delfland war trotz seiner Schwere und seines Tiefganges ziemlich rank; dennoch theilten die Bevollmächtigten der Generalstaaten mit dem Admiral alle Beschwerden, und der Rathspensionär verließ auch im heftigsten Sturme das Verdeck nicht, um nach seiner Einsicht und Kenntniß zur Abhülfe der Gefahren beizutragen. Als endlich der Sturm nachließ und de Ruiter auf der Nordseite der Doggersbank ankerte, fanden sich um ihn sechs und dreißig Kriegsschiffe; doch lief bald die Nachricht ein, daß der Sturm zwei der Ostindienfahrer und einige andere Schiffe den Engländern in die Hände geführt habe.

Dennoch war die Mannschaft getrost und voll Muths und die Bevollmächtigten und de Ruiter waren Willens auch so die Engländer aufzusuchen und sie anzugreifen; aber alles Suchen war vergebens. Die Flotte hielt sich unweit ter Schelling und versuchte in Erwartung der Engländer verschiedene Kriegsübungen. Solche Uebungen zur See sind minder sicher und ungefährlich, als diejenigen eines Heeres zu Lande; denn statt des festen gleichen Trittes der Soldaten hat man auf dem Meere die verschiedene Schnelligkeit der einzelnen Schiffe, insofern sie sich richtet nach ihrer Bauart und ihren Segeln, und außerdem die immer sich ändernde Kraft

des Windes, die auf einer Fläche von gar nicht großer Ausdehnung unter den einzelnen Geschwadern einer Flotte ganz verschieden wirken kann. Im Ganzen bezeugten die Bevollmächtigten ihre Zufriedenheit mit den Kriegsübungen und der Kampffähigkeit der Flotte. Während dessen kamen zwar einzelne zerstreute Schiffe hier und da mit einander ins Gefecht und es wurden noch einige niederländische Schiffe genommen; aber es schien fast wunderbar, daß die großen Flotten sich trotz des Suchens von beiden Seiten nicht in Sicht bekommen konnten, obwohl man selbst von de Ruiters Admiralschiffe aus die Außenwachtschiffe der Feinde mehrmals erblickt hatte. So viel aber war gewiß, daß es den Engländern mehr darum zu thun war, die reiche Beute der Ostindienfahrer zu erjagen, als mit ihren Feinden in ein eigentliches Gefecht zu kommen.

Trotz der Stürme der Tag- und Nachtgleiche ward beschlossen, noch einige Zeit in See zu verweilen. Aber de Ruiters Schiff gefiel ihm nicht, weil es so rank war, daß bei jedem Windstoß die untere schwere Kanonenreihe unbrauchbar wurde: deshalb war es ihm lieb, als ihm die Admiralität die Wahl unter zwei neuen großen Schiffen frei stellte. Er wählte die Hollandia und mit ihm gingen die drei staatischen Bevollmächtigten auf dasselbe über. Dann fuhren sie mit der gesammelten Flotte nach der englischen Küste und hielten sich vor dem Ausfluß der Themse, um die etwa hervorkommenden Schiffe aufzufangen; aber alle Bemühungen waren umsonst. Eine Meile weit segelten sie in die Themse hinauf; aber es kamen keine englischen Schiffe stromabwärts und auch die große englische Flotte zeigte sich nicht. Ein schweres Unglück war damals über die Stadt London herangebrochen; eine ungeheure Pest, die einmal in einer Woche siebentausend Menschen verschlang. Damals war London nicht die Weltstadt, wie heutzutage; denn höchstens mochte ihre Bevölkerung eine halbe Million Menschen betragen. Auch die englischen Schiffe auf der Themse waren nicht frei von der Seuche und verloren

einen großen Theil ihrer Mannschaft. Wenn auch diese Pest die Niederländer nicht bedrängte, so war doch die Jahreszeit überall ungesund und auch auf ihren Schiffen lagen viele Seeleute an allerlei Krankheiten darnieder. Im Anfange Novembers vermehrten sich noch diese bedenklichen Zeichen: deshalb und in Erwartung der Herbststürme befahlen die Bevollmächtigten der Generalstaaten für dieses Jahr 1665 die Flotte zu entlassen. Auf halbem Wege von der englischen Küste nach den Niederlanden ließ der Admiral de Ruiter eine weiße Flagge von der Vorstenge wehen und drei Kanonenschüsse abfeuern. Es war das Zeichen des Scheidens und der Heimkehr: die drei Admirallieutenants nahmen ihren Abschied mit je sieben Schüssen, die vier Vice-Admirale mit je fünf, die vier Kontre-Admirale (Schulzen bei Nacht) mit je drei, und der Oberbefehlshaber antwortete ihnen Allen mit neun Schüssen. Dann segelte ein Jeder seinem bestimmten Hafen zu.

Am 6. November statteten die drei Bevollmächtigten in der Versammlung der Generalstaaten einen Bericht über das Geschehene ab und empfingen darauf den Dank der Versammlung. Am selben Tage noch berichtete der Rathspensionär Johann de Witt in der Versammlung der Stände von Holland und Westfriesland über den Kriegszug und empfing auch von ihr den Dank des Vaterlandes. Vergebens bot man ihm eine Summe zur Entschädigung für seine geleisteten Dienste an: er schlug Alles rundweg ab. Einige meinten, die Anwesenheit der Bevollmächtigten sei kein geringes Glück für de Ruiter gewesen, da sie ihn gegen alle etwaigen Verluste und Unfälle durch ihre Verantwortlichkeit deckten, während das Volk alle Vortheile ihm zuschrieb. Andere waren der Meinung, daß zwischen ihm und de Witt manchmal eine Verschiedenheit der Ansichten und daraus entstehende Abneigung obgewaltet habe. Dies Gerücht kam de Ruiter zu Ohren, und um es völlig zu entkräften, nahm er bei seiner Reise nach dem Haag seine Wohnung bei dem Rathspensionär. Die Versammlung der Hochmögenden Generalstaaten empfing ihn mit den Zei-

chen unverstellter Hochachtung und lud ihn ein, sich während seines Berichts auf einen Sessel mit bedecktem Haupte niederzulassen. Dann ward ihm im Namen des Vaterlandes der Dank der Staaten ausgesprochen und dasselbe geschah in der Versammlung der Stände von Holland und Westfriesland, unter deren Admiralität er gehörte. Außerdem ertheilten ihm diese das Recht, im Admiralitäts-Kollegium ihrer Provinzen den Vorsitz einzunehmen.

Bei allen diesen Ehrenbezeugungen blieb de Ruiters Sinn derselbe wie er war. Es wird erzählt, daß er auf einer dieser Reisen, die sein Beruf ihm auferlegte, nach Rotterdam gekommen, sich eines Morgens, wie er meinte, ungesehen und ungehört in seinem Schlafzimmer zum Gebete auf die Kniee warf und dort durch die Wand belauscht also betete: „Verleih mir, o Gott, einen demüthigen Sinn, daß ich nicht stolz werde über meine Erhöhung. Stärke mich in den Pflichten meines hochwichtigen Amtes. Gib mir ein Heldenherz und laß mich nicht so elendig umkommen, wie meinen Vorgänger, sondern erhalte mich zum Dienste und Nutzen meines Vaterlandes!"

Während des Winters ward die Ausrüstung der Flotte mit allem Eifer wieder fortgesetzt. Bis zur Mitte März 1666 mußten nach dem Willen der Generalstaaten zwei und siebzig Kriegsschiffe ersten Ranges nach damaliger Bauart und zwölf Fregatten segelfertig sein. Die Größe dieser Schiffe wuchs im Laufe dieser Kriege immer mehr heran; denn während noch wenige Jahre vorher ein Schiff von sechszig Kanonen ein überaus großes war, mußte nun die eine Hälfte dieser 72 Schiffe auf sechszig bis achtzig Kanonen gebohrt sein, die andere auf vierzig bis sechszig. Die Fregatten trugen von vier und zwanzig bis zu vier und dreißig Geschützen. Dazu kamen außer der großen Zahl kleiner Fahrzeuge von Brandern, Gallioten, Advisfregatten, die auch bis zwölf Geschütze trugen, noch zwanzig große Kriegsschiffe, welche die ostindische Kompagnie ausrüstete. Die Kosten dieser ganzen Flotte mit

der Unterhaltung wurden für ein Jahr auf eilf Millionen sechs hunderttausend Gulden berechnet.

In allen Häfen war ein reges Leben; denn diese Schiffe mußten nicht bloß mit Lebensmitteln, sondern auch mit Kleidungsstücken je nach der Jahreszeit und vielen anderen Dingen genügend versehen werden, und das setzte viele Kräfte in Thätigkeit. Ein neues Regiment Seesoldaten von neunzehn Kompagnien wurde errichtet, und da der Dienst mit Luntengewehren auf den Schiffen nicht wohl geeignet erschien, mit Gewehrschlössern versehen. Durchschnittlich bestand jede Kompagnie aus hundert und zwanzig Köpfen. Damit es der Flotte nicht an Bemannung gebreche, ward der Wallfischfang für das ganze Jahr 1666 untersagt, und den Kapern nur unter der Bedingung Erlaubniß zum Auslaufen gegeben, daß sie bis Ende Februar sich wieder einstellten, widrigenfalls man sie als Seeräuber behandeln würde. Auch ward allen Kauffahrern überhaupt, die Rahesegel führten, das Auslaufen ihrer Schiffe nach dem 1. Februar verboten. Eine große Zahl niederländischer Seeleute war in England gefangen; jedoch der König Karl II. und sein Bruder, der Herzog Jacob von York, weigerten jegliche Auslösung der Gefangenen, damit sie nicht die Bemannung der Kriegsschiffe verstärkten. Dies hätte hingehen mögen, wenn die Gefangenen eine erträgliche Verpflegung gehabt hätten; aber man preßte sie in enge Behälter zusammen und reichte ihnen eines holländischen Stübers (drei Kreuzer oder eines Mariengroschen) Werth zum täglichen Unterhalt. Deshalb kamen viele Matrosen durch Hunger und Krankheit elend um und alle Vorstellungen der Generalstaaten, daß man so ja nicht einmal Heiden, viel weniger denn Genossen desselben durch die Reformation errungenen Glaubens behandeln dürfe, waren vergebens. Die englischen Gefangenen in den Niederlanden dagegen erhielten nach der Versicherung der niederländischen Geschichtschreiber entweder gute Lebensmittel oder sechs, auch sieben Stüber täglich, je nach den Preisen des Orts, in welchem sie sich befanden. Doch nicht

alle Engländer dachten wie die Regierung. Wenn niederländische Matrosen ausbrachen, so fanden sie sehr oft hülfreiche Unterstützung und im Oktober sah man einmal in Dover hundert und dreißig holländische Matrosen auf freiem Fuße, die von den Einwohnern der Stadt bis zu ihrer Ueberfahrt alle Hülfe und Unterstützung genossen.

Unterdessen arbeitete die oranische Partei in den Niederlanden unablässig auf den Frieden, und alles schien dahin zu deuten, daß Karl II. dazu bereit sein würde, wenn man seinen Neffen Wilhelm von Oranien zum Statthalter annähme. Auch waren schon einige Provinzen in den Generalstaaten für diesen Vorschlag gewonnen, nur nicht Holland, die wichtigste von allen, und außer ihr Utrecht; und de Witts eindringlichen Vorstellungen gelang es, die Generalstaaten von der Erkaufung des Friedens durch diese Demüthigung abzubringen. Zudem kamen günstigere Nachrichten; denn noch im Januar 1666 erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an England. Den Vorstellungen des trefflichen Gesandten Konrad van Beuningen war es endlich gelungen, den König Ludwig XIV. von der Nothwendigkeit der Vereinigung beider Staaten gegen die Uebermacht Englands zu überzeugen; aber Frankreich besaß damals nur zwei und dreißig Fregatten und das Ausfechten des Krieges überließ der König Ludwig ganz allein den Niederländern. Auch von Osten her kam eine günstige Nachricht. Der kriegerische Bischof von Münster sah sich bedrängt durch Friedrich Wilhelm, den großen Kurfürsten von Brandenburg, und von England blieben ihm die versprochenen Gelder aus. Deshalb schloß er am 18. April 1666 seinen Frieden mit der Republik.

Am 11. April lief der Admiral de Ruiter auf den „sieben Provinzen" mit neun andern Kriegsschiffen von Goeree aus in See. Das Schiff de Ruiters war eins von den zwölf neuen, die im Jahre vorher erbaut waren: es war von einem Steven zum andern hundert und drei und sechszig Amsterdamer Fuß lang, drei und vierzig Fuß ~~tief~~ breit und sechszehn und einen

54 m länge
12 " breit.
5,5 " Tiefgang

halben Fuß hoch. Es war bewehrt mit achtzig Geschützen und hatte vier hundert und fünf und sechszig Mann Besatzung. Wenn es also auch den ungeheuren schwimmenden Seeschlössern ersten Ranges unserer Zeit nicht ganz gleich gestellt werden konnte: so war es für die damalige Zeit doch ein ungewöhnlich großes Schiff. Durchschnittlich waren auch da noch die niederländischen Schiffe kleiner als die englischen. Am 12. April kam de Ruiter vor Texel, wo sich nach und nach die ganze Flotte versammelte. Während sie dort lag, kamen mehrere Fürsten und Große an Bord, um die Flotte zu besichtigen, unter ihnen auch der Kurfürst von Brandenburg und der junge Prinz Wilhelm von Oranien. Dieser ward von der ganzen Mannschaft mit Jubel empfangen und laut erklang der Ruf: „Lang lebe der Prinz! lang lebe der Prinz von Oranien!" Die Matrosen zeigten alle ihre Künste und ihre Gewandtheit im Klettern und Laufen auf den Rahen, ja einer trieb die Kühnheit so weit, die obere Kugel des Flaggenstocks der großen Bramstange anzuklimmen und sich auf derselben auf den Kopf zu stellen und die Beine dem Himmel zuzukehren. Mehr Vergnügen jedoch fanden die Fürsten an dem Scheingefecht zweier Fregatten, die sich im Vorbeisegeln die volle Lage gaben. Zum Abschiede beschenkte der Kurfürst die Mannschaft auf de Ruiters Schiffe mit hundert silbernen Dukatons.

Im Anfang Juni 1666 bestand die niederländische Kriegsflotte aus etwa hundert Segeln, in Allem mit viertausend sechshundert fünfzehn Geschützen bewehrt und mit ein und zwanzig tausend neun hundert und neun Mann Matrosen und Soldaten bemannt. Einige der Schiffe hatten noch nicht die ganze Bemannung vollzählig gemacht, die sie nach ihren Musterrollen führen mußten; doch nahm man täglich noch neue Seeleute an. Zur selben Zeit kam genaue Nachricht über die englische Flotte, welche unter Anführung des Prinzen Robert und des Generals Monk, Herzogs von Albemarle, in See stach. Damals war der See- und Landdienst bei den

Engländern noch nicht streng von einander geschieden und Anführer der Landtruppen erhielten häufig ein Commando zur See. In Allem betrug die Flotte damals ein und achtzig große Schiffe mit viertausend vierhundert sechszig Geschützen und mit ein und zwanzig tausend fünf und achtzig Mann Besatzung. Sie zerfiel nach dem Brauche der Engländer in die drei Geschwader der rothen, weißen und blauen Flagge. Das erste stand unter Monk selber, der auf dem Schiffe the royal Charles mit zwei und achtzig Kanonen und sechshundert fünfzig Mann fuhr; das zweite unter Ascue auf dem Schiffe the royal Prince mit zwei und neunzig Geschützen und sechshundert zwanzig Mann; das dritte unter Thomas Allen auf dem Schiffe the royal ~~Jacob~~ mit zwei und achtzig Kanonen James mit fünfhundert und zwanzig Mann. Auch die niederländische Flotte war je nach dem Orte und der Provinz ihrer Ausrüstung (Holland, Westfriesland, Seeland, den Maasmündungen) in drei verschiedene Geschwader getheilt. De Ruiter selber führte den Wimpel von der großen Stenge, die Admiral-Lieutenants Evertsen und de Vries ließen ihn von der Vorstenge wehen und Tromp und Meppel von der Kreuzstenge. Jedes Geschwader zerfiel wiederum in drei Divisionen.

Sogleich nach dem Auslaufen der Flotte gab de Ruiter Nachricht davon an den niederländischen Gesandten in Versailles, Konrad van Beuningen, damit er den König Ludwig bewege, seine Flotte zu der verbündeten stoßen zu lassen; aber Ludwig beeilte sich mit solchem Befehle nicht und überließ der Staatenflotte den Kampf allein. Dagegen kamen der Prinz von Monaco und andere vornehme Franzosen zu de Ruiter an Bord, und erhielten von ihm die Erlaubniß, auf einem seiner Schiffe dem bevorstehenden Treffen beiwohnen zu dürfen. Am 10. Juni 1666 befand sich die niederländische Flotte westlich von Ostende, etwa fünf Meilen vom Lande und stellte ihren Kurs von da aus auf die englische Küste. Am selben Tage berief de Ruiter die Kommandeurs und Kapitäne zusammen und richtete folgende Ansprache an sie: „Der Zeit-

punkt unseres Zusammenstoßes mit dem Feinde steht nahe bevor. Die Wohlfahrt des Vaterlandes hängt an dem Ausgange dieses Gefechts. Wir haben es mit hochfahrenden Feinden zu thun, die ohne allen Grund uns zu vernichten suchen. Darum laßt uns für das Vaterland und die Freiheit, für unsere Weiber und unsere Kinder mannhaft unsere Pflicht thun. Die Welt sieht auf uns und den Ausgang unseres Kampfes. Jetzt ist uns die Gelegenheit gegeben die Schmach des vorigen Jahres wieder auszuwetzen: darum bewähre sich Jeder nach seiner vollen Kraft als ein ehrlicher und wackerer Mann. Wir haben nicht nöthig unsere Feinde zu fürchten; aber wir dürfen sie auch nicht verachten; denn es sind Seeleute, wie wir. Es bleibt uns keine Wahl, als sie zu besiegen oder zu sterben. Vertraut auf Gott; denn unsere Sache ist rechtmäßiger, als die ihrige, und darum wird er uns nahe sein mit seinem Schutze. Seid versichert, daß man wissen wird die Tapferen zu belohnen; aber eben so gewiß ist es auch, daß die Feigen und Säumigen ihrer Strafe nicht entgehen werden. So halte denn ein Jeder auf seine Ehre und auf seinen Eid und folgt meinem Beispiele.“ Alle Befehlshaber erwiderten, daß es ihr ernster Wille und Vorsatz sei, das Leben für das Vaterland einzusetzen. De Ruiter entgegnete: „Im Namen desselben danke ich euch für euren guten Willen und erwarte, daß ein Jeder von euch ihn durch die That bewähren werde.“

De Ruiter wollte sich nicht zu weit westlich begeben, weil man im Falle der Noth von Calais bis Havre de Grace an der französischen Küste nicht einen einzigen Hafen hatte, in welchen sich ein schwer beschädigtes Kriegsschiff hätte zurückziehen können; dagegen waren zu diesem Ende den Schiffern die Wielingen angewiesen. Die Nacht vom 10. auf den 11. war völlige Stille; am Morgen aber schlug der Wind um und es sprang eine steife Kühlte aus Südwesten auf. Deshalb ließ de Ruiter zwischen Dünkirchen und Nordvorland, der englischen Landspitze zwischen dem Kanal und der Themse-

mündung, ungefähr 7—8 Meilen ostsüdost von der englischen Küste, die Anker fallen. Um neun Uhr Morgens nahmen die Außenwachen das Herauftauchen der englischen Flotte wahr; doch dauerte es noch bis zum Mittag, ehe man sie in Schußweite vor sich hatte. — Inzwischen war die See so hohl, daß eins der bestbesegelten holländischen Schiffe, Namens Gelderland, von dem Stampfen den Fockmast und das Bugspriet verlor und gleichzeitig die große Rahe entzweibrach. Deshalb mußte es noch vor dem Beginn des Kampfes nach einem der nächstgelegenen Häfen geschleppt werden. Die Niederländer waren damals ein und siebzig große Schiffe und dreizehn Fregatten stark, ungerechnet die kleineren Schiffe; in der englischen zählte man etwa achtzig Segel. Der Prinz Robert war auf ein Gerücht hin mit fünf und zwanzig Schiffen in der Nähe der französischen Küste geblieben, um dem französischen Admiral Beaufort aufzupassen. Der General Monk führte als Oberbefehlshaber die englische Flagge von der großen Stenge und zum Zeichen seines Geschwaders eine rothe Flagge von der Vorstenge.

Eilftes Kapitel.

Das große Seetreffen am 11., 12., 13. und 14. Juni 1666.

„Viertageschlacht“

Wenn die Bestrebungen der Menschen zur gegenseitigen Vernichtung auf dem festen Lande uns oft mit Schauder erfüllen: so ist dies in noch viel höherem Maße der Fall auf der See, wo mit der feindseligen Kraft der Menschen gegeneinander sich nicht blos die Macht des Feuers in weit höherem Maße verbindet, als auf dem Lande; sondern auch statt des festen, sichern Bodens der mütterlichen Erde unter dem Fuße des Menschen die gierige Welle lauert, um der Kugel, welche sich durch die Schiffswand bohrt, alsbald zu folgen und den Menschen zugleich mit seiner gebrechlichen Bretterwohnung hinabzuschwelgen in den ewig unersättlichen Schlund. Von allen Kämpfen aber, welche die europäischen Völker zu Wasser ausgefochten, seitdem sie sich zur heil- und friedebringenden Lehre des Gottmenschen Jesus Christus bekennen, ist kaum einer entsetzlicher und vernichtender gewesen, als derjenige der furchtbaren Schlachttage vom 11., 12., 13. und 14. Juni 1666. Zwei Völker, nahe verwandt durch Abstammung, durch Sprache, durch religiöses Bekenntniß, aber entzweit durch Handelsneid und durch den Eigenwillen der Mächtigen der Erde, suchten hier einander zu vernichten und das eine auf den Trümmern der Schifffahrt des andern die Obermacht der See an sich zu reißen. Doch die Neigung des unparteilich

die Verhältnisse erwägenden Menschen wird auf der Seite der Niederländer sein; denn das Gebot der Selbsterhaltung nöthigte sie zu dem Kriege, den sie nicht gesucht hatten.

Sobald die englische Flotte so weit in Sicht war, daß an dem Stattfinden des Treffens nicht mehr gezweifelt werden konnte, befahl der Admiral de Ruiter auf allen Schiffen das Gebet zu thun und dann sofort die Mahlzeit bereiten zu lassen. Um Mittag ward das Signal gegeben die Anker zu lichten und die Segel aufzusetzen; allein die Zeit war zu kurz und das Wasser zu hohl und auf vielen Schiffen mußte man die Kabeltaue kappen. Beide Flotten waren nun unter Segel und legten beide seitwärts über. Durch diese Wendung kamen die Admiral-Lieutenants Tromp und Meppel, die den Nachtrab hatten bilden sollen, ins Vordertreffen, aber dem Admiral Tromp war dies eben recht und bald war er zuerst mit den Engländern in ein heftiges Gefecht verwickelt. Unmittelbar hinter ihm war das Geschwader des Admirals de Ruiter nicht lange nach ihm im vollen Kampfe. Die Engländer hatten die Luffseite von den Niederländern gewonnen; aber nicht zu ihrem Vortheil; denn der heftige Wind drückte ihre Backbordseite so tief nieder, daß sie die untersten Geschützreihen häufig nicht gebrauchen konnten, während dagegen die Niederländer alle Kanonen auf der Steuerbordseite zum Vollen in Anwendung brachten.

Von beiden Seiten ward mit Muth, aber auch mit Erbitterung gefochten. Um vier Uhr Nachmittags ging das erste englische Schiff zu Grunde: es war eine Fregatte von der blauen Flagge, welche an de Ruiters Admiralschiffe vorbeisegelte und nachdem es von ihm noch eine volle Lage empfangen, nur wenige Schritte hinter dem Spiegel seines Schiffes mit aller Mannschaft untersank. Bis dahin war noch das Geschwader von Evertsen und de Vries mit dem Feinde nicht handgemein geworden, da dieser noch zu hoch von ihnen im Winde lag. Um fünf Uhr wendeten die Engländer nordwest über, weil sie, wie man meinte, besorgten zu

nahe an die flämischen Sandbänke zu gerathen, und dadurch ward jenen beiden die Möglichkeit gegeben, mit ihnen ins Gefecht zu kommen. Auch gelang es den Niederländern bei dieser Wendung des Feindes, drei von seinen Schiffen abzuschneiden und in ihre Gewalt zu bekommen. Das eine desselben mit 70 Kanonen hieß Swiftshire und ward durch den Ritter Barkley geführt, der standhaft die Uebergabe weigerte. Er empfing einen Pistolenschuß durch die Kehle und also auf den Tod wund lief er noch in seine Kajüte, wo die nachdringenden Sieger ihn gleich nachher der Länge nach auf dem Tische ausgestreckt todt fanden. Sein Ueberwinder hieß Hendrik Adriaanszoon; aber auch sein Schiff war so sehr zerschossen, daß er mit seiner Prise das Gefecht verließ und auf Goeree steuerte, wo er beide Schiffe glücklich binnen brachte. Ein anderes dieser drei Schiffe war die Zevenwolden, welches die Engländer im vorigen Jahre nach dem schrecklichen Sturme im September erobert hatten und das nun wieder dem Kapitän van der Zaan in die Hände fiel. Jedoch büßte er selber sein Bugspriet und seinen Besaansmast dabei ein und erlitt solchen Schaden am stehenden und laufenden Tauwerk, daß er mit allem Knoten und Splissen sich doch nicht zu helfen und sein Geschwader nicht wieder zu erreichen vermochte, vielmehr froh sein mußte, als es auch ihm mit seiner Beute gelang Goeree zu erreichen. Auch das dritte erobernde niederländische Schiff trug seinen Schaden davon, indem eine sechs und dreißigpfündige Kugel seinen großen Mast mitten durchschlug. Auch dieses begab sich deshalb mit seiner Prise auf die Heimfahrt; aber nach der Schlacht wurde diese Heimkehr ohne Befehl allen drei Kapitänen sehr verargt.

Die Engländer schossen nach ihrer Gewohnheit am meisten auf die Takelung ihrer Feinde und beschädigten die Schiffe der Befehlshaber Tromp und van Nes so sehr, daß diese schon um 5 Uhr Nachmittags auf andere Schiffe übergehen mußten und von dort herab ihre Kommandeurflagge wieder flattern ließen. Zwei niederländische Schiffe in de Ruiters

unmittelbarer Nähe geriethen um diese Zeit in Brand, und zwar, wie man meinte, durch brennende Patronenstücke, welche der Wind vor der Mündung der Kanonen weg in die Höhe führte, wo sie das eigene Tauwerk anzündeten. Auf dem einen derselben befanden sich der französische Prinz von Monaco und der Graf von Guiche, welche nur dadurch gerettet wurden, daß ihr brennendes Schiff gegen die Fregatte „klein Hollandia" trieb, wo sie mit drei andern den Sprung hinüber wagten. Auch klein Hollandia gerieth nun in Brand, doch kappten die Matrosen schnell alle brennenden Stücke ab und also entkam es glücklich der Gefahr.

Nachdem die Engländer gewendet hatten und dadurch der feindlichen Flotte vorbeipassirt waren, warfen sie die Anker aus, um den erlittenen Schaden wieder herzustellen; denn auch das Admiralschiff Monks selber war sehr zerschossen. Allein de Ruiter war nicht Willens ihnen einige Ruhe zu lassen, sondern wendete auch seinerseits und gerade auf sie zu, so daß nun Monk und die anderen Engländer gezwungen waren ihre Ankertaue zu kappen. Das Gefecht wurde nun noch hitziger als zuvor; aber dies Mal verloren die Niederländer keine Schiffe. Dagegen sank zwischen 7 und 8 Uhr Abends ein großes englisches Schiff von der blauen Flagge, etwa einen Musketenschuß von de Ruiter entfernt. Als es schon fast zu dunkeln begann, wurde John Harman mit seinem Schiffe the Injury von siebzig Kanonen unter der weißen Flagge von de Ruiter abgeschnitten und dann heftig beschossen. Aber es vertheidigte sich wacker und der Admiral schickte ihm deshalb einen Brander an Bord. Dieser flammte unmittelbar unter dem Spiegel der Injury auf; aber dennoch gelang es den besonnenen Engländern, ihn durch lange Stangen von sich abzuhalten. Darauf kam ein zweiter Brander von dem seeländischen Geschwader und einzelne Taue des englischen Schiffes und das Hintertheil loderten auf. Die Taue wurden gelöscht; aber aus Furcht vor dem Brande im Hinterschiffe sprangen von der aus 470 Mann bestehenden

Besatzung zwei bis dreihundert Matrosen über Bord, die theils ertranken, theils von den Niederländern aufgenommen wurden. John Harman aber gelang es mit der noch übrigen Mannschaft den Brand völlig zu löschen und als nun ein dritter Brander an ihm sein Heil versuchen wollte, ward er durch einen glücklichen Kanonenschuß in den Grund gebohrt. Alle niederländischen Befehlshaber waren einstimmig im Lobe dieser wackeren Vertheidigung; aber John Harman hatte auch da noch genug zu thun, und gleich als wäre ihm eine Rache beschieden für das Erdulden und Ueberwinden so vieler Gefahren, riß die Kugel seines letzten Schusses den Admiral-Lieutenant Cornelis Evertsen in Stücke. Dann war es zu dunkel, als daß das Gefecht hätte fortgesetzt werden können und die Menschen bedurften nach so vieler Blutarbeit der Ruhe auf den kommenden Morgen.

Aber Ruhe war ihnen wenig beschieden; denn überall mußten die Lecke gestopft, Taue gesplisst, neue Segel angeschlagen und Patronen gefüllt werden. Mit dem Anbruch des Tages wehte das verabredete Signal von de Ruiters Schiff zur Ladung der Befehlshaber zum Kriegsrathe. Man zählte in der niederländischen Flotte zwischen fünfzig und sechszig Schiffe, zu denen jedoch bald noch Tromp mit seinen etwas zerstreuten zwölf Schiffen hinzukam. Die englische Flotte, etwa fünfzig Segel stark, lag eine Meile oberhalb der niederländischen im Winde. Er wehte von Westsüdwest, aber stiller, als am Tage zuvor, so daß man alle Geschützreihen auf beiden Seiten immer gebrauchen konnte. Die Engländer hatten sich südwärts gewendet und sobald die Flotten einander näher kamen, wendete auch de Ruiter so, um mit ihnen denselben Kurs zu halten. Aber nun änderten die Engländer den ihrigen und liefen gerades Wegs auf die feindliche Flotte ein. De Ruiter hielt Kurs und also segelten die Schiffe einander vorbei und begrüßten sich im Vorbeifahren mit vollen Lagen nach beiden Seiten. Dann suchte ein Jeder den erlittenen Schaden in der Eile wieder herzustellen; aber es ward ganz

still, und bis Vormittag zwischen zehn und eilf Uhr trieben die Schiffe daher, ohne einander wieder erreichen zu können. Um diese Zeit sprang eine Kühlte auf und die Flotten fuhren einander wieder zu. De Ruiter und van Nes segelten lufwärts oberhalb des Feindes hin, Tromp unterhalb mit acht, oder, wie Andere sagen, mit fünf Schiffen. Es war um die Mittagszeit und de Ruiter vermeinte schon den Feinden so vielen Abbruch gethan zu haben, daß er das Zeichen zum Naheheranrücken und Entern geben könne, als er mitten aus der feindlichen Flotte heraus ein heftiges Schießen hörte. Es war Tromp, den mit seinen wenigen Schiffen die Engländer dort ganz und gar umringt hatten und dem sie heftig zusetzten. Alle diese Schiffe waren sehr zusammengeschossen und eins derselben stand bei de Ruiters Herannahen schon in hellen Flammen. Nur mit großer Mühe gelang es diesem hindurchzukommen und die Bedrängten zu entsetzen. Die Engländer hatten allerdings Raum gegeben, aber in der Hoffnung, auch de Ruiter mit seinem Geschwader von den anderen abschneiden zu können. Dies gelang nicht, vielmehr vermochte de Ruiter alle Schiffe wieder zu sammeln.

Darüber war es Nachmittag geworden und von da an begannen die Engländer ein Schiff nach dem andern zu verlieren. Gleich nach Mittag sank ein Schiff von der rothen Flagge mit sechszig Kanonen, ein anderes von der blauen sank um drei Uhr, nachdem es noch eben zuvor im Vorbeisegeln von de Ruiter mit einer vollen Lage begrüßt war; eben so erging es einem andern von der weißen Flagge. Einen besonderen Eifer legten die Niederländer gegen die Schiffe an den Tag, die nach dem Sturme des vorjährigen Herbstes ihnen genommen und feindlich gegen sie geführt wurden. Eins derselben, der schwarze Adler oder das Wappen von Gröningen, das bis dahin noch keinen ersichtlichen Schaden hatte, ward von einer einzigen Lage des darauf zielenden Capitäns Marrevelt so glücklich getroffen, daß es nach wenigen Minuten verschwand. Ein englisches Schiff sah man mitten



unter der Flotte mit einem Nothzeichen segeln; aber Niemand brachte Hülfe und nach einer kurzen Weile ging es unter.

Zwischen drei und vier Uhr Nachmittags durchschlug eine Kugel de Ruiters große Stenge, so daß sie mit Flagge und Wimpel aufs Verdeck niederfiel. Es war eins der best besegelten Schiffe der Flotte: deshalb ward Alles zur augenblicklichen Wiederherstellung aufgeboten und bis dahin sandte de Ruiter den Wimpel in seiner Schaluppe an den Admiral-Lieutenant van Nes, damit er einstweilen das Kommando übernähme. Er befahl ihm mit der ganzen Macht wieder zu wenden und den Feind noch einmal auf allen Punkten anzugreifen. Dies geschah und noch zweimal passirten sich die feindlichen Flotten und begrüßten sich im Vorbeifahren mit heftigem Schießen. Doch als die Niederländer des Abends um sechs Uhr nochmals denselben Versuch machten, wendeten sich die Engländer nicht wieder, sondern setzten alle Segel bei, um nach ihrer Küste zu entkommen. Ihre Macht hatte sich um diese Zeit auf acht oder neun und dreißig große Schiffe gemindert. Die Niederländer folgten ihnen; aber durch die Wendung derselben hatten jene einen zu großen Vorsprung gewonnen und, da mit dem Untergang der Sonne die Luft so ruhig wurde, daß die Segel klatschten, war an ein Einholen nicht zu denken. Gegen Abend sammelten sich die niederländischen Kriegsschiffe um de Ruiter, der mit der Ausbesserung des erlittenen Schadens noch geraume Zeit hinbrachte. Auch die Andern thaten ihr Möglichstes, um Alles wieder in guten Stand zu bringen; denn wenn der Kampf auch beendet schien, so hofften sie doch am nächsten Morgen die Verfolgung fortsetzen zu können.

Die Sonne des dreizehnten Juni stieg auf, es war Pfingstsonntag; aber wenn der Mensch beschäftigt ist mit der Jagd auf seine Mitmenschen, so läßt er sich durch die Feier solcher Tage nicht beirren. Jedoch wir dürfen de Ruiter und seine Niederländer darum nicht tadeln: es war ihre Pflicht gegen das Vaterland, die es also forderte, und die Schuld

lag nicht an ihnen. Der Wind wehte aus Nordosten, er war nicht stark; aber sie setzten alle Segel bei und kamen so ein wenig näher. Zwischen 7 und 8 Uhr Morgens signalisirte van Nes, da de Ruiters Schiff noch immer nicht hergestellt war, alle Befehlshaber zu sich an Bord. Der Kriegsrath beschloß alle Kraft beizusetzen, um einen Einbruch in den Feind zu ermöglichen, und zwar in der Ordnung, daß van Nes mit seinem Geschwader in der Mitte segelte, Tromp mit dem seinen an Steuerbordsseite, Bankert, der nach Evertsens Tode den Oberbefehl über das dritte Geschwader hatte, an Backbordsseite. Jedoch nahm man wahr, daß Monk sich zwar gegen die Mündung der Themse zurückzog, aber nicht fliehend, sondern in guter Ordnung und einige gerettete englische Gefangene sagten aus, daß Monk nach dem Prinzen Robert geschickt habe und ihn mit seinen 25 Schiffen stündlich zum Entsatz erwarte. Man bemerkte, daß die schwächsten und meist zerschossenen englischen Schiffe voransegelten und die stärkeren wie ein festes Bollwerk ihren Rückzug deckten. Einige jedoch von jenen konnten nicht mehr mit und wurden, damit sie nicht in die Hände der nacheilenden Niederländer fielen, von ihrer Mannschaft verlassen und in Brand gesteckt.

Um zwei Uhr Nachmittags entdeckten die englischen Wachen von den Stengen aus in West gen Norden einige Segel und veränderten ihren Kurs dahin, weil sie vermutheten, daß es Prinz Robert mit der Hülfe sei. Dadurch kamen sie den Sandbänken vor der Themsemündung nahe und ungefähr um 5 Uhr fuhr the royal Prince, das Admiralschiff der weißen Flagge, bewehrt mit 90 Kanonen, unter dem Admiral Sir George Ascue auf die Sandbank, Galper genannt. Alle seine Nothschüsse waren vergebens, die englische Flotte verfolgte ihren Kurs und Niemand brachte ihm Hülfe. Der Admiral van Nes mit seinem Geschwader kam zuerst heran; aber Tromp auf dem Schiffe Gouda, welches er als das dritte hatte besteigen müssen, eilte ihm noch zuvor und schickte zwei Brander voraus. In dieser Noth, wo Ascue

nirgends Rettung, noch Hülfe sah, strich er seine Admiralsflagge und war bereit sich zu ergeben. Tromp rief die Brander zurück und schickte seine Böte hin, um die Gefangenen abholen zu lassen. Es gelang nur mit großer Mühe; denn die Engländer kletterten aus den Böten wieder durch die Stückpforten hinein. Endlich brachte man die ganze Mannschaft und unter ihr auch Ascue glücklich an Bord der niederländischen Schiffe.

Unterdessen war de Ruiters Schiff wieder fertig geworden, und als es heransegelte, nahm van Nes den Wimpel ein und de Ruiter ließ ihn wieder wehen. Das Schiff Ascues war durch die Ausladung der Mannschaft wieder flott geworden; aber da höchst wahrscheinlich noch ein dritter Kampf mit den vereinigten Kräften Monks und Roberts bevorstand, erwog de Ruiter, daß das Mitnehmen eines solchen Schiffes seine Flotte nicht wenig beschweren würde, und gab aufs neue Befehl, es anzuzünden. Bald stand der royal Prince, das schönste und größte Schiff der englischen Flotte in vollen Flammen, und als das Feuer an die Pulverkammer kam, zerbarst es mit schrecklichem Krachen. Die Niederländer gedachten mit stolzer Genugthuung, daß es gerade der 13. Juni, der Jahrestag des unglücklichen Treffens war, in welchem ein Jahr vorher der Admiral Obdam van Wassenaar mit dem besten niederländischen Schiffe, der Eintracht, in die Luft flog. Am andern Tage in der Frühe ward der Admiral Sir George Ascue unter Bedeckung nach dem Haag gesandt. Die Freunde Tromps machten nachher dem Admiral de Ruiter den Vorwurf, er habe das schöne Schiff ohne zwingende Noth deshalb anzünden lassen, weil er Tromp den Ruhm nicht gönnte, es im Triumphe heimzubringen; aber diese Anklage ist schwerlich vor dem Ausgange des letzten Schlachttages erhoben worden.

Während der royal Prince abbrannte, bestätigten sich die Erwartungen de Ruiters; denn immer neue Segel tauchten auf und es blieb kein Zweifel, daß Prinz Robert mit seinen Schiffen herzugekommen sei und daß am folgenden Tage der

Kampf sich blutig erneuern müsse. Prinz Robert hatte lange auf das Auslaufen der französischen Flotte gewartet; aber als es ihm nach und nach zur Gewißheit wurde, daß Beaufort sich nicht hervorwagen würde oder keinen Befehl dazu empfangen hatte, war ihm die Botschaft Monks zur Vereinigung seiner Macht mit der großen englischen Flotte erwünscht gewesen. Das Geschwader von See- und Friesland machte noch einen Versuch, die Verbindung zu hindern; aber Robert entkam ihnen zu schnell. Im Kriegsrathe der Engländer ward nun sofort die Erneuerung des Treffens auf den folgenden Tag beschlossen und dem Prinzen Robert mit seiner ungeschwächten Macht der erste Angriff anbefohlen. Mit dieser Hülfe war die englische Flotte wieder ein und sechszig Kriegsschiffe stark, aber zum großen Theil unbeschädigt und mit frischer Mannschaft besetzt; die Niederländer hatten noch vier und sechszig Kriegsschiffe, aber alle waren mehr oder minder zerschossen und ihre Mannschaft ermattet. Von den andern niederländischen Schiffen waren drei gesunken oder verbrannt, die Uebrigen beschädigt heimgekehrt oder weggeschickt, um allzu sehr getroffene Schiffe in die Häfen zu schleppen.

In der Morgenfrühe berief de Ruiter noch einmal den Kriegsrath und ermahnte Alle, ihre Pflicht zu thun und ihre Mannschaft dazu anzuhalten. „Noch ein Tag," sprach er, „steht uns bevor, heiß und blutig. Die Generalstaaten, die Väter des Vaterlandes, unsere Frauen und Kinder, die liebsten Pfänder unseres Glückes auf Erden sehen auf uns und harren des Ausgangs. In den Gefechten von drei Tagen haben wir den Siegeskranz errungen und ich frage euch: sollen wir ihn uns durch den vierten entreißen lassen? Es ist derselbe Feind, den wir gestern fliehen sahen. So zeigt euch denn als brave Männer des Vertrauens würdig, das die Unsrigen auf uns setzen: es ist besser zu sterben, als sein Leben durch Feigheit und Verrath am Vaterlande zu erhalten. Wir müssen fechten für unsere Freiheit oder Sklaven werden und in den englischen Gefängnissen vor

Hunger, Ungemach und Stank vergehen. Ihr seht, der Feind naht heran: mit der Zunge ist Nichts mehr zu thun, so geschehe es denn mit der Faust." Nach diesen Worten kehrten Alle mit gestärktem Muthe nach ihren Schiffen zurück. Auch bei der Mannschaft war die Aussicht auf die englischen Gefängnisse ein nicht geringer Sporn der Tapferkeit; denn fast auf jedem Schiffe der niederländischen Flotte waren einige Matrosen, die aus eigener Erfahrung wußten, was es mit diesen Kerkern auf sich habe, und die mit den Erzählungen ihrer Leiden in denselben nicht kargten.

Also begann am 14. Juni des Morgens um 8 Uhr aufs neue das Gefecht zwischen dem Nordvorland von England und den flämischen Banken. Es war Pfingstmontag, aber statt des Geläutes der Glocken und der feierlichen Stille des Festtages vernahm man da den Donner der Kanonen, das Krachen der einschlagenden Kugeln und den Weheruf der Menschen gegen einander. Der Wind war südsüdost, weshalb die Niederländer, in drei Geschwader getheilt, von der Luffeite her an drei Stellen zugleich in die feindliche Flotte brachen und hindurch segelten. Dann wandte de Ruiter sich südwärts, aber auch die Engländer wandten und verfuhren nun ganz auf dieselbe Weise, wie jener zuvor. Das geschah zu drei Malen mit der ganzen Flotte und in ähnlicher Weise auch wieder mit den kleineren Abtheilungen und einzelnen Schiffen. Also schwankte das Gefecht den ganzen Tag hin und her und bald schien sich der Sieg hierhin, bald dorthin zu neigen. Manchmal auch legten sich die Schiffe nahe an einander. So lag der holländische Kapitän de Liefde mit dem Viceadmiral des Prinzen Robert fast Bord an Bord, so daß die Nocken ihrer Rahen sich berührten; eine Stunde lang und unaufhörlich krachten in dem engen Zwischenraume die vollen Lagen auf einander. Endlich schickte der englische Viceadmiral einen Brander auf den Spiegel des niederländischen Schiffes; aber ein Seesoldat warf dem Kapitän des Branders, als er gerade anlegen wollte, seinen Enterhaken in das Haupt, daß er todt nieder-

stürzte. Der Brander stand in Flammen; aber da die andere Mannschaft ihn schon verlassen hatte, trieb er richtungs- und wirkungslos ab und verbrannte allein. Endlich kamen de Ruiter und van Nes dem bedrängten de Liefde zu Hülfe und retteten ihn aus seiner gefahrvollen Lage. Zur selben Zeit sah man einen niederländischen und einen englischen Brander, die beide ihre Aufgabe verfehlt hatten, an einander gerathen und mit einander in Flammen aufgehen. Also trieben sie dahin, einem englischen Schiffe zu, das zu schwer beschädigt und fast unlenkbar geworden, vor ihnen nicht mehr ausweichen konnte und bald mit ihnen zugleich aufloderte.

Die Sonne sank nieder und trotz alles standhaften Kämpfens von beiden Seiten konnte bis dahin keiner Flotte der Sieg zugeschrieben werden. Da entschloß sich de Ruiter noch einmal zu einem Einbruch mit gesammter Macht in die feindliche Flotte, und wo möglich zum Entern und zum Kampfe Mann gegen Mann. Er ließ das für diesen Fall verabredete Zeichen, eine rothe Flagge von der Kreuzstenge wehen, und die ermüdeten Niederländer nahmen zum letzten Male alle Kraft zusammen. Ihre Schiffe waren weithin verstreut, je nachdem die Hitze des Gefechts sie fortgeführt hatte; aber auf dieses Zeichen brachen sie von allen Seiten zugleich auf den Kern der englischen Macht ein. Diese gerieth in Unordnung und nach einem anderthalbstündigen erbitterten Kampfe wendete sich das Geschwader der weißen Flagge mit acht bis neun Schiffen nach Norden, die Admirale der rothen und der blauen Flagge liefen der englischen Küste zu. Das Glück wollte den Niederländern so wohl, daß das Bugspriet des Prinzen Robert und der große Mast gleichzeitig über Bord fielen, während der General Monk zwei gefährliche Schüsse in die Pulverkammer erhielt und zwei seiner Masten durchlöchert wurden. Unter solchen Umständen gelang es den Niederländern noch mehre englische Schiffe zu nehmen; aber auch der Feind vertheidigte sich noch so muthig, daß zwei derselben von ihm erst

wieder erobert wurden. Wiederum gewonnen, blieben sie endlich im Besitze der Niederländer.

Des Blutvergießens war genug geschehen. Um 7 Uhr Abends erhob sich ein dichter Nebel und umhüllte Freund und Feind, so daß man nicht eine Schiffslänge weit mit Sicherheit sehen konnte. Darum mußte de Ruiter die Verfolgung des Feindes an der so gefährlichen Küste einstellen und seine Signalschüsse riefen die Seinigen heran. Er befahl die Nacht unter kleinem Segel zu treiben und am Morgen zu sehen, was sich weiter thun ließe. Mit Sonnenaufgang schauten die Matrosen von den Stengen aus nach den feindlichen Schiffen; aber keins derselben ließ sich blicken und der Sieg der Niederländer stand außer allem Zweifel. De Ruiter beschloß nun seiner Mannschaft die längst entbehrte und wohlverdiente Ruhe zu gönnen; zwar hätte er gern noch 24 Stunden die See gehalten; aber seine Flotte, obwohl noch immer sechszig Schiffe stark, war in solchem Zustande, daß es nicht rathsam erschien und noch am selben Tage, dem 15. Juni, lief er mit allen in den verabredeten Sammelplatz, die Wielingen, ein. Zwar zündeten auch die Engländer Freudenfeuer an und hielten in den Kirchen Dankfeste wegen des errungenen Sieges, weil die niederländische Flotte nach dem Treffen die See nicht habe halten können; aber einige englische Schriftsteller waren ehrlich genug, dies Vorgeben einen offenbaren Betrug zu nennen. Schlagender als solche Vorspiegelungen der Freudenfeuer und ähnlicher Dinge redeten die Thatsachen. Auf der niederländischen Flotte zählte man nahe an tausend Todte und eilfhundert Verwundete und es waren vier Schiffe gesunken und verbrannt; dagegen schätzten sie den Verlust der Feinde auf fünf bis sechstausend Todte und dreitausend Engländer wurden gefangen in die niederländischen Häfen gebracht. Die englische Flotte hatte in Allem drei und zwanzig Schiffe verloren, von denen siebzehn vernichtet, sechs nach den Niederlanden aufgebracht waren. Die Engländer dagegen hatten kein Schiff erbeutet und führten nur diejenigen Gefangenen

mit, welche sie aus den sinkenden oder brennenden Schiffen der Niederländer zu sich aufgenommen hatten. So grausig war diese Seeschlacht gewesen, daß der französische Kapitän Rennefort mehre Tage nach derselben im atlantischen Ocean von 40° — 43° der Breite das Meer voll Schiffstrümmer treiben sah.

Unter solchen Umständen konnte der Unparteiische nicht mehr zweifeln, viel weniger die Generalstaaten und ihr Volk. Schon am Tage nach dem Treffen lief ein Danksagungsschreiben vom Haag an de Ruiter ein und bat ihn noch einige Stunden in See zu bleiben, damit der errungene Sieg aller Welt noch klarer würde; aber der Brief kam an, als de Ruiter schon in den Wielingen war. Auch sonst hätte er es nicht vermocht. Die Generalstaaten erkannten seine Gründe an und waren auch so mit den errungenen Vortheilen zufrieden. Die Bevölkerung des Landes und die Mannschaft der Schiffe erhob de Ruiter zum Himmel. Die Seeleute sagten, daß sie nirgends gefochten hätten, wo ihnen nicht alsbald die Ueberzeugung kund geworden wäre, daß de Ruiters Gedanken bei ihnen seien und ihre Befehlshaber leiteten. Wo eine Unordnung, eine Gefahr sich erhob, da, sagten sie, wußten wir, daß er auch schon selber auf dem Wege war, ihr abzuhelfen oder Andere schickte. Einige nannten ihn die Seele der Kriegsflotte, Andere verglichen ihn einem Kapellmeister, der ruhig und gemessen mit sicherer Hand den Taktstock führte in der grausen Musik so vieler tausende von Kanonen. Neben de Ruiters Umsicht aber ward Tromps Muth auf gleiche Weise gepriesen. Zweimal war sein Schiff so zerschossen worden, daß er auf ein anderes hatte übergehen müssen, von welchem herab er aufs neue seine Flagge wehen ließ, und entsetzt fragten die sich gern möglichst weit von ihm entfernt haltenden Engländer: „Gibt es denn fünf oder sechs Trompe in der niederländischen Flotte?“ Wo die Helden sich sehen ließen, folgte ihnen der Jubel des Volkes auf allen Tritten und Wegen.

Die Generalstaaten schrieben durch das ganze Land einen Dankbettag aus, dessen Feier erst kirchlich und am Abend unter dem Geläute aller Glocken mit Feuerwerk und Illumination begangen ward. Sie ließen auch den fremden Gesandten Pechtonnen anbieten, wenn sie zur Verherrlichung des Sieges dieselben anzünden wollten und nicht bloß die Gesandten von Frankreich und Spanien, sondern auch die des Kaisers, der Könige von Schweden, Polen und Portugal, des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von Braunschweig und der Hansestädte nahmen sie an und feierten den Sieg mit. Die Dichter wetteiferten in Liedern zur Ehre der Niederlande und ihres Seehelden de Ruiter. Ihm allein war nicht recht wohl zu Muthe unter allem diesem erdrückenden Jubel und Siegesgepränge: er fühlte in sich die Kraft würdige Thaten zu verrichten; aber das Ausposaunen derselben störte die Heiterkeit und Ruhe seiner Seele.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung des Krieges und de Ruiters Thätigkeit bis zum Ende 1666.

Mit dem errungenen, wenn auch noch so ruhmvollen Siege war der Krieg nicht beendet; denn bald kam die Nachricht, daß in den englischen Häfen Tag und Nacht mit rastloser Ausdauer gerüstet werde. Ein Gleiches geschah in den niederländischen, und unter solchen Umständen konnten beide Flotten schon nach wenigen Monaten sich abermals an einander versuchen. Ein besonderer Fleiß ward nach de Ruiters Rath auf die Brander gerichtet, über deren Wirksamkeit der alte Mann in seiner ruhigen Weise sprach: „Ich sehe sie ungern herankommen.“ Doch auch der Verlust an Befehlshabern mußte ersetzt werden; deshalb schrieb der Admirallieutenant Jan Evertsen, der seit dem Vorfalle in Briel nach der unglücklichen Schlacht vom 13. Juni 1665 still und eingezogen gelebt hatte, gleich nach dem prächtigen Leichenbegängniß seines am 12. Juni gefallenen Bruders Cornelis Evertsen, an die Stände von Seeland, daß er ihnen als Admirallieutenant seine Dienste wieder anbiete, und nun, da die Zeit für ihn gekommen zu sein schiene, bereit sei, sich dem Vaterlande zum Opfer zu bringen und ebenso zu sterben, wie sein Vater, vier seiner Brüder und einer seiner Söhne gestorben seien. Die Admiralität von Seeland zauderte nicht, ihn sofort als Admirallieutenant ihrer Flotte wieder einzusetzen.

Am vierten Juli 1666 schon stach die niederländische Flotte wieder in See. Es war nach der Weisung der Generalstaaten ihre Aufgabe, die englische Flotte vor ihrem Auslaufen aus den Häfen zu überraschen und deshalb in die Themse einzusegeln; aber der Kriegsrath mußte von diesem Vorhaben abstehen, weil man nicht einen einzigen Lootsen finden konnte, der sich der Führung dazu unterfangen wollte. Dazu war der Wind so ungünstig, daß die Flotte, fünf und sechszig Schiffe stark, sich erst am 13. Juli vor dem Königstief in der Themsemündung befand. Die Generalstaaten hätten gar gern eine Landung in England gesehen und hatten zu diesem Ende ihrer Flotte eine Anzahl flacher Schiffe mit sechs bis siebentausend Landsoldaten beigefügt. Ein Engländer, der zu Rotterdam wohnte, Namens Samuel Raven, hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß es leicht sein würde, bei einer solchen Landung unter dem Volke einen Aufstand zu erregen; aber die Sache ergab sich anders: die Küsten waren mit Reiterei und anderen Soldaten besetzt und zu einem Aufstande fand Raven bei seiner Landung das Volk ganz und gar nicht geneigt. Also scheiterte dies Unternehmen. Auch sahen die vorausgeschickten Fregatten bei ihrem Einlaufen in die Themse, daß alle Tonnen und Baken weggenommen, die Engländer überhaupt in allen Dingen auf ihrer Hut waren und eine große Anzahl Brander dort zugerüstet hatten. Da dieser Plan mißglückte, suchte de Ruiter nach dem Auftrage der Regierung den Hafen Harwich zu überraschen und die dort liegenden Schiffe wegzunehmen; aber der Eingang in denselben war durch ein Fort und mehre Batterieen verwahrt, so daß es sich bald auswies, daß die Mitglieder der Generalstaaten, welche auf eine solche Unternehmung große Hoffnungen stellten, durch Berichte unkundiger Leute misleitet waren. Inzwischen lief eine Botschaft von König Ludwig XIV. ein, die de Ruiter zum Zwecke der Landung noch 2000 Mann anbot; allein der Kriegsrath lehnte nicht bloß dies ab, sondern sandte

auch alle anderen Landungstruppen zurück, weil der Plan überhaupt unausführbar sei.

Fast drei Wochen lang hielt de Ruiter die Mündung der Themse besetzt, ohne daß die Engländer hervorkamen, erst am 29. Juli sah man sie mit der Ebbe herabtreiben, vier Wochen später, als die niederländische Flotte in See gestochen war. Dies war für de Ruiter ein neuer Beweis, wie ungleich größer der Nachtheil der vorigen Schlacht auf englischer Seite sein müsse. Er mit seinem Kriegsrathe beschloß, ihnen Raum zum Hervorkommen zu lassen und sie nicht in der Nähe der gefährlichen Sandbänke der englischen Ostküste anzugreifen, sondern erst auf offener See. Am 1. August verließ die englische Flotte, wieder neunzig Segel stark, die Mündung der Themse; die niederländische dagegen bestand nur aus acht und achtzig Schiffen mit neunzehn Brandern. Beide Flotten theilten sich wie auch das vorige Mal in je drei Geschwader, deren jedes wieder in drei Divisionen zerfiel. Am 4. August 1666 um Mittag begann das Gefecht und zuerst griffen die Admirallieutenants Johann Evertsen und Tjerk Hiddes de Vries mit der Vorhut das Geschwader der weißen Flagge unter Thomas Allen an. De Ruiters Geschwader folgte ihnen unmittelbar; aber der Wind wurde so still, daß die Segel klatschten. Erst nach einer Weile gelang es dem Admiral mit dem Geschwader der rothen Flagge unter Monk und dem Prinzen Robert ins Gefecht zu kommen. Während schon dies begonnen, sah er mit großer Verwunderung den Admirallieutenant Tromp, der die Nachhut und in dieser die stärksten und besten Schiffe des Landes führte, noch immer zwei Meilen zurück und mit seinem ganzen Geschwader ruhig daliegen, als ob ihn die Sache gar Nichts anginge. Die französischen Herren, welche sich von de Ruiter die Erlaubniß erbeten hatten auf seinem Schiffe dem Treffen beizuwohnen, traten zu ihm und fragten, was dies Verfahren Tromps bedeuten sollte, und de Ruiter entgegnete unmuthig, er wisse nicht, was Tromp dazu bewöge.

Unterdessen setzten die hauptsächlichsten Schiffe der rothen Flagge de Ruiter und seiner Abtheilung sehr zu und erst, als das englische Admiralschiff so zerschossen war, daß Monk und Prinz Robert auf ein anderes übergehen mußten, hatte de Ruiter ein wenig Ruhe. Aber zu seinem Erstaunen und zu seiner großen Besorgniß sah er das friesische und seeländische Geschwader im Weichen. Er hatte keine Zeit ihnen Hülfe zu bringen; denn die rothe Flagge kam wieder auf ihn heran und brachte ihn selber sehr in die Enge. Seine Hoffnung auf Entsatz war vergebens; denn alle niederländische Schiffe, die er erblicken konnte, waren im Weichen begriffen und nach langer Gegenwehr mußte auch er selber sich entschließen ihr mit kleinem Segel zu folgen. Erst am Abend sammelte sich die niederländische Flotte wieder und de Ruiter vernahm nun verschiedene ungünstige Nachrichten. Der Admirallieutenant Evertsen hatte durch eine Kanonenkugel das Bein verloren und war seinem Wunsche gemäß im Kampfe gestorben; eben so war es seinem Gefährten, dem Admirallieutenant de Vries, ergangen. Daher erklärte sich das Weichen des friesisch-seeländischen Geschwaders. Auf dem Schiffe des Viceadmirals Koenders war nach dem Tode desselben sogar Meuterei entstanden und das Schiffsvolk hatte den Steuermann zur Heimkehr gezwungen. Der Admirallieutenant Tromp hatte nach langem unerklärlichem Warten endlich angegriffen und dann mit gewohntem Erfolg; denn nach dem Verbrennen eines englischen Schiffes hatte er das ganze Geschwader der blauen Flagge in die Flucht gejagt und war noch auf der Verfolgung begriffen. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen, was Tromp zu seiner Handlungsweise bewogen habe; die Meisten dachten, daß er noch immer seinen Groll nicht verschmerzen könne, weil de Ruiter im Jahre vorher nach seiner Rückkehr aus Guinea über ihn gesetzt sei. Sorgenvoll war der Admiral die ganze Nacht hindurch mit der Ausbesserung des erlittenen Schadens beschäftigt; denn am andern Morgen mußte der Kampf fortgesetzt werden.

Beim Aufgang der Sonne ließ de Ruiter ringsum ausspähen; aber nirgends war eine Spur von Tromp. Mit schwerem Herzen unternahm er von neuem das Gefecht. Viele von seiner Mannschaft waren todt oder verwundet; deshalb gebot er den Seesoldaten die Musketen wegzulegen und das Geschütz mit zu bedienen; aber die Anstrengungen des vorigen Tages und bald auch die des neuen Kampfes ermatteten die Menschen so sehr, daß viele unter dem Donner der Kanonen ringsum einschliefen und mit Stößen und Schlägen von ihren Kameraden wieder geweckt wurden. Die Engländer hatten die Uebermacht und diese Uebermacht wandten sie gegen den feindlichen Admiral selber, der mit sieben bis acht Schiffen zwei und zwanzig feindlichen gegenüberlag, welche namentlich sein Schiff halbmondförmig umringten und von allen Seiten beschossen. Während des entsetzlichen Kugelregens kam der Admirallieutenant van Nes auf de Ruiters Ladung zu ihm an Bord und fragte, wie es ginge. De Ruiter führte ihn zu einem Platz allein und setzte ihm den Stand der Dinge auseinander, wie er dort nur mit sieben bis acht Schiffen liege und die andern zerstreut wären und dem Anscheine nach sich nicht wieder sammeln könnten oder auch nicht wollten. Van Nes erwiderte, daß man sich nur noch weichend vertheidigen könnte, und de Ruiter brach in die Worte aus: „Es steht schlimm um uns. Ich wollte, ich wäre todt.“ Van Nes entgegnete: „Ich habe denselben Wunsch; doch man stirbt eben nicht, wenn man es wünscht.“ Also redend traten sie an den Rand des Schiffes und als sie dort standen, schlug eine Kugel an den Ort, wo sie eben vorher gesessen hatten, so daß die Splitter umherflogen. Da gelobten sich die beiden Männer, daß sie treu zu einander halten wollten bis ans Ende, und daß da, wo der Eine bliebe, auch der Andere bleiben wollte. Dann kehrte van Nes wieder heim und that sein Möglichstes, sich der Feinde zu erwehren.

De Ruiter aber erwog, daß unter solchen Umständen die Rettung der Schiffe in einen Hafen der einzige noch mögliche

Dienst sei, den er dem Vaterlande erweisen könne. Er legte südost und südost gen Süden über; aber eben so sehr, wie er sich mühte, den Feinden zu entkommen, war es Monks Bestreben, ihn mit seinem Schiffe zu nehmen oder dieses anzuzünden. Dazu schien nach Mittag die günstige Gelegenheit gekommen und ein großer Brander nahte heran. De Ruiter sah die Gefahr und ließ sofort vier Schaluppen bemannen, um den Brander zur rechten Zeit noch abzuwehren. Die vier vornehmen französischen Herren bei ihm an Bord hatten sich vorher beklagt, daß sie trotz aller Gefahren keine Gelegenheit hätten, selber ihren Muth zu bethätigen; als der Brander sich näherte, trat de Ruiter zu ihnen und sagte, daß er ihnen nun die gewünschte Gelegenheit geben könnte, wenn sie in die Schaluppen mit hinabsteigen wollten. Sie waren sofort bereit und kletterten hinab; aber die Schaluppen hielten sich bis auf de Ruiters Befehl an seinem Schiffe. Der Brander, von zweien Fregatten geleitet, war unterdessen ganz nahe herangekommen und nicht mehr eine Schiffslänge weit entfernt. Bis auf den Mann am Steuerruder und den Feuerwerker war die Mannschaft schon in der hintenangehängten Schaluppe und es schien, als könne der Plan nicht mehr mißlingen. Bei diesem bedenklichen Stande der Dinge, wo das Geschick des schönsten Schiffes, de Ruiters selbst und demnach auch der ganzen niederländischen Flotte fast entschieden war, nahm der Admiral den rechten Zeitpunkt wahr: gerade als der Brander seinen Spiegel fast erreicht hatte, drehte er das Steuerruder nach der Leeseite um und ließ die Segel an Steuerbord umbrassen, so daß der Brander glatt weg an seinem Schiffe vorbeifuhr. Das Ganze geschah so unerwartet und de Ruiters Befehle wurden so geschickt ausgeführt, daß Jedermann erstaunte. Dann gebot de Ruiter den Schaluppen abzustoßen und diese folgten augenblicklich der Weisung. Die beiden Engländer sprangen über Bord und retteten sich durch Schwimmen; aber vorher zündeten sie den Brander an, der wirkungslos verbrannte. Die vier Schaluppen wollten der

englischen noch nachsetzen, insbesondere die vier Franzosen darin; aber de Ruiter war mit ihnen zufrieden und rief sie zurück. Die Mannschaft erhielt nachher den Preis von 6000 Gulden, welchen die Generalstaaten auf die Vernichtung eines feindlichen Branders beim Admiralschiffe ausgesetzt hatten. Die eine der Fregatten, welche ihn geleitet hatte, war inzwischen der Breitseite des Admirals van Nes in die rechte Schußweite gekommen und so beschädigt, daß sie mit Hülfe anderer krengen mußte, um nur einigermaßen die Löcher zu stopfen.

Aber die Gefahr war für den Admiral de Ruiter noch lange nicht vorüber; denn unmittelbar nachher gaben ihm verschiedene große englische Schiffe im Vorbeisegeln ihre volle Lage mit solchem Erfolge, daß Alles an seinem Schiffe zu bersten und zu brechen schien. De Ruiter gab schon alle Hoffnung auf und in dieser Noth entfielen ihm die Worte: „O Gott, wie bin ich so unglücklich! Ist denn unter so vielen tausend Kugeln nicht eine einzige für mich?“ Diese Worte vernahm sein Schwiegersohn de Witte, der neben ihm stand, und entgegnete: „Vater, ihr sprecht so verzweifelt: wollt ihr allein sterben, so laßt uns wenden, mitten unter die Feinde laufen und so unsern Tod erfechten!“ Aber der alte Mann faßte sich und sprach: „Du weißt nicht, was du sagst. Wenn ich das thäte, so wäre Alles verloren; aber wenn ich mich selber und diese Schiffe erhalte, so können wir nachher die Sache noch einmal besser wieder anfassen.“ Aber bald kam Hülfe. Während dieses heftigen Gefechts nämlich waren sie den Sandbänken immer näher getrieben und aus Furcht vor diesen mußten die Engländer ablassen. Damit ward das Gefecht geschieden und de Ruiter stellte seinen Kurs auf die Wielingen, den vorher bestimmten Sammelplatz, welchen er glücklich erreichte. Erst am andern Tage kam auch Tromp zurück. Er berichtete, daß er das Geschwader der blauen Flagge die ganze Nacht hindurch verfolgt und erst an den Sandbänken der englischen Küste umgekehrt sei und sich wieder südlich gewendet habe,

um zu de Ruiter zu stoßen. Aber statt dessen habe er überall nur englische Schiffe erblickt und daraus schließend, daß es mit den niederländischen nicht gut stehen möge, sei er eiligst heimgekehrt.

Das Ergebniß des Tages war, daß die Niederländer freilich nur zwei Schiffe völlig verloren, die Engländer dagegen vier; aber diese hielten die See und darin bestand ihr Sieg. Es war merkwürdig, daß dieses Mal selbst auf de Ruiters Schiffe viele Feiglinge gewesen waren, die sich während des Treffens verkrochen hatten. Es wurde eine Belohnung ausgesetzt für die, welche einen der Matrosen dieser Feigheit überführen könnten; aber die Zahl derselben war zu groß, als daß die Anderen sie zu verrathen wagten, und es ergab sich sogar, daß der Verlust an Todten und Verwundeten eben wegen dieser während des Treffens Versteckten lange nicht so groß war, als man erwartet hatte. Trotz dem daß de Ruiter geschlagen war, statteten ihm die Generalstaaten ihren Dank ab für seinen Muth und seine Umsicht; denn sie waren der Meinung, daß diese Eigenschaften auf dem Rückzuge nicht minder erprobt seien als im Treffen. Derselben Ansicht war, gemäß dem Berichte, welchen die heimkehrenden französischen Großen abstatteten, der König Ludwig XIV. und ließ ihm durch seinen Gesandten im Haag, den Grafen d'Estrades sagen, daß er fast Uebermenschliches geleistet und durch den Rückzug die Bewunderung aller Welt mehr erregt hätte, als wenn der Sieg auf seiner Seite gewesen wäre. Die französischen Großen konnten nicht müde werden in seinem Lobe und der Marschall Turenne, der für einen der ersten wissenschaftlichen Kriegskundigen seiner Zeit galt, ließ sich wiederholt alle Einzelheiten des Treffens vorerzählen.

Aber de Ruiter konnte in seinem Berichte an die Generalstaaten seine Empfindlichkeit über das Benehmen Tromps nicht verschweigen. Dagegen suchte sich Tromp in einem andern Schreiben zu verantworten, welches deutlich bewies, wie sehr das Vertrauen der beiden Männer zu einander ge=

litten habe. Die Generalstaaten und insbesondere die Stände von Holland, zu deren Admiralität beide Befehlshaber gehörten, waren nicht wenig darüber betroffen; aber unter diesen Verhältnissen mußte ein Ausweg gefunden werden und deshalb schlug Johann de Witt in der Versammlung der Stände von Holland vor: weil unter solchen Umständen nur einer von beiden Befehlshabern im Dienste des Landes bleiben könne, so möge man den Admirallieutenant Tromp seiner Stelle entheben. Dieser Antrag ward durch die Mehrheit der Stimmen angenommen; denn obwohl Einige im Grunde denken mochten, daß de Witts Abneigung gegen den oranisch gesinnten Tromp gerade ihm diesen Vorschlag in den Mund gelegt habe, so blickte doch aus Tromps Schreiben an die Stände von Holland eine solche Erbitterung gegen den Admiral de Ruiter hervor, daß jeder Unparteiische nur so den richtigen Weg zur Lösung der Wirren zu finden meinte. Sobald Tromp Etwas von diesem Beschlusse vernahm, trat er selber im Haag zum Rathspensionär de Witt und sagte ihm, daß er zu jeglicher Genugthuung erbötig und selbst bereit sei, seine Befehlshaberstelle niederzulegen, wenn ihm nur die Stände von Holland vergönnten, als Kapitän eines Schiffes wieder mit auszufahren. De Witt trug dieses Verlangen vor; aber die Mehrheit der Großmögenden beharrte bei ihrem Beschluß und ließ ihm seine Bestallung als Admirallieutenant wieder abfordern. Er gehorchte, und auch dem Gebote, fortan sich im Haag aufzuhalten, ohne mit der Flotte in irgend welche Verbindung zu treten, fügte er sich willig. Zwar zeigten mehre Herren in den Generalstaaten einige Unzufriedenheit mit dem Beschlusse der Stände von Holland; aber diese erwiderten, daß nur sie Tromp zum Admirallieutenant erhoben hätten und deshalb ihm auch diese Würde wieder nehmen könnten, dagegen die von den Hochmögenden selbst verliehene Kapitänswürde ihm unangetastet verbleibe.

Die Besetzung der hohen Stellen ward damals gemeiniglich von den Ständen selber wahrgenommen; doch schlugen

dies Mal die Stände von Friesland einen andern Weg ein und beauftragten de Ruiter: da er am genauesten über die Befähigung der einzelnen Kapitäne urtheilen könne, so möge er in ihrem Namen die erledigte Stelle eines Viceadmirals ihrer Provinz besetzen. Er folgte ihrer Aufforderung und wählte dazu einen Friesen selbst aus altem Geschlechte, Enno Doedes Star, der lange Jahre unter ihm gefahren und ihn auch als Kapitän eines Fleutschiffes auf seinen Zügen gegen die Barbaresken und nach Guinea begleitet hatte. Auf ihn konnte er sich unbedingt verlassen. Mit rastlosem Eifer lag er inzwischen der Ausrüstung der Flotte ob und suchte in dieser Thätigkeit den Schmerz um den Tod einer geliebten Tochter zu vergessen. Inzwischen entboten ihn die Generalstaaten nach dem Haag, wo er selber mit dem französischen Gesandten d'Estrades über die Vereinigung beider Flotten sich berathen sollte. Am Tage seiner Ankunft, den 29. August, überreichte ihm d'Estrades im Namen seines Königs Ludwig XIV. den Ritterorden von St. Michael mit einem Bilde des Königs auf Gold emaillirt und mit einer dreifachen Reihe von Diamanten umgeben. Außerdem empfing de Ruiter in denselben Tagen von diesem Könige eine schwere goldene Kette mit einem Medaillon, an dessen einer Seite sich wieder das Bildniß des Königs befand, an der andern Seite eine strahlende Sonne mit der Umschrift: nec pluribus impar d. i. auch Vielen bin ich gewachsen, als eine Anspielung auf das letzte Treffen, wo de Ruiter sich mit acht Schiffen stundenlang gegen zwei und zwanzig englische vertheidigt hatte. Diese Geschenke waren von einem Schreiben des Königs begleitet, in welchem er den Willen aussprach, daß nach dem Tode des Admirals dies Geschenk auf seinen Sohn Engel de Ruiter übergehen und in gleicher Weise von ihm getragen werden möge, damit es von Geschlecht zu Geschlecht Kunde gebe von dem Ruhme des wackern Vorfahren. Dabei ließ ihm der König melden, daß er vor Begierde brenne, das

Bildniß eines solchen Helden zu besitzen und es in seinen Gemächern täglich sehen zu können.

Während noch die niederländische Flotte ausgerüstet ward, hielten sich mehre englische Kriegsschiffe vor dem Vly auf und warteten auf eine Gelegenheit den Feinden Abbruch zu thun. Ein entarteter Holländer, Laurenz Heemskerk mit Namen, zeigte ihnen den Weg dazu und führte sie ins Vly, wo sie eine Menge Kauffahrteischiffe verbrannten. Die Besitzer derselben waren schon früher von der Admiralität in Amsterdam gewarnt und es war ihnen gerathen einen sicherern Platz aufzusuchen; aber sie hielten dies nicht für nöthig und mußten also für ihre Sorglosigkeit büßen. Doch schlimmer als dieses und wenig Ehre bringend für die Engländer war es, daß sie mit einigen Schaluppen auf ter Schelling und Vlieland landeten und die Hütten der wehrlosen Fischer verbrannten. Erst als am 5. September de Ruiter wieder mit einer Flotte von neun und siebzig Kriegsschiffen in See stach, verloren sich die Engländer von den niederländischen Küsten.

De Ruiter theilte wieder seine Flotte in drei Geschwader und jedes derselben in drei Abtheilungen und segelte dann der englischen Küste zu. Aber der Wind war fortwährend östlich und deshalb durfte er ihr sich nicht allzusehr nähern, aus Furcht die im Kampfe etwa beschädigten Schiffe dann nicht retten zu können. Er wendete südlicher und kam bis in die Nähe der Bucht von Boulogne. Bald brachten die Matrosen von den Stengen die Kunde, daß die feindlichen Segel am Horizonte hinter ihnen auftauchten. Sofort ließ de Ruiter wenden und eine rothe Flagge von der Kreuzstenge wehen als das Zeichen, daß die Niederländer mit gesammter Macht auf den Feind einbrechen sollten. Sie waren so nahe am französischen Ufer, daß tausende von Menschen sich da versammelt hatten, um dem erwarteten Seetreffen zuzuschauen. Aber die Engländer wichen nordwärts ab und kurz nachher ward der Wind so heftig, daß an ein Seetreffen nicht mehr zu denken war. Der Gouverneur von Boulogne hatte die

Sache angesehen und berichtete an den König, daß die Niederländer alles Mögliche gethan hätten, um mit dem Feinde handgemein zu werden, daß aber dieser das Treffen, das er erst zu suchen schien, dann eben so eilig vermieden habe.

Diese Begegnung, bei der ein englisches Schiff den Niederländern in die Hände gefallen und von ihnen verbrannt war, kräftigte wieder den Muth der niederländischen Mannschaft. Jedoch zur selben Zeit ward der Admiral durch eine sonderbare Krankheit niedergeworfen. Er bemerkte einen englischen Brander in seiner Schußweite und befahl einem neben ihm an seinem Geschütze stehenden Konstabler, darauf Feuer zu geben. Dies geschah; aber der heftige Wind trieb ein brennendes Stück der Patrone dem sprechenden Admiral in den Mund und durch denselben tief hinab bis in die Kehle. In Folge dessen stellte sich ein heftiges Erbrechen ein, Fieber gesellten sich hinzu, die in Kurzem sich in ein ordentliches Wechsel-Fieber verwandelten und sehr langwierig wurden. Ein so kleiner Unfall beraubte die Flotte der Wirksamkeit und Umsicht ihres Admirals wenn auch nicht ganz, doch großen Theils. Auch sonst stand es mit der Gesundheit der Mannschaft nicht gut und man schätzte am 12. September die Anzahl der erkrankten Matrosen auf etwa tausend. Dazu ließ die französische Flotte, welche nach den bestimmten Versprechungen der Gesandten zu der niederländischen stoßen sollte, noch immer auf sich warten. Unter diesen Umständen hielt es der niederländische Kriegsrath für zweckmäßig, bei dem ersten südlichen Winde die französische Küste zu verlassen und sich wieder auf die offene See zu begeben, um so vielleicht recht bald mit den Engländern in ein Gefecht kommen zu können. Zwar suchten die französischen Gesandten de Ruiter zu bewegen, daß er noch immer weiter westwärts segeln sollte, weil der Versammlungsplatz der französischen Schiffe zu Brest sei; aber wegen der Krankheit an Bord der Schiffe, wegen des bei so weiter Entfernung vielleicht eintretenden Mangels an Lebensmitteln und wegen der erwarteten Stürme der Tag- und Nacht-

gleiche glaubte de Ruiter ohne besonderen Auftrag dies nicht thun zu dürfen.

Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Admirals und er mußte unausgesetzt das Bett hüten. Der König Ludwig XIV. sandte ihm aus Versailles zwei seiner Aerzte; aber es ward nicht viel dadurch gefördert. Auch sonst war der König unablässig bemüht, ihm seine Huld zu bezeugen, und als de Ruiter in jenen Tagen für den aus Frankreich verbannten Baron von Busca eine Fürbitte einlegte, erwiderte ihm der König schriftlich, daß Busca sich keinen besseren Fürsprecher hätte aussuchen können und fortan wieder bei ihm in Gunst stehen würde. Mit entschiedener Beharrlichkeit schlugen dagegen de Ruiter und sein Kriegsrath das wiederholte Gesuch der Franzosen ab, noch weiter westwärts bis in die Nähe von Brest zu segeln, und erklärten sich nur bereit, noch einige Tage vor der französischen Küste die See zu halten und die von Westen herkommende Flotte zu erwarten. Doch sie kam nicht und die wahrscheinlichste Annahme ist die, daß es dem Könige Ludwig XIV. niemals rechter Ernst gewesen ist, seine Schiffe mit den niederländischen zu vereinigen, daß es vielmehr seine Absicht war die beiden Völker immer mehr aneinander zu hetzen und sich gegenseitig verderben zu lassen, selber aber dabei ein stiller Zuschauer zu bleiben und durch die Schwächung beider Seemächte die seinige zu erheben.

Die Noth der Krankheit auf der Flotte bewog die Generalstaaten in der Mitte Septembers zu dem Befehle der Heimkehr; doch ehe dieser ins Werk gesetzt ward, kam die Nachricht von dem furchtbaren Brande zu London, dessen Gleichen in europäischen Ländern seit dem Brande Roms unter dem Kaiser Nero und den Stürmen der Völkerwanderung nicht erhört war. Fünf Tage hindurch, vom 12. bis 16. September, wüthete dies entsetzliche Feuer bei heftigem Winde, so daß in dieser Zeit dreizehntausend Häuser und neun und achtzig Kirchen in Asche lagen und man den Schaden auf beinahe sieben Millionen Pfund Sterling anschlug, für die damalige Zeit

und besonders für die damaligen Engländer wahrlich eine andere Summe, als es der gleiche Betrag für sie in unserer Zeit sein würde. Manche der Niederländer gedachten, das sei die Strafe des Himmels für das muthwillige Verbrennen der Hütten und Häuser wehrloser Menschen auf ter Schelling, und wie denn der Krieg der Menschen nimmer ein Erbarmen kennt, so erhielten nun auch die niederländischen Schiffe den Befehl, noch in See zu bleiben, um unter solchen Umständen dem Feinde wo möglich noch irgend einen Schaden zuzufügen. Indessen ward für gut befunden, wieder staatische Bevollmächtigte an Bord zu senden und, da die Provinzen Seeland und Friesland, denen außer Holland dies oblag, keine geeignete Männer finden konnten, reiste Johann de Witt allein hin.

Er fand de Ruiter sehr schwach und der ärztliche Bericht sprach sich dahin aus, daß nicht blos kein Dienst von ihm gethan werden könne, sondern auch ein fernerer Aufenthalt auf der Flotte seine Krankheit merklich verschlimmern müsse. Deshalb ließ man ihn am 3. Oct. in die Fregatte Schiedam hinab, auf der ihn sein Sohn Engel de Ruiter begleitete. Am 4. October kam er vor den Briel und ward von da aus mit einer Jacht binnen Landes durch nach Amsterdam gebracht.

In Ruhe und guter Pflege legten sich allmälig die Fieber und der Admiral begann sich langsam zu erholen. Am 5. December wagte er es zum ersten Male wieder in die Kirche zu gehen und Gott für seine Genesung zu danken. Am selben Tage machte er dies den Ständen von Holland durch ein Schreiben bekannt und empfing zwei Tage hernach ihre Glückwünsche zu seiner Genesung. Ein hohes Landes-Kollegium nach dem andern folgte darin und übersandte ihm kostbare Geschenke, besonders ließ ihm die Stadt Amsterdam einen vortrefflich gearbeiteten Degen mit goldenem Gefäß überreichen. Die Räthe der Admiralität von Amsterdam ersuchten ihn um sein Bildniß, um dasselbe in ihrem Versammlungsorte aufzuhängen.

Die Flotte blieb noch eine Weile unter dem Kommando des Admiral-Lieutenants van Nes in See; jedoch wurde nichts Erhebliches mehr ausgerichtet. Bevor man in den Hafen heimkehrte, sprach der Kriegsrath dem Rathspensionär Johann de Witt seinen Dank aus für die Umsicht, mit der er nach dem Abgange des Admirals de Ruiter die Angelegenheiten der Flotte an sich genommen hatte. In der Mitte des Octobers liefen die Schiffe in ihre verschiedenen Häfen ein und damit war der Seezug des Jahres 1666 geendet.

Dreizehntes Kapitel.

De Ruiters Unternehmung in der Themse und der Medway im Jahre 1667.

Mit unablässigem Eifer rüsteten die Generalstaaten im Winter 1667, wie in dem vorigen; denn sie wollten wenigstens dieselbe Anzahl Schiffe wieder in See bringen, wie im Frühling 1666 und außerdem neue dazu erbauen. Der strenge Nachwinter verschob das Auslaufen; denn noch am 17. März begann es wieder so zu frieren, daß man zwei Tage nachher vom Briel quer über die Maas ging, und dieser Frost dauerte bis zum Ende des Monats. Am 29. übertrugen die Hochmögenden Herren Generalstaaten dem nun völlig hergestellten Admiral de Ruiter den Oberbefehl der Landesflotte aufs neue. Bevor er auf die Flotte ging, erbat er sich erst genauen Bescheid, wie er sich mit Grüßen und Ehrenschüssen gegen die englischen Gesandten zu verhalten habe, welche man auf ihrer Reise nach Breda zur Einleitung von Friedensunterhandlungen täglich erwartete. Die Generalstaaten erwiderten, daß de Ruiter vor den englischen Gesandten die Flagge nicht zu streichen habe, und sie auch nur dann zuerst mit Ehrenschüssen begrüßen solle, wenn sie sich der entgegengeschickten niederländischen Jachten bedienten; wenn sie dagegen mit englischen Fregatten ankämen, so habe er den Gruß derselben abzuwarten. Also genau wurden alle solche Punkte bestimmt, daß

viele sich billig darüber verwundern, wie solche äußerliche Dinge so hoch gehalten wurden; aber zu allen Zeiten haben die Menschen im Privatleben sowohl, als in den Beziehungen ganzer Staaten und Völker auf solche Dinge gar viel Gewicht gelegt, und gerade im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung galten die Fragen des Ceremoniells für die allerwichtigsten. Nicht bloß vergaßen damals die deutschen Fürsten und ihre Bevollmächtigte zu Regensburg über ihren Streit wegen der Berechtigung oder Nichtberechtigung zum Sammet an Lehnsesseln und Teppichen, den Schutz der deutschen Städte und Länder gegen den Reichsfeind: es ward überhaupt kaum ein Friedensvertrag oder ein Bündniß geschlossen, in welchem nicht einige Artikel ganz bestimmt das Verhältniß der Mächte und ihrer Vertreter bei Grüßen und Ehrenbezeugungen regelten, und Englands Forderung des Streichens der niederländischen Flagge vor ihren Schiffen war ja schon früher eine Hauptursache des Krieges gewesen. Auch für den Fall der Begegnung und Vereinigung mit der französischen Flotte bat de Ruiter um bestimmten Bescheid, und erhielt die Weisung, daß er im Falle des Begegnens einen oder mehre vornehme Offiziere in einem kleinen Fahrzeug zum Begrüßen an den französischen Kommandanten abzuschicken habe, zugleich mit der Botschaft, daß er die Flagge streichen würde in dem Vertrauen, daß dann der französische Admiral auch die seinige streiche. Wenn aber dieser darauf nicht eine bestimmte Antwort gäbe, auf die man sich sicher verlassen könne: so solle auch die Flagge der Generalstaaten ungestrichen bleiben und nur einige Ehrenschüsse gethan werden.

Erst im Mai 1667 stachen die niederländischen Schiffe aus den verschiedenen Häfen in See und begaben sich nach dem allgemeinen Sammelplatze, der Rhede von Texel. Dort kam als Bevollmächtigter der Generalstaaten Cornelius de Witt an Bord, ein gleichgesinnter Bruder des Rathspensionärs Johann, damals Altbürgermeister von Dortrecht. Die nieder-

ländische Regierung hatte aus sicheren Berichten erfahren, daß während des Winters für die Ausrüstung der englischen Flotte nach Verhältniß nicht viel geschehen sei, einestheils, weil das vielfache Unglück in England und besonders in der Stadt London die Gemüther niederdrückte, anderntheils, weil die öffentlichen Gelder in England mit fast beispielloser Gewissenlosigkeit verwaltet wurden, und die Schmarotzer des Hofes Schätze sammelten, während die Matrosen aus Hunger sich empörten. Deshalb war auch König Karl II. zu Friedensunterhandlungen geneigt, und hatte seine Gesandten zur Unterhandlung mit den anderen nach Breda geschickt. Dessenungeachtet waren die Generalstaaten Willens, zur Beschleunigung der Friedensunterhandlungen aus den Verhältnissen in England allen möglichen Vortheil zu ziehen, und geboten ihrem Admiral die Ausführung des schon im Jahre 1666 gehegten Planes, die Feinde in ihren Häfen und Strömen selber aufzusuchen. Seine Instruktion lautete bestimmt dahin: sobald die Flotte in gehöriger Anzahl beisammen sei, solle er seinen Kurs auf die Themsemündung stellen; diese solle er einlaufen, dann wenn er es vermöge in die Medway bis Chatham und Rochester hinauffahren und dort mit Gottes Hülfe und Gnade alle englischen Schiffe, die er finden könne, wegnehmen oder verbrennen. Desgleichen solle er alle königlichen Forts und Magazine auf diesem Wege vernichten.

Von Texel aus segelte de Ruiter noch erst wieder nach der Maas, um da die seeländischen Schiffe aufzunehmen, von denen aber viele aus Mangel an Bemannung nicht auslaufen konnten. Ebenso erging es den friesischen Schiffen. In Allem bestand die Flotte am 13. Juni 1667 erst aus ein und sechszig großen Schiffen und Fregatten, von denen siebzehn aus der Maas waren, sechs und dreißig von Amsterdam, sieben aus Nordholland und eins aus Friesland. Unter diesen Schiffen war eins, die Hollandia, der seemännischen Führung des achtzehnjährigen Kapitänlieutenants Junker Engel de Ruiter übergeben, der zum ersten Mal in einem für seine

Jahre so hohen Posten unter den Augen seines Vaters Dienste thun sollte. Das Schiff hatte achtzig Kanonen, der Kriegs-Kommandeur desselben war Wilhelm van der Zaan. Mit diesen ein und sechszig Schiffen stach de Ruiter hinüber und war am 15. noch etwa fünf bis sechs Meilen von der englischen Küste in der Gegend der Themsemündung, als sich ein heftiger Südwest erhob. Man nahm die Marssegel ein und fuhr unter der Focke und dem Besaansegel, bis gegen sechs Uhr Abends der Wind sich zum Sturme wandelte. De Ruiter ließ nun die Segel alle einnehmen, die Rahen streichen und die Anker auswerfen. Aber der Wind war so heftig, daß viele Schiffe erst lange trieben, ehe ihre Anker fassen wollten, oder auch mehrmals wieder losgespült wurden. Dabei gingen verschiedene Anker und Kabeltaue zu Grunde.

Doch schon am folgenden Tage hatte sich das Wetter wieder geklärt und beruhigt und de Ruiter dachte mit Ernst an die Ausführung seines Auftrages. Er berief den Kriegsrath und theilte erst da den verschiedenen Befehlshabern seinen Auftrag mit. Es ward Alles sorgfältig erwogen, siebzehn leichte Fregatten ausgesucht, denen am ersten die Hinauffahrt gelingen könnte; ferner wurden die Anführer der an Bord befindlichen Landsoldaten zu Rathe gezogen, und ihre Truppen zum Zweck einer etwaigen Landung vertheilt. Einige kleine Fahrzeuge gingen voraus zu peilen; doch sollten auf alle Fälle die schweren Schiffe nicht weit vom Ausflusse des Stromes liegen bleiben. Zum Anführer der hinaufsegelnden Schiffe wurde der Admirallieutenant van Gent ersehen, der zu diesem Zwecke auf das Schiff Agathe überging. Cornelius de Witt hielt es als Bevollmächtigter der Generalstaaten für seine Pflicht, an den Gefahren dieses Unternehmens Theil zu haben, und begab sich zu van Gent auf das Schiff Agathe. Am 19. Juni gingen sie mit der Vorfluth unter Segel und lavirten bei Südwestwind das Königstief, das ist die Themsemündung, hinauf. Die Engländer schienen auf diese Unternehmung völlig unvorbereitet zu sein; denn die Tonnen zur

Bezeichnung des Fahrwassers waren dort nicht weggenommen. Um 7 Uhr gab der Admiral de Ruiter ein Zeichen, daß alle Schiffe ins Königstief kommen sollten; aber schon bei der zweiten Tonne stillte der Wind völlig ab. Da nun auch die Ebbe eintrat, mußte man ankern. Um eilf Uhr sprang der Wind wieder auf, dies Mal südost mit ziemlicher Kühlte, so daß van Gent wieder die Anker lichtete und im Stande war den Strom der Ebbe todt zu segeln. Mit demselben Winde kam de Ruiter an seinen Bestimmungsort, die Mittelgründe, und legte sich an der Ostseite derselben vor Anker. Van Gent dagegen segelte vorwärts und hoffte mit demselben Winde noch vor Abends eine Anzahl englischer Fregatten und eilf Barbadosfahrer, von denen er Meldung empfangen hatte, in Tilbury anzutreffen; aber der Wind legte sich wieder und die Fluth führte ihn nur bis Holhaven, etwa anderthalb Meilen unterhalb Tilbury und halb Weges zwischen Gravesend und der Mündung der Medway in die Themse. Mit dem Eintritte der Ebbe ankerte van Gent an dieser Stelle und blieb die Nacht dort, wodurch jene Schiffe Zeit hatten gegen London hin zu entweichen. Vier Kapitäne erhielten die Weisung auf zwei Kanonenschußweiten sich weiter aufwärts im Strome vor Anker zu legen, und beim etwaigen Herabkommen von Brandern oder Kriegsschiffen, durch ein dreimaliges Zeigen einer Laterne von der Marsstenge aus Nachricht zu geben. Inzwischen war de Ruiter besorgt, daß van Gent gegen die etwaige englische Macht zu schwach sein würde, und schickte ihm mit Anbruch des Morgens des 20. Juni den Vice-Admiral Enno Doedes Star mit zehn Schiffen zur Unterstützung nach. Mehre andere ließ er ostwärts an der offenen See kreuzen, um auf alle etwa kommenden Schiffe Acht zu haben; aber kein englisches Segel ließ sich blicken.

Da die englischen Schiffe sich geflüchtet hatten, beschlossen Cornelius de Witt und der Admiral van Gent mit dem Eintritt der Ebbe am Morgen des 20. Juli wieder die Anker zu lichten, stromabwärts bis zur Mündung der Medway zu

fahren und diese einzulaufen. Um Mittag bekamen die Kapitäne den Auftrag sich möglichst nahe an das Fort Sheerness auf der Insel Shapey an der Mündung dieses Stromes zu legen und dasselbe aus allen Kräften zu beschießen, während dessen die Landungstruppen ausgesetzt werden sollten. Vor dem Fort lag eine königliche Fregatte, einige Brander und andere Fahrzeuge, die beim Herannahen der Niederländer sämmtlich ihre Ankertaue kappten und die Medway stromaufwärts entflohen. Unter heftigem Schießen wurden etwa achthundert Soldaten unter dem Obristen Dolman ans Land gesetzt; aber die Besatzung des Forts nahm schon vor ihrer Ankunft nach anderthalbstündiger Beschießung die Flucht. Der Kapitän Kornelis Vos von der Jacht „der junge Prinz" gelangte mit seinen acht Matrosen zuerst hinauf, riß die königlich englische Flagge von dem Thurme von Sheerness ab und pflanzte die Staatenflagge an ihre Stelle. In dem Fort fand man außer 15 achtzehnpfündigen Kanonen eine große Menge Masten, Rahen, Stengen von allerlei Größe, so wie andere zur Schiffsausrüstung nöthige Dinge, deren Werth in Allem auf vier bis fünf Tonnen Goldes (beinahe eine halbe Million Gulden) geschätzt ward.

Am anderen Tage ward berathen, ob man das Fort halten könnte oder nicht; aber der Schwierigkeiten ergaben sich zu viele und deshalb ward der Beschluß gefaßt, es zu verlassen, die werthvollen Gegenstände mitzunehmen und es zu schleifen. Dann wurden die Kapitäne Munnik und Vos in ihren Advisjachten mit der Flut die Medway hinauf gesandt, um das Fahrwasser zu peilen und mit der Ebbe wieder zurück zu kehren. Sie liefen zwei Meilen hinauf und fanden das Fahrwasser überall in genügender Tiefe, an einigen Stellen bis zu acht, neun, ja zehn Faden. Auch sahen sie fünf oder sechs ausgerüstete Schiffe und weiter aufwärts noch zwölf, aber ohne Takelung. Die Engländer hatten zwei Schiffe versenkt, um die Durchfahrt zu hindern, und da dies nicht genügte, noch ein drittes; aber auch so war der Fluß

noch nicht gesperrt. Deshalb wurden mit der nächsten Flut einige Schiffe und Brander vorausgeschickt, mit der Weisung alle englischen Fahrzeuge zu vernichten, das ganze Geschwader dagegen sollte ihnen mit der Gezeit des nächsten Morgens folgen. Es erhob sich auch die Frage, ob man das Brennen und Verwüsten auf ter Schelling mit gleichem Maße vergelten solle; aber dieser Vorschlag ward als wenig ehrenvoll abgelehnt und nur allem königlichen oder Staatseigenthum die Vernichtung angedroht. Unterdessen benachrichtigte Cornelius de Witt den Admiral de Ruiter von dem bisherigen Fortgang des Unternehmens, entbot den Vice-Admiral Enno Doedes Star mit seinen Schiffen zu sich hinauf und wies den Admiral de Ruiter an, sich mit der Haupt-Flotte vor Queenborough zu legen, und die dort fast eine Meile breite Themse zu sperren. Dies konnte um so eher geschehen, da mittlerweile auch der Admirallieutenant Aylva mit den friesischen Schiffen herzugekommen war und die Flotte im Eingang des Königstiefes bedeutend verstärkte. Sobald de Ruiter seinen ersten Auftrag ausgerichtet, wozu er überall die genügende Tiefe bis zu 28 Fuß im Fahrwasser vorfand, erhielt er an Bord von Enno Doedes Star ein zweites Schreiben von de Witt, daß er seines Rathes und aller Brander dringend bedürfe. Sofort segelte de Ruiter in einer Jacht weiter nach Chatham hinauf und kam um Mittag zu de Witt und van Gent, die etwa vier Meilen weit hinauf gesegelt waren und im Angesicht vieler englischen Schiffe vor Chatham lagen.

Gleich nach seiner Ankunft begab sich de Ruiter in einer Schaluppe zu den Schiffen, welche dem Feinde zunächst ankerten, um selber den Stand der Dinge zu erforschen. Die Engländer hatten eine Strecke vor den ersten Fregatten vier Brander versenkt, um die Durchfahrt zu sperren. Etwas unterhalb des Forts Upnore lagen zwei englische Schiffe in geeigneter Entfernung von einander versenkt und vor ihnen war das Fahrwasser durch eine dicke eiserne Kette gesperrt, deren Enden auf einem mit Ebbe und Flut sich senkenden

oder hebenden Gestelle befestigt waren. An beiden Seiten der Kette waren am Lande zwei Batterien mit je acht Geschützen, so wie einige Compagnien Musketiere. Hinter der Kette, doch auch noch unterhalb Upnore lagen erst zwei und dann vier englische Schiffe. Dabei war das Fahrwasser so enge, daß nur ein Schiff zur Zeit hindurch segeln konnte. Unter solchen Umständen wurde lange Zeit hüben und drüben geschossen, ohne daß man sich sonderlichen Schaden zufügte; denn die Zurüstungen der Engländer schienen ihren Feinden zu gewaltig, als daß sie einen näheren Angriff wagten.

Von dieser Lage der Dinge hörte auch der Kapitän Jan von Brakel, der am Morgen desselben Tages auf de Witts Befehl verhaftet war, weil er gegen den ausdrücklichen Befehl des Kriegsrathes am Tage vorher einige von seiner Mannschaft mit der Schaluppe hatte ans Land gehen lassen. Unter der Bedingung, daß man sein Versehen vergessen sein lasse, erbot er sich, mit seinem Schiffe de Vreede, einer schlichten Fregatte mit ziemlich leichtem Geschütz, die weit zurück unter den niederländischen Schiffen lag, voranzusegeln, die Kette zu sprengen und die Brander an Bord der englischen Kriegsschiffe zu bringen. Seinem Anerbieten ward willfahrt, er ging wieder auf sein Schiff und trieb mit der Flut und günstigem Winde unter allen Segeln auf die Kette an. Die Engländer feuerten stark; aber er erwiderte erst keinen Schuß. Von dem heftigen Stoße zersprang die Kette, und nun erst, als er auf Musketenschußweite von einem der englischen Schiffe entfernt war, begrüßte er es, so weit er es mit seinen vordersten Stücken erreichen konnte, und legte sich ihm im vollen Laufe dann auf die Seite. In wenigen Minuten hatte er dies Schiff, den Jonathan, eine Fregatte von vier und vierzig Geschützen, mit Verlust von nur zwei bis drei Mann genommen. Der Kapitän des Brandschiffes Pro Patria folgte ihm unmittelbar, klammerte sich mit seinem Dregg an das zweite englische Schiff, den Matthias mit zwei und fünfzig Kanonen, und wenige Augenblicke nachher stand dies große Schiff

in vollen Flammen. Beide Schiffe, Jonathan und Matthias, waren von den Engländern früher den Niederländern entrissen. Andere jedoch erzählen, daß die Kette durch den Kommandeur Vlug, der mit einigen Matrosen an Land gerudert, an der einen Seite losgemacht und daß zum Andenken daran einer der eisernen Bolzen, durch den sie befestigt gewesen, noch lange in Enkhuisen aufbewahrt worden sei. Wie dem auch sei, Brakel war der erste, der die Durchfahrt wagte und mit so günstigem Erfolge, daß er den Anderen ein Vorgänger des Sieges ward.

Der zweite Brander wollte dem Beispiele des Pro Patria folgen und eilte auf das nächst liegende englische Schiff zu, den Carolus Quintus; aber dieses schoß ihn in den Grund. Das entmuthigte den dritten Brander nicht, der Kapitän Mak klemmte sich sogleich nach dem Untergange seines Gefährten an die andere Seite und nach wenigen Augenblicken sah man auch von Carolus Quintus dicke Rauchsäulen aufsteigen. Dies Schiff schweelte und rauchte den ganzen Tag hindurch und zerbarst erst mitten in der Nacht. Auch hier weichen die Nachrichten wieder Etwas ab, indem Einige erzählen, daß Kapitän van Brakel nach Verlust seiner eigenen Schaluppe mit seiner Mannschaft eine andere bestieg, die ihm einer der anderen Kapitäne überließ, und mit ihr an den Carolus Quintus fuhr. Die Niederländer seien trotz der Gegenwehr der Engländer an Bug und Fallreep empor geklettert und dann habe sich ihnen die Mannschaft des großen Schiffes von sechszig Kanonen ergeben. Doch diese Abweichung ändert die Hauptsache nicht. Die am Ufer stehenden englischen Truppen wurden durch die vollen Lagen der niederländischen Kriegsschiffe bald in die Flucht zerstreut; eben so wenig vermochte sich die Besatzung der Strandbatterien zu halten und sie eilte davon. Der Brand der beiden Schiffe verursachte solche Bestürzung auf den anderen, daß die Mannschaft des royal Charles über Bord sprang und sich durch Schwimmen rettete. Die Böte mehrer niederländischer Kapitäne langten fast gleichzeitig an und machten sich deshalb die Eroberung

streitig, die jedoch ohne alle Gegenwehr erfolgte. Es war eins der schönsten und stärksten englischen Schiffe und schon zur Zeit Cromwells erbaut, der es zur Erinnerung an eine seiner ruhmreichsten Schlachten Naseby nannte. Nach der Wiederherstellung des Königthums durch Monk erhielt es den Auftrag, den König Karl II. von den Niederlanden abzuholen und wandelte deshalb seinen Namen. Nachher war es Monks Admiralschiff und im Jahre vorher mit seinen hundert Kanonen der niederländischen Flotte sehr verderblich gewesen; aber bei dieser Eroberung fand man es nur mit zwei und dreißig metallenen Stücken versehen; denn das schwerste Geschütz war ausgelichtet. Aehnlich wie den königlichen Karl verließ die Mannschaft auch das „Schloß Hüningen," das demnach eben so leicht erobert ward. Es führte siebzig fast lauter metallene Kanonen und war eine fast eben so schöne Beute; jedoch ward es durch ein Mißverständniß gleich darauf in Brand gesteckt und loderte bald hoch auf.

Weiter hinauf sah man im Strome vier andere Kriegsschiffe liegen und gedachte auch sie zu nehmen. Zu diesem Zwecke gingen de Ruiter und van Gent auf das vorderste niederländische Schiff „de Bescherming" über; aber die Ebbe lief nun so heftig ab, daß die Schiffe an den Grund kamen und erst wieder das Steigen des Wassers erwarten mußten. Für diesen Tag war also das Werk der Zerstörung gethan. De Ruiter hatte schon vorher dem Kapitän van Brakel zu seiner That Glück gewünscht, und der staatische Bevollmächtigte Cornelius de Witt hatte ihn ehrenvoll losgesprochen. Noch am selben Abend sandte dieser die Nachricht von dem bis dahin gelungenen Unternehmen nach dem Haag und glaubte noch mehr für den kommenden Tag versprechen zu dürfen. Als der Morgen des 23. Juni anbrach, wehte der Wind günstig aus Nordosten. Um neun Uhr waren sechs Brander bereit und erhielten den Auftrag, die vier stromaufwärts liegenden Kriegsschiffe anzuzünden. Die Ausführung war nicht leicht; denn um zu ihnen zu gelangen, mußte man

vorher in dem sich verengenden Flußbette das Fort Upnore passiren, aus welchem unabläſſig mit sehr schwerem Geschütze gefeuert ward. Sieben Kapitäne erhielten schriftlichen Befehl die Brander hinzugeleiten; doch vier derselben mit den schwersten Schiffen sollten vor einer seichten Krümmung beim Schlosse Upnore liegen bleiben. Bevor sie schieden, mahnte sie de Ruiter in einer kurzen Ansprache noch einmal an ihre Pflicht, und dann stießen sie etwa gegen Mittag bei Ostnordostwind und fast ganz ruhigem Wasser ab. Um 2 Uhr Nachmittags langten sie bei dem Kastell an und von beiden Seiten ward aufs heftigste gefeuert. Zu dem Geschütz des Schlosses kam noch eine an der anderen Seite in Eile errichtete Strandbatterie und die Musketenschüsse der Fußkompagnien; aber Alles dies hinderte die Brander nicht, während des heftigen Feuerns dem Schlosse vorbeizulaufen. De Ruiter sah und hörte in der Ferne das Schießen; doch er konnte seine Ungeduld nicht länger bezwingen, sondern sprang in die Schaluppe. „Was soll das?“ sprach der staatische Bevollmächtigte Cornelius de Witt, „was wollt Ihr?“ „„Ich muß hin,““ erwiderte de Ruiter, „„und muß selber zusehen, was unsere Leute machen.““ „So nehmt mich mit,“ entgegnete de Witt, und beide Männer fuhren in der offenen Schaluppe daher einem der Brander zu.

De Ruiter gab diesem noch einige Anweisungen, wie er sein Vorhaben ausrichten müsse, und dann harrten sie des Erfolges. Die vier englischen Schiffe lagen etwa um eine Kanonenschußweite oberhalb Upnore, nahe bei Chatham. Das erste war the old James, Admiralschiff der weißen Flagge, das zweite the loyal London, Admiralschiff der blauen Flagge. Sie waren beide von den Engländern im Boden durchgehauen; aber sie konnten in dem Flußbette nicht tief sinken und es blieb genug zum Verbrennen übrig. Der erste niederländische Brander segelte an dem old James vorbei und legte sich an das getreue London, während der zweite Brander sich an das erste englische Schiff hakte, so daß die Lohe

gleichzeitig aus beiden aufschlug. Auch der dritte Brander verfehlte nicht sein Ziel, er zündete the royal oak, den königlichen Eichbaum, an und bald loderte dies höher auf, als jene beiden, so daß man an jedes derselben noch einen anderen Brander anlegte. Auf einem derselben war ein Douglas Befehlshaber. Als die Mannschaft über Bord sprang und die Offiziere ihn aufforderten, sich mit ihnen zu retten, erwiderte er: „Noch nie hat ein Douglas seinen Posten verlassen: ich bleibe.“ Er starb den Tod in den Flammen. Jedes der drei Schiffe führte achtzig Kanonen. Minder glücklich erging es mit dem vierten Schiffe, das sich zur rechten Zeit noch rettete. Die seichte Krümmung im Flusse setzte dem ferneren Vordringen ein Ziel; aber auch so war der Schaden der Engländer bedeutend; denn es waren zwei Schiffe genommen und sechs verbrannt und zwar alle zusammen die schönsten und stärksten Schiffe der englischen Kriegsflotte, während die Niederländer in Allem etwa dreißig Todte hatten. Am Tage vorher waren die Herzöge von York und Albemarle, die ersten Befehlshaber der Seemacht Englands, noch an Bord der Schiffe gewesen und sahen nun von dem benachbarten Rochester aus sie in Flammen aufgehen. Der König Karl II. beschäftigte sich unterdessen, wie uns der neueste große Geschichtschreiber seines Volkes erzählt, während des Brandes seiner schönsten Schiffe nebst den Damen seines Serails mit der Jagd auf eine Motte.

Ganz England war vor Schrecken außer sich; denn man hielt Alles für noch viel schlimmer, als es wirklich war. Gerüchte durcheilten das Land, daß die Niederländer und Franzosen zu vielen tausenden gelandet wären, das Land nach allen Seiten raubend und plündernd durchzögen und nun auf London ihren Marsch richteten. In dieser Stadt hatte man die Lohe der brennenden Schiffe gesehen: es war wie ein Wunder in Jedermanns Augen, daß die Medway, auf welcher von jeher die größten Schiffe geankert hatten ohne auch nur den Gedanken an eine Besorgniß anders als lächerlich zu

finden, nun also dem Feinde den Eingang eröffnet habe. Darum, meinte man, sei auch noch mehr zu besorgen und viele reiche Leute packten ein, um zu fliehen. Die allgemeine Bestürzung zeichnet uns Macaulay mit folgenden Worten: „Zum ersten und letzten Male hörten die Bürger von London den Donner ausländischer Geschütze. Im Rathe des Königs ward ernstlich vorgeschlagen, beim Vorrücken des Feindes den Tower aufzugeben. Große Volksmassen versammelten sich in den Straßen und riefen aus, daß England feil geboten und verkauft sei. Die Häuser und Wagen der Minister wurden vom Pöbel angegriffen; doch am meisten richtete sich die Wuth desselben gegen den Kanzler Clarendon. Seine Fenster wurden zerbrochen, die Bäume seines Gartens umgehauen und ein Galgen vor seiner Thür aufgerichtet. Es war wahrscheinlich, daß die Regierung es zugleich mit einem feindlichen Angriffe und einem Aufruhre zu thun haben würde.“ Doch zu einem solchen Angriffe zu Lande fehlte den Niederländern die Macht.

Die Herzöge von York und Albemarle brachten eiligst einige Reiter zusammen und schickten sie nach allen Richtungen hin durch Kent und besonders um Rochester herum, mit der Nachricht, daß das Schlimmste bereits vorbei und weiter Nichts von Bedeutung zu besorgen sei. Als man sich endlich sicher sah und der Schrecken einer ruhigeren Erwägung der Dinge Raum gab, murrten Viele: das sei die Folge der Geringschätzung, die so manche gegen die Niederländer an den Tag gelegt, und um deren willen auch nun die gehörige Gegenwehr versäumt sei, da man ja nicht einmal eine Flotte in See habe, um sie für diese That zu bestrafen. Andere waren der Meinung, es sei eine verwegene, für einen vorsichtigen Admiral unverantwortliche That, die nur durch das Zusammenwirken so vieler Umstände so merkwürdig hätte gelingen können. Daß die That kühn war, unterlag keinem Zweifel, und wie verderblich eine ähnliche Unternehmung für die Betheiligten werden kann, hat uns in neuerer Zeit der für Schleswig-Holstein so ruhmreiche Tag von Eckernförde gelehrt;

aber de Witt und de Ruiter versuchten sie auch nur da, als sie wußten, wie günstig ihnen die Umstände seien, und hatten ihre Vorsichtsmaßregeln genügend getroffen. Von der anderen Seite hat man wieder de Ruiter getadelt, daß er sich mit den errungenen Vortheilen begnügte und nicht auch nach London gefahren sei, wo sich ihm kein Widerstand entgegengestellt haben würde; aber es ist gar zu leicht für den, der nicht alle Umstände im Einzelnen kennt, ein solches Urtheil zu fällen, und es ist nicht die Aufgabe der Geschichte, Vermuthungen aufzustellen, was hätte werden können, sondern einfach und klar das zu berichten, was wirklich vollbracht worden ist.

Am Abend des 23. Juni brachten die Niederländer noch alles am Lande befindliche Geschütz auf ihre Schiffe und zerstörten das Schiffbauholz und die Werfte in ihrem Bereich. Die Nacht hindurch ruhten sie und trieben am Morgen des 24. Juni wieder stromabwärts. Einzelne Schiffe geriethen an den Grund, doch machte die folgende Fluth sie wieder flott. Das Ufer des Flusses, der dort oberhalb Sheerness ungefähr so breit, wie die Maas bei Rotterdam ist, füllte sich mit Bewaffneten unter York und Albemarle; aber Alles was diese thun konnten, war die Verhinderung einer Landung, welche die Niederländer doch nicht ernstlich beabsichtigten. De Witt und de Ruiter setzten sich in ihre Schaluppe und fuhren mit derselben voraus zu der Hauptmacht der Flotte, welche auf der Themse vor der Mündung der Medway und weiter abwärts lag. Am folgenden Tage kamen die meisten Schiffe aus der Medway wieder an, und als sie alle versammelt waren, ließen de Witt und de Ruiter am 26. Juni, der gerade auf einen Sonntag fiel, auf den verschiedenen Schiffen Dankpredigten halten für den also gelungenen Sieg. Es ward den Predigern nicht schwer den Segen Gottes eindringlich vorzustellen; denn nach der Ansicht der erfahrensten Seeleute hätten Strom und Wind nicht günstiger für sie sein können, und am Abend bewies ein heftiger Wirbelwind aus Südsüdwest mit Regen und Hagel, wie leicht derartige Zufälle

das ganze Unternehmen hätten vereiteln können. Am selben Tage aber kamen Nachrichten von London, daß dort nach der Erholung von der ersten Bestürzung eine große Anzahl Brander ausgerüstet würde. De Ruiter fürchtete diese im ruhigern Wasser der Themse mehr als auf offener See und deshalb segelte er mit der ganzen Flotte hinaus, um den Eingang des Stromes zu bewachen, und sandte dann verschiedene Geschwader nach Nord und Süd, um überall noch den Feinden möglichst großen Abbruch zu thun.

Vierzehntes Kapitel.

Die Folgen des Sieges und Fortsetzung des Krieges bis zum Friedensschlusse von Breda. 1667.

Die Nachricht von den Thaten der Niederländer auf der Themse und der Medway erregten in ihrem Vaterlande die höchste Freude. Als der royal Charles in den Hafen von Helvoetsluis einlief, reisten tausende der Umwohner dahin, um diesen Schrecken der See, wie man ihn nannte, mit eignen Augen anzuschauen. Dabei gedachte man der geringen Erkenntlichkeit des englischen Königs Karl II. Aus seinem Vaterlande verbannt und verstoßen, hatte er in den Niederlanden eine Zufluchtstätte gefunden; dann, als die Gegenrevolution des Feldherrn Monk ihn wieder auf den Thron der Stuarts berief, war er mit ungewöhnlicher Pracht von den Generalstaaten und insbesondere von den Ständen von Holland und der Stadt Amsterdam bewirthet und gefeiert: dennoch hatte er ohne allen Grund als den der Habsucht und Kriegslust diese fürchterlichen Kriege heraufbeschworen, um den Handel der Niederländer und ihren Wohlstand für immer zu vernichten. „Gott aber," also sprachen diese, „ist mit den Niederlanden, er hat unsere Waffen gesegnet und als ein Zeichen seiner Gnade hat er uns dies herrliche Schiff, auf dem einst Karl II. als König in sein Vaterland heimkehrte, in unsere Hände geliefert." Auch die Generalstaaten erkann=

ten die Thaten der Ihrigen an und sprachen de Witt und de Ruiter ihren Dank in einem huldvollen Schreiben aus. Ebenso verfuhren die Stände von Holland und ließen für de Witt, de Ruiter und van Gent drei goldene Becher verfertigen, „nicht als eine Belohnung für ihre Thaten, sondern als ein Denkzeichen in den Familien und eine Erinnerung für die Nachkommen.“ Der Kapitän van Brakel und seine Mannschaft erhielten das eroberte Schiff und außerdem eine Summe von zwölftausend Gulden, er für sich allein noch eine goldene Kette mit einer Denkmünze zum Werthe von zwölfhundert Gulden. Desgleichen wurden die andern Seeleute, die sich besonders ausgezeichnet hatten, freigebig belohnt und die Mannschaften der Brander bekamen die für ihre Thaten ausgesetzten Preise. Die niederländischen Dichter, die damals mit denen aller europäischen Völker wetteiferten, van der Vondel und Andere, besangen den Ruhm der Helden und Freude und Jubel herrschte durch das ganze Land.

Die wichtigste Folge des Sieges aber war die Einwirkung desselben auf die Friedensunterhandlungen in Breda: die hohen Reden der englischen Gesandten wurden plötzlich bescheidener und sie ließen manche Forderungen fallen. Nur als de Ruiter sich wieder von der Themse zurückzog und das offene Meer vor derselben durchkreuzte, erkannte man, daß auch auf sie die augenblickliche Furcht ihren Einfluß gehabt hatte, und ihre Sprache war minder nachgiebig als vorher. Deshalb erhielt de Ruiter den Auftrag, noch einmal die Themse hinaufzusegeln. Er berief den Kriegsrath und Alle waren einstimmig der Meinung, daß die Hinauffahrt zum zweiten Male mit größeren Gefahren verknüpft sei, und besonders, wenn man nach dem Willen der Hochmögenden sich bis vor Gravesend wagen würde. Dennoch gehorchten sie dem Befehle und fuhren wieder hinauf. Einige Meilen aufwärts erhielt de Ruiter Nachricht, daß in London fünfzehn Brander ausgerüstet lägen, daß die Engländer unweit Woolwich und Blackwall neun große und fünf kleine Schiffe versenkt und

dadurch das Fahrwasser so völlig gesperrt hätten, daß eine acht Fuß tief gehende leichte Fregatte nur durch Ausbringen des Wurfankers und Aufwinden am Gangspill hinüber gekommen sei. Auch hatten die Engländer beide Ufer mit so vielen Batterien besetzt, daß die Anzahl der Geschütze darin auf hundert und sechszig stieg. Dennoch fuhr de Ruiter bis auf Kanonenschußweite unterhalb Gravesend und erfuhr hier von dem spanischen Gesandten, daß oberhalb dieser Stadt eine Batterie von fünfzig Stücken aufgepflanzt sei. Unter solchen Umständen hielt der Kriegsrath die Umkehr nothwendig, und der Bericht des Bevollmächtigten Cornelius de Witt stellte die Generalstaaten darüber zufrieden.

Dagegen ward am 10. Juli für gut gefunden auch Harwich anzugreifen. Man setzte etwa tausend Seesoldaten und vierhundert Matrosen aus, deren Angriff auf das Fort Harwich durch die Kanonen der Flotte unterstützt werden sollte. Aber die Schiffe konnten wegen der Wegnahme aller Tonnen und Baken aus Furcht vor Untiefen nicht nahe genug hinzukommen, um wirksam zu schießen. Dennoch wollten die Truppen am Lande einen Angriff versuchen und de Ruiter und de Witt verfügten sich zu ihnen, um dabei gegenwärtig zu sein. Als man auf Musketenschußweite nahe gekommen war, ergab es sich, daß es unmöglich sei, ohne Hülfe der Schiffe das Fort mit nur einiger Aussicht auf Erfolg anzugreifen. Man mußte sich mit der Ehre begnügen, daß eine so kleine Mannschaft auf englischem Boden ans Land gesetzt sei und sich ohne merklichen Verlust dort viele Stunden gehalten habe. Dann kehrte de Ruiter vor die Themse zurück und blokirte nach wie vor die Mündung dieses Stromes. Dort erhielt er die Nachricht von den Generalstaaten, daß die Aussicht auf Frieden ernstlicher sei, als vorher. Die englischen Gesandten hatten erst noch allerlei Forderungen erhoben, deren Bewilligung früher oder später wieder Feindseligkeiten zur Folge haben konnte; aber die Generalstaaten beharrten bei der schon fast ausgemachten Uebereinkunft, daß Jeder das behalten solle, was er

am 1. April 1667 im Besitze gehabt hätte, und erwiderten auf die weiteren Forderungen der Engländer: die Gemüther der hochmögenden Herren seien zwar durch das von Gott ihrer Flotte verliehene Glück keineswegs stolz geworden; aber auch sie könnten nicht versichern, daß sie allezeit in den Schranken dieser Mäßigung bleiben und bei fernerem Segen ihrer Waffen es bei demjenigen bewenden lassen würden, was sie zuvor angeboten und bewilligt hätten und woran sie auch noch jetzt halten wollten. Diese Redeweise wirkte; denn daß de Ruiter Herr des Meeres war, unterlag keinem Zweifel, und die Gesandten kehrten nach England zurück, um die Genehmigung ihres Königs zu den beschlossenen Bedingungen einzuholen. Aber die Generalstaaten geboten ihrem Admiral bis zum völligen Abschluß des Friedens die Feindseligkeiten unabläßig fortzusetzen, damit dadurch derselbe um so eher erfolge.

Von der Themse aus durchsegelte dann de Ruiter den Kanal; aber nirgends gelang es ihm, englische Schiffe anzutreffen, und die Eingänge aller Häfen waren genugsam verwahrt, um so leichter, da mehre derselben von Natur schwer zugänglich sind. Unter diesen war der Hafen von Dartmouth einer der schwierigsten, denn der Eingang ist so enge, daß er mit einer eisernen Kette, die nur durch zwei Böte unterstützt wurde, völlig gesperrt war. Erfahrene Seeleute versicherten dem selber nie dort gewesenen Admiral, daß man wegen der Wirbelwinde, die häufig von den hinterliegenden Bergen niederstoßen, eine Einfahrt unter Segel nicht wagen dürfe und gemeiniglich sich nur mit Hülfe der Wurfanker hineinziehe. Also mußte de Ruiter von diesem Vorhaben abstehen und ähnliche Hindernisse fanden sich bald auf diese, bald auf jene Weise. Unabläßig aber erhielt er durch sein Kreuzen die englischen Küsten in Unruhe und Furcht, und allnächtlich sah man die Feuerzeichen auflodern, so weit man nur blicken konnte. Am 8. August lag er vor Plymouth. Hier kamen unter weißer Flagge zwei englische Edelleute an Bord und meldeten den Abschluß des Friedens. De Ruiter bewirthete

sie höflich; aber der Kriegsrath beschloß, allen solchen Zeitungen den Glauben zu verweigern, bis der bestimmte Bericht von den Generalstaaten einlaufe.

Am 13. August schickten diese die Kunde von dem Abschlusse des Friedens von Breda; doch geboten sie die Feindseligkeiten noch bis zur Auswechselung der Ratifikationen fortzusetzen, jedoch kein Fort mehr einzunehmen, weil nach den Friedensartikeln der Besitzstand vom 30. Mai maßgebend sein sollte, mithin alles später Genommene herausgegeben werden müsse. Aber auch sonst ward nichts von Bedeutung ausgerichtet, die englische Flotte wagte sich nicht hervor und de Ruiter segelte an ihren Küsten auf und ab, um jedes etwa hervorkommende Schiff anzugreifen und zu nehmen. Am 31. August kam die sichere Nachricht von der Auswechselung der Friedensverträge und damit der Befehl, am 5. September alle Feindseligkeiten einzustellen. Bis zum letzten Ende war auch die französische Flotte ruhig daheimgeblieben. Noch im Monat Juli hatte der Admiral de Ruiter ein Schreiben des Admirals, Herzog von Beaufort, erhalten, daß er mit Ungeduld den Befehl zum Absegeln erwartet, aber bis dahin nicht erhalten habe. Am Schlusse desselben Briefes stand geschrieben, daß während des Schreibens der Befehl eingelaufen, nun aber nach Abschluß der Präliminarien die Ausführung desselben zu spät sei. Daraus schlossen de Witt und de Ruiter mit größerer Gewißheit als zuvor, daß die Franzosen überhaupt niemals die ernstliche Absicht der Vereinigung ihrer Flotte mit der niederländischen gehabt hatten. Am 11. September, der auf einen Sonntag fiel, ward auf der Flotte wie am Lande das Friedensfest gefeiert und mit dem Abfeuern aller Geschütze dieser Tag begrüßt, an dessen Ehren de Ruiter und alle seine Seeleute so wichtigen Antheil hatten. Im Ganzen änderte der Friede wenig, nur daß die auf beiden Seiten in den verschiedenen Welttheilen gemachten Eroberungen dem Staate verblieben, der sie gemacht hatte, so daß also namentlich das bisherige Neuniederland in Nordamerika an

England kam. In Betreff des Grüßens wurden die früheren Verträge bestätigt, kraft deren die niederländische Flotte im brittannischen Meere vor der englischen die Flagge streichen mußte und dieser Artikel ward einige Jahre hernach schon wieder äußerst wichtig.

Zwar war es der Wille der Generalstaaten und de Ruiters Absicht, noch einige Wochen See zu halten; aber die Mannschaft litt Mangel an frischem Wasser und Bier, und der Skorbut wüthete so arg unter den Matrosen, daß man die Steven heimwärts wenden mußte. Am 15. October lief de Ruiter mit seinem Schiffe in Goeree ein und verfügte sich sogleich nach dem Haag in die Versammlung der Generalstaaten, wo ihm der Vorsitzende Gokkinga im Namen des Vaterlandes den Dank für diesen Seezug aussprach. In Amsterdam empfing de Ruiter das Geschenk der Stände von Holland, einen goldenen Becher mit ehrenvollen Inschriften. Zur Feier des Friedens wurden verschiedene Denkmünzen geprägt, deren eine mehre Jahre später sehr wichtig wurde. Sie war geziert mit Darstellungen des Brandes der Schiffe auf der Medway und trug die Inschrift: numisma posteritati sacrum Belga Britannoque reconciliatis cum privilegio Hollandiae et Westfrisiae, d. h. Denkmünze, den Nachkommen zugeeignet, als die Niederlande und England versöhnt waren, mit dem Privilegium der Stände von Holland und Westfriesland. An der anderen Seite stand als Bezeichnung des Friedens und der Eintracht ein Frauenbild, das im linken Arme ein Füllhorn des Ueberflusses trug, in der rechten Hand hielt es ein Schwert in der Scheide mit einem Lorbeerkranze umhängt. Oben sah man an der rechten Seite das Wappen von Groß=brittannien, an der linken das niederländische, einen Löwen mit sieben Pfeilen. An der Seite des rechten Fußes lag eine Krone, mit dem linken trat sie auf einen Helm und einen Degen. Diese Denkmünze ist deshalb merkwürdig, weil sie fünf Jahre nachher den Engländern einen der Vorwände gab zu einem neuen Kriege, weshalb damals die Obrigkeit den

Stempel einzog und den Präger durch eine Geldsumme entschädigte.

Durch den Frieden von Breda stand die Republik und im Besondern die damals sie leitende Aristokratie unter der Führung von Johann de Witt auf dem Gipfel ihrer Macht und Größe. Ja, es gelang diesem klugen, umsichtigen Staatsmanne, noch im selben Jahre in der Provinz Holland das sogenannte ewige Edikt durchzusetzen, durch welches „zum Schutze der Freiheit und zur Erhaltung der Einigkeit und gemeinen Ruhe" festgesetzt wurde, daß die General-Kapitäns-Würde auf immer von der Statthalterschaft getrennt werden sollte. Dadurch ward der junge Prinz Wilhelm von Oranien von der Statthalterschaft über Holland, die wichtigste aller sieben niederländischen Provinzen, für immer ausgeschlossen. Die Ereignisse späterer Zeiten haben dies geändert, sie und die eigene Thatkraft Wilhelms haben ihm nicht blos zum Besitz aller dieser Würden verholfen, sondern ihn nach der Vertreibung des letzten Stuarts aus England, des damaligen Herzogs Jakob von York, sogar auf den englischen Thron erhoben und dadurch den innern Frieden und die Wohlfahrt dieses Reiches gesichert. Aber damals lenkte Johann de Witt nicht blos Holland und die Niederlande, sondern sein Einfluß reichte weit hinaus; denn gegen die übermüthigen Anmaßungen des französischen Königs Ludwig XIV. vermittelte er kurze Zeit nachher mit dem englischen Gesandten Ritter Temple, denen auch der schwedische König beitrat, das merkwürdige dreifache Bündniß dieser hauptsächlichsten protestantischen Staaten. Diese Tripel-Allianz setzte den Uebergriffen Ludwigs XIV. gegen das immer mehr sinkende Spanien und seine Besitzungen der spanischen Niederlande, des jetzigen Königreichs Belgien, wenigstens für einige Jahre, ein Ziel. Als das große Werk dieses Bündnisses wider alles Erwarten Ludwigs XIV. den beiden Männern gelungen war, umarmten sie sich und Temple sprach zu de Witt: „Freunde zu Breda, Brüder hier."

Die kleine Provinz Holland, die an Flächeninhalt kaum das jetzige deutsche Herzogthum Nassau übertrifft und hundert Quadratmeilen nicht erreicht, war damals so reich und mächtig, daß sie trotz aller dieser Kriege, deren Last meist auf ihr lag, über zwei Millionen Gulden von ihren Schulden abgetragen hatte. Nach dem Frieden von Breda aber folgte eine solche Zeit der Blüthe, wie man sie noch nie gekannt hatte, und der Handel erreichte seinen Gipfel. Im Jahre 1672 vor dem Ausbruch des neuen Krieges besaß die Provinz Holland zehn tausend Kauffahrteischiffe mit hundert und acht und sechszig tausend Seeleuten. Es sei mir gestattet, zum Vergleiche von Holland und England in jenen Tagen mich der Worte des ersten Geschichtschreibers der Neuzeit zu bedienen. Macaulay sagt: „Die berühmte Verbindung der sieben niederländischen Provinzen hatte damals die Höhe der Macht, des Glückes und des Ruhmes erreicht. Das batavische Gebiet, den Wellen entrissen und durch die Kunst der Menschenhand gegen sie vertheidigt, war an Umfang dem Fürstenthume Wales wenig überlegen. Aber dieser ganze enge Raum war ein geschäftiger und bevölkerter Bienenstock, in welchem täglich neuer Reichthum geschaffen wurde und große Massen alter Reichthümer aufgehäuft lagen. Der Anblick von Holland, der reiche Anbau, die unzähligen Kanäle, die sich ewig drehenden Mühlen, die endlosen Flotten der Handelsschiffe, die rasche Aufeinanderfolge großer Städte, die von Tausenden von Masten starrenden Häfen, die großen und stattlichen Wohnungen, die schmucken Landhäuser, die reich ausgestatteten Zimmer, die Gemäldegallerien, die Lusthäuser, die Tulpenbeete brachten bei englischen Reisenden in jenem Zeitalter einen ähnlichen Eindruck hervor, wie der erste Anblick von England gegenwärtig bei einem Norweger oder Kanadier hervorbringt."

De Ruiter kehrte heim nach Amsterdam und wohnte dort friedlich und glücklich in seinem Hause am Ufer des Y. Dreizehn Jahre lang war er fast unablässig im Dienste des

Vaterlandes zur See gewesen, dafür genoß der sechszigjährige Mann nun drei Jahre ungetrübter Ruhe. Sein Ruhm war hoch gestiegen bei allen Völkern des europäischen Landes, Könige und Fürsten bewiesen ihm ihre Aufmerksamkeit durch mancherlei Zeichen und erbaten sich sein Bildniß; aber der wahrhaft große Mann lebte nach gewohnter Weise in friedlich bürgerlicher Stille. Man sah an ihm keine Veränderung, er war derselbe einfache Mann, wie zu der Zeit, als er noch Steuermann oder Kapitän eines Kauffahrteischiffes war. Der englische Ritter William Temple, ein Mann von tiefem Scharfblick in jener Zeit, dachte oftmals über die Ursachen des so hohen Aufblühens und der Macht der kleinen Niederlande nach und giebt als eine der wichtigsten die Einfachheit und Anspruchslosigkeit ihrer höchsten Staatsbeamten an. Seine Worte über de Ruiter und de Witt sind werth, daß wir ihrer gedenken. Er sagt: „Die bescheidene Einfachheit der Niederländer zeigte sich am auffallendsten bei den beiden Männern, die zu meiner Zeit in hohen Staatsämtern waren, und von denen der Ruhm des einen als des ersten Seehelden seiner Zeit alle Welt erfüllte, der andere für einen der vortrefflichsten Staatsmänner seines Jahrhunderts galt. Den erstern sah ich gekleidet wie einen gewöhnlichen Schiffskapitän, der nur einen Bedienten hatte und niemals in einer Kutsche fuhr. Seine Haushaltung war weder von außen, noch von innen kostbarer, sein Tisch nicht besser besetzt, als derjenige eines ganz gewöhnlichen Kaufmanns und Bürgers seiner Stadt. Johann de Witt lebte zu Hause wie jeder Abgeordnete der Stände, seine Kleidung war schlicht und bürgerlich, seine Dienerschaft, außer den Sekretären und Schreibern, deren er zu seinen Geschäften bedurfte, bestand in einem Manne, der sämmtliche Dienste des Hauses verrichtete, nur bei Gelegenheit zeremonieller Besuche einen schlichten Livreerock anlegte und seinen Herrn hinten auf der Kutsche begleitete. Wenn dies nicht vorfiel, ging de Witt immer zu Fuß und

Nichts unterschied ihn von jedem gewöhnlichen Bürger im Haag."

Also urtheilt William Temple über die beiden Männer. Man erzählt, daß damals der Prinz von Monte Sarchio, Admiral des Königs von Spanien, nach Amsterdam kam und sich auch nach de Ruiters Hause führen ließ, um ihn zu besuchen. Er dachte ihn in einem großen seinem Range und Namen angemessenen Palaste zu finden; aber er stand bestürzt, als man ihn vor das ganz gewöhnliche Haus führte, das durch Nichts sich von den benachbarten unterschied und mit Erstaunen nahm er wahr, wie einfach der große Mann in demselben lebte. Aber de Ruiters Landsleute selbst wußten die Gesinnung desselben besser zu würdigen und ihre Achtung vor ihm stieg dadurch nur um so mehr. Häufig fand man ihn bei seiner Frau und seinen Verwandten sitzen, denen er stundenlang aus der Bibel vorlas, während sie mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren; auch geschah es nicht selten, daß er ihnen Psalmen vorsang, da er von Natur mit einer trefflichen Stimme ausgestattet war. So entschieden er jegliche Einmischung der Prediger in politisches Treiben misbilligte, wie es während des Krieges mit England oft geschehen war, so gern hörte er ihre Predigten, wenn sie sich auf die Religion beschränkten und sah nicht bloß den Sonntag immer als ein Fest an, sondern versäumte selten auch die wöchentlichen Predigten.

Aber seine Frömmigkeit zeigte sich niemals als Schwäche und mit festem Ernste hielt er auf die Ehre seines Volkes und besonders der Flagge desselben. Während seines Aufenthalts in Amsterdam im Jahre 1668 geschah es, daß der Vice-Admiral Sweers aus Spanien heimkehrte und etwa bei Kap Lizard an der Südwestspitze Englands eine englische Kriegsflotte unter dem Admiral Allen vorfand, die er mit Streichen der Flagge und einigen Ehrenschüssen begrüßte. Die Schüsse erwiderte Allen, aber seine Flagge strich er nicht. Darüber beklagte sich Sweers bei de Ruiter und dieser begab sich nach

dem Haag, um den Generalstaaten das Geschehene zu berichten. Die niederländischen Gesandten in London machten dem englischen Minister Arlington darüber Vorstellungen; doch er erwiderte ausweichend und die Sache zog sich einstweilen hin. Es ergab sich für die Niederländer bald, daß der Zündstoff eines neuen Krieges sich nach und nach in kleinen Dingen häufe, und daß Karl II. und seine Minister die Tage von der Medway nicht verschmerzen würden.

Doch fürs Erste noch blieb Alles friedlich. Der Junker Engel de Ruiter ward zur großen Freude seines Vaters schon im Jahre 1668 zum wirklichen Kapitän einer neuen Fregatte ernannt, die neunzig Mann Besatzung hatte. Mit dieser empfing er den Auftrag einen der niederländischen Gesandten von London abzuholen und ward selber am englischen Hofe dem Könige, dem Herzog von York und den anderen Großen vorgestellt, die an Höflichkeit und Freundlichkeit gegen den Sohn des gefürchteten Seehelden mit einander wetteiferten. Der König Karl II. schlug ihn am 1. August zum Ritter, während zur selben Zeit der König von Dänemark auch den Stiefsohn de Ruiters, Paulus van Gelder, in den dänischen Adelstand erhob.

Fünfzehntes Kapitel.

Beginn des Krieges der Könige von England und Frankreich gegen die Niederlande 1672.

Während de Ruiter in friedlich stiller Ruhe einige Jahre zu Amsterdam verlebte und sein Freund, der Rathspensionär Johann de Witt, die Geschicke seines Vaterlandes lenkte, zogen sich allgemach aufs neue drohende Wolken am politischen Himmel zusammen. Der hochfahrende König Ludwig XIV. konnte den Generalstaaten und insbesondere dem Rathspensionär Johann de Witt die Tripelallianz nicht vergessen, welche seinen Plänen auf die spanischen Niederlande ein so schnelles Ende bereitet hatte, und sann auf Rache gegen sie. Bald sollten sich die ahnungsvollen Worte des gelehrten Niederländers Hugo de Groot (Grotius) erfüllen, die er im Jahre 1639 als Gesandter der schwedischen Königin Christine am französischen Hofe über den damals noch so jungen Dauphin, den nachherigen König Ludwig XIV. ausgesprochen hatte: **Delphinus nutrices non lassat tantum, sed et lacerat: caveant vicini sibi a tam matura rapacitate** d. h. „der Dauphin ermüdet seine Wärterinnen nicht bloß, sondern er zerkratzt und zerbeißt sie auch: mögen sich die Nachbaren hüten vor einer so frühzeitigen Rauflust.“ Wie traurig wahr diese Worte wurden, haben die Niederlande, hat noch mehr das arme, unglückliche Deutschland erfahren. Schon in den Jahren

1670 und 1671 legte der König Ludwig XIV. dem Handel der Niederländer allerlei Hindernisse in den Weg; doch sein Plan zu ihrem Verderben griff weiter hinaus. Zu Lande vermochte er es sie allein zu bedrohen; aber zur See bedurfte er eines auf dem Wasser mächtigen Bundesgenossen. Dieser mußte ihm der englische König Karl II. werden.

Der Friede und das Bündniß zwischen England und den Niederlanden stand auf schwachen Füßen; denn der König Karl konnte die Tage von der Medway nicht vergessen und die Anmaßungen der Engländer zeigten sich immer aufs neue, namentlich durch die Forderung des Grüßens durch das Streichen der Flagge. Dabei strebte König Karl II. nach der unumschränkten Herrschaft über England und hoffte sie zu erreichen mit der Hülfe des französischen Königs. Jedoch zum völligen Hinüberziehen des Königs Karl II. auf seine Seite und zum Bruche der englischen Macht mit den Niederlanden bediente sich Ludwig eines Mittels, das ihn und den englischen König auf gleiche Weise entehrt. Die Schönheit einer französischen Dame, die Karl zur Herzogin von Portsmouth erhob, war der Köder, durch welchen der lasterhafte König gefangen ward und bereitwillig aufs neue seinen Unterthanen gebot für die Sünden ihres Fürsten das eigene Blut und dasjenige eines anderen Volkes zu vergießen. Langsam und allmälig reifte die grausige Saat.

Allein schon im Jahre 1671 mußten die Generalstaaten auf ihrer Hut sein, und geboten ihrem Admiral de Ruiter, im Frühling mit einer Flotte in See zu stechen und auf die Bewegungen des französischen Königs in der Nähe von Dünkirchen ein wachsames Auge zu haben. Auch ersuchten die Generalstaaten den englischen König kraft des Vertrages der Tripelallianz ein Gleiches zu thun, damit allen Absichten des französischen Königs auf die spanischen Niederlande von vorn herein entgegengetreten würde; allein König Karl II. war schon mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. De Ruiter führte eine Flotte von sechs und vierzig Schiffen, die in Allem

beinahe zweitausend vierhundert Kanonen und fast eilftausend Mann Besatzung trug; doch sie kämpfte nicht mit Menschen, sondern nur mit Stürmen, die sie namentlich im August heftig mitnahmen. Während die Flotte nach diesen Stürmen am 24. August 1671 etwa sechs bis sieben Meilen von Westkapelle entfernt lag und das Admiralschiff de Ruiters zur Ausbesserung ein wenig krengte, sah man eine englische Königsjacht, Namens Merlin, welche die brittannische Flagge vom großen Maste wehen ließ, von der niederländischen Küste nach England übersegeln. Sie begrüßte den Admiral mit einigen Ehrenschüssen, auf welche de Ruiter deshalb nicht sogleich antworten konnte, weil sein Geschütz des Krengens wegen in Leh stand; aber der unfern liegende Admirallieutenant van Gent erwiderte den Gruß mit sieben Ehrenschüssen. De Ruiter ließ aber auch sogleich das Schiff wieder gerade legen und feuerte nun neun Ehrenschüsse ab, worauf jedoch die Jacht nicht zu achten schien.

Als die Kapitäne zu de Ruiter an Bord berufen waren, um den während des Sturmes erlittenen Schaden anzugeben, berichtete van Gent, daß die königliche Jacht nach seinem Ehrengruße zweimal scharf auf ihn geschossen habe. Darauf habe er seinen Kapitän an die englische Jacht geschickt, um nach den Gründen des scharfen Schießens zu fragen, und zur Antwort bekommen: dies sei geschehen, weil er die Flagge nicht gestrichen und das Marssegel nicht habe fallen lassen. Weil er nebenbei auch erfahren, daß die Gemahlin des Ritters Temple am Bord der Jacht sei, habe er sich selber hinbegeben, um sie zu begrüßen, dabei aber dem Kapitän gesagt, daß er das Streichen der Flagge an der eigenen Küste nicht auf sich nehmen dürfe, als auf besonderen Auftrag, und daß die beiden Regierungen diese Zwistigkeit auszumachen hätten. Auch de Ruiter und die anderen Oberoffiziere waren der Meinung, daß man gemäß den durch den Frieden von Breda bestätigten Verträgen zum Streichen der Flagge nicht anders verbunden sei, als nur in der brittannischen See.

In England entstand ein großes Geschrei über diese Begegnung; denn man streute aus, van Gent habe dem englischen Kapitän gesagt, er würde weder vor dem englischen, noch irgend einem anderen Könige der Welt die Flagge streichen, und das sei eine Beleidigung der königlichen Majestät von England, die man nicht dulden dürfe. In den Niederlanden waren Viele der Meinung, daß die Sache absichtlich so angelegt sei, um die Gemüther einander zu entfremden und nach Vorwänden zum Kriege zu haschen. Der niederländische Gesandte in England, Boreel, meldete die Mißstimmung an die Generalstaaten und diese forderten von ihrem Admirale de Ruiter einen Bericht des Vorfalls. Dieser wurde nach England abgeschickt; aber es blieb nicht dabei, sondern bald nachher vernahm man, daß der englische König einen besonderen Gesandten nach dem Haag geschickt habe, um sein Mißvergnügen über den ganzen Handel auszusprechen. Deshalb erhielt de Ruiter den Auftrag, um in Zukunft derartigen Sachen vorzubeugen, seine Stellung näher an die niederländische Küste zu verlegen und dann nach gewohnter Weise zu verfahren.

Der Zweck, um dessen willen de Ruiter an der Küste umher kreuzte, schien vergeblich gewesen zu sein; denn im Anfange des Herbstes 1671 brach der französische König sein Lager bei Dünkirchen auf und kehrte wieder heim, ohne daß weiter etwas Feindseliges geschah. Deshalb konnte auch die Flotte wieder einlaufen und gegen Ende des September stattete de Ruiter im Haag den Generalstaaten von dem Verlaufe seines Kreuzens Bericht ab. Allein während des Winters mehrten sich die Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege. Der König Ludwig XIV. sprach es offen aus, daß er die sieben vereinigten Provinzen unterdrücken wolle, und man wußte, daß er hunderttausend Mann Landtruppen und vierzig Kriegsschiffe ausrüstete. In England dagegen verhehlte der König seine Absicht, er redete freundlich mit dem Gesandten Boreel und sagte häufig, daß er nie ablassen würde die Generalstaaten nach dem einmal geschlossenen Bündnisse zu unter-

stützen und ihnen im Falle einer feindlichen Absicht des französischen Königs vierzig Kriegsschiffe zur Hülfe schicken würde. Boreel war nicht geschickt genug, das Lügengewebe zu durchschauen; er ließ sich täuschen durch die gewinnende Außenseite des Königs sowohl, wie seiner fünf an Gewissenlosigkeit sich überbietenden Minister, die man nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Kabal-Ministerium nennt. Davon ist nachher das Wort Kabale entstanden. Weder traute der König Karl II. selbst einem Menschen, noch verdiente er Vertrauen. Sein ganzes Leben war bis an sein Ende eine fortgesetzte Täuschung seines Volkes; denn erst nach dem Tode dieses Königs erfuhr man, und anfangs auch nur dunkel, daß er, der in den Augen aller Engländer ein Protestant war, als langjähriges Mitglied der katholischen Kirche mit den Gnadenmitteln derselben versehen gestorben war. — Peter de Groot dagegen, der niederländische Gesandte in Versailles sandte Bericht auf Bericht, daß der Haß Karls II. gegen die Niederländer unersättlich sei, daß nach der Verabredung England sechszig und Frankreich vierzig Kriegsschiffe stellen sollte. Er bat die Generalstaaten, daß man, eben so wie der französische König täglich den Handel mehr und mehr beschwerte, auch die Einfuhr französischer Weine, Essig, Papiere, Kastanien u. s. w. hoch besteuern solle, um den König aufmerksam zu machen, wie sehr auch seine Unterthanen leiden könnten, und ihm zu beweisen, daß der Friede wünschenswerther sei als der Krieg. Allein dies geschah nicht.

Aber im Haag konnten Viele noch immer den Gedanken nicht fassen, daß der englische König Karl II. gegen sein eigenes Interesse, gegen den Willen seines Parlamentes, das ihm zur Aufrechthaltung der Tripelallianz drittehalb Millionen Pfund Sterling bewilligt hatte, und endlich gegen alle Verträge mit den Niederlanden einen Krieg anfangen würde. Dennoch fanden die Generalstaaten es nach dem Rathe de Ruiters zweckmäßig im Dezember 1671 mit Ernst auf eine Rüstung zur See zu denken, und beschlossen sie fast in demselben Maße, wie auch

für die beiden letzten Seezüge des vorigen Krieges ins Werk zu richten. Die Kosten dieser Ausrüstung berechnete man für den Monat auf etwa eine Million Gulden. Aber während man für die See alle Kräfte aufbot, geschah zu Lande wenig oder gar Nichts. Seit 24 Jahren hatte man keinen bedeutenden Landkrieg mehr geführt und in aller dieser Zeit war so gut wie Nichts geschehen: deshalb lag das ganze Land den Truppen des französischen Königs offen und hatte fast keinen anderen Schutz, als den, welchen die Natur ihm bot.

Im Anfang Januars 1672 kam der englische Gesandte Downing, dessen Erscheinen in den Niederlanden immer unheilbringend war, nach dem Haag und führte vor den Generalstaaten Klage über den Admirallieutenant van Gent, der im August 1671 eine königliche Jacht nicht gebührend durch Streichen der Flagge habe grüßen wollen. Eine solche Weigerung sei gegen die Herrschaft der See, die England zukomme. Der König Karl habe fünf Monate wegen dieser Beleidigung auf Genugthuung geharrt, aber bislang vergebens, und fordere nun, daß der Admirallieutenant van Gent bestraft und daß in Zukunft der Gruß nie verweigert werde, so daß auch ganze niederländische Flotten vor einem einzelnen englischen Kriegsschiff die Flagge streichen müßten. Darüber ward lange hin und her berathen und die Generalstaaten erboten sich wiederholt zur Rechenschaft. Aber Johann de Witt ging weiter; denn es war sein Grundsatz, daß fast jedes Bündniß gegen die Uebermacht des französischen Königs gut sei, und deshalb schlug er vor, man solle dem Verlangen des Königs Karl II. im Streichen der Flagge willfahren, jedoch mit dem Bevorworten, daß dies geschehe aus Respekt vor dem englischen Könige, daß aber dies keinen Nachtheil für die freie Fahrt auf dem Meere mit sich bringen dürfe. Dies bewilligten die Generalstaaten; aber Downing wollte nun selbst dies Anerbieten nicht annehmen, sondern erwiderte, daß es zu spät käme. Auch der englische König selber erwiderte dem eiligst nach London geschickten Gesandten, daß er sich auf Nichts mehr

einlassen könne, zumal da er auch sonst noch auf vielfache Weise beleidigt sei. Man habe in Amsterdam für ihn schimpfliche Medaillen geprägt (vergl. oben Seite 192) und ehrenrührige Gedichte wegen der Vorfälle auf der Medway verbreitet. Der Gesandte suchte in allen Dingen seinen Wünschen zu willfahren; jedoch der Krieg war schon beschlossen und Alles war fruchtlos.

Auch Peter de Groot bemühte sich in Versailles auf das eifrigste den König Ludwig XIV. zu beschwichtigen. Erst nach langem Ansuchen bekam er Gehör und bat nun den König die Niederländer doch nicht ärger als Missethäter zu behandeln; denn auch diesen verstatte man doch wenigstens einen Versuch der Rechtfertigung. Der König erwiderte, daß er sich nur gerüstet, weil auch die Staaten sich gerüstet hätten. Als aber Peter de Groot entgegnete, daß die Staaten alle Rüstungen unterlassen würden, sobald auch der König sein Heer entließe, sprach Ludwig, daß er sich mit den Anführern seiner Armee berathen und thun würde, was sein Ruhm erfordere. Diese Antwort schrieb er auch an die Generalstaaten und diese wußten nur zu wohl, was das heißen solle.

Aber trotz dieser so bedrohlichen Anzeichen zankte man sich im Haag noch im Februar 1672 lange über die Wahl eines General-Kapitäns oder Oberanführers, bis man endlich den zwanzigjährigen Prinzen Wilhelm von Oranien erkor. Einige der Provinzen hätten ihn gern zum Statthalter der Niederlande erhoben und damit alle Mittel des Staates in seine Hände gelegt; aber dem widerstrebte das ewige Edikt in Holland, über dessen Aufrechthaltung die Stände von Holland und Johann de Witt eifrigst wachten. Dieses Festhalten de Witts an seinem Grundsatz, daß eine monarchische Gewalt der Republik verderblich sein würde, bewirkte bald nachher seinen Untergang. Fürerst aber hatte der Prinz Wilhelm so viel gewonnen, daß er als Generalkapitän Mitglied des Staatsrathes wurde und die Oberanführung im Landkriege erhielt; dann auf die Würde des Obergenerals auch über die See-

macht, wie sie in früheren Zeiten auch dem Generalkapitän zukam, mußte er ausdrücklich verzichten. Ueber die Wahl des Oberanführers zur See dagegen war kein Zweifel; denn trotz seiner fünf und sechszig Jahre war de Ruiter noch in voller Kraft. Sobald ihm der Auftrag ertheilt war, wachte er mit allem Eifer über die Ausrüstung der Flotte und gebot zunächst die der kleineren Fahrzeuge, insbesondere der Brander zu beschleunigen, da das Beispiel von der Themse und Medway die Engländer zu einem ähnlichen Versuche anfeuern könnte. Im März, wo noch das Eis die Ströme bedeckte, war der Krieg noch immer nicht erklärt; aber man sah schon, daß die Erklärung nur aufgeschoben war, da der Admiral Holmes, derselbe Mann, welcher im Jahre 1664 durch die Einnahme des Cabo Verde in Afrika den Frieden gebrochen hatte, nun auch eine niederländische Kauffahrteiflotte von vier und siebzig Schiffen, welche unter dem Geleite von fünf bis sechs Kriegsschiffen von Smyrna heimkehrten, mit seinen acht großen und drei kleinen Kriegsschiffen unweit der Insel Wight unversehens angriff. Er ward zurückgeschlagen, aber verstärkt griff er noch einmal und darauf zum dritten Male an, doch die ganze Beute des Friedensbruches bestand in vier Kauffahrern.

Erst am 7. April 1672 erklärte der König Karl II. von England den Generalstaaten den Krieg, und am selben Tage der König Ludwig XIV. von Frankreich, außerdem von den deutschen Fürsten der damalige Kurfürst und Erzbischof von Köln und der nimmer ruhende Bischof Bernhard von Galen in Münster. In Schweden, welches nach den Verträgen der Tripelallianz den Generalstaaten zur Hülfe verbunden gewesen wäre, saß damals ein unmündiges Kind auf dem Throne, und seine Vormünder beschlossen, sich in die Sache nicht zu mischen. Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung war de Ruiter bereit, in See zu stechen. Ihm war für dies Mal gegen den gewöhnlichen Brauch eine Kompagnie Seesoldaten zur Leibwache beigegeben und sein monatlicher Gehalt auf tausend Carlsgulden erhöht. Als Bevollmächtigter der Gene-

ralstaaten ward wieder Cornelius de Witt, der Altbürgermeister von Dortrecht, auf die Flotte gesandt. Die Hinausfahrt aus den Häfen geschah nicht ohne Gefahr; denn aus Furcht vor einer Ueberrumpelung durch die englische Flotte waren die Tonnen und Baken aus dem Fahrwasser weggenommen und dazu kam noch die Widerspenstigkeit der Lootsen, welche sich abermals weigerten, die Schiffe durch das früher von dem Rathspensionär Johann de Witt erforschte spanische Gat hinauszubringen. Deshalb fuhren de Ruiter und de Witt selber wieder hin und bewiesen ihnen durch eigene Untersuchung die genügende Tiefe dieses Fahrwassers.

De Ruiter hatte den Auftrag, nach dem Zusammenkommen aller niederländischen Schiffe südwestlich nach England überzusegeln und wo möglich die englische Flotte anzugreifen, bevor sie sich mit der französischen vereinigen könnte. Allein das seeländische Geschwader unter dem Admiral-Lieutenant Bankert ließ zwei Tage auf sich warten, wodurch ein günstiger Ostwind ungenutzt verwehte. Erst am 14. Mai 1672 kam de Ruiter ins Gesicht der englischen Küste; aber die Flotte zeigte sich nicht, nur eine Fregatte mit hundert und vierzig Mann Besatzung ward gesehen und fast ohne Gegenwehr sogleich genommen, weil die zum Seedienst gepreßte Mannschaft keinen Widerstand leisten wollte. De Ruiter suchte die englische Flotte aller Orten und war fest entschlossen, im Falle des Antreffens derselben nicht erst lange Schießgefechte aus der Ferne zu halten, sondern ohne weitern Verzug mit allen Schiffen Bord an Bord zu legen; aber alles Suchen war vergebens. Am Nachmittage des 15. Mai begegnete der niederländischen Flotte ein dänischer Kauffahrer und berichtete, daß am 14., also dem Tage vorher, die englische und die französische Flotte sich ein wenig östlich von der Insel Wight vereinigt hätten und daß die Engländer allein achtzig große Kriegsschiffe mit sieben und zwanzig Brandern und vielen kleineren Schiffen stark seien.

Zwar warfen die Niederländer am folgenden Tage vor

dem Hafen von Dover die Anker aus, jedoch einigten sich die Stimmen aller Befehlshaber bald dahin, daß es unthunlich sei, so weit westlich eine Schlacht zu liefern, da man einen sichern Hafen für die beschädigten Schiffe im Rücken haben müßte. Deshalb ward nicht ohne Verdruß über die frühere Säumniß der seeländischen Schiffe die Heimkehr bis zwischen die Wielingen und die Maas beschlossen, damit man dort die Feinde auf günstigerer Stelle erwarten könne. Die Flotte lichtete dahin die Anker; aber nach einigen Tagen vergeblichen Wartens und unterdessen erhaltener Verstärkung hielt Cornelius de Witt eine Fahrt nach der Themse für rathsamer. Wiederum wurde der Admirallieutenant van Gent mit einer Abtheilung der Flotte den Strom hinaufgesandt; aber die englischen Schiffe nahmen eiligst die Flucht und begaben sich unter die Kanonen von Sheerness, bis wohin van Gent ihnen folgte. Dieses Fort war von den Engländern nach der Schleifung im Jahre 1667 viel stärker wieder aufgebaut und mit so schwerem Geschütze besetzt, daß van Gent einen weitern Angriff darauf unthunlich hielt. Auch zur Rückkehr war der Wind ihm ungünstig, so daß er erst nach vier Tagen wieder die große Flotte vor der Mündung der Themse erreichte. Dort hatte de Ruiter sehnlichst seine Wiederkunft erwartet; denn er sah täglich und stündlich der Ankunft der vereinigten Flotten entgegen und unendlich viel hing von dem Ausgange des ersten Seetreffens ab.

Um Mitternacht des 27. Mai kam Kapitän Almonde von der Außenwacht zu de Ruiter an Bord und meldete, daß er am Abend die vereinigten Flotten unweit Goodwinsand erblickt habe. Mit Anbruch des Morgens ließ de Ruiter die Anker lichten und ostwärts wenden; aber erst am 29. Mai kam der Feind völlig in Sicht und es wurden hundert und dreißig große und kleine Segel gezählt. Die vereinigten Flotten hatten dazu den Vortheil des Windes; dennoch näherten sie sich nur bis auf eine kleine Meile und lenkten dann bei dem Winde ab. Den ganzen Tag hindurch blieben die Flotten

einander im Gesichte; de Ruiters Bestreben war unablässig darauf gerichtet, dem Feinde den Wind abzugewinnen, während dieser ihn zu behalten suchte, aber dennoch nicht angriff. In der Nacht waren sie sich so nahe, daß man auf beiden Seiten die Signalfeuer erblicken konnte. In der Morgenfrühe aber lagerte sich ein dicker, undurchsichtiger Nebel über die Gewässer, und als ein heftig aufspringender Wind ihn auseinandertrieb, sah de Ruiter die Feinde nicht mehr. Der Wind wurde so stark, daß man die Marssegel völlig einreffen mußte und nur unter der Focke fuhr. Einige Tage lang blieb die niederländische Flotte also auf der flandrischen Küste unter Segel und nur einzelne von ihnen erblickten einzelne feindliche Schiffe, die sich dann gleich wieder aus dem Gesichte verloren. Es war de Ruiter und seinem Kriegsrathe ganz unerklärlich, weshalb die Feinde trotz ihres Vortheils des Windes, der nicht günstiger für sie sein konnte, nun schon zu wiederholten Malen dem Kampfe auswichen, und der Muth der niederländischen Matrosen, die den Grund kurzweg in der Feigheit ihrer Gegner fanden, schwoll durch diese Wahrnehmung nicht wenig. Indessen erhielt Cornelius de Witt in jenen Tagen ein Schreiben von seinem Bruder, dem Rathspensionär, daß auf der englischen Flotte viele Krankheiten herrschten und daß die Ausrüstung der französischen Schiffe minder probehaltig gefunden wäre, als die Engländer erwartet hätten.

Sechszehntes Kapitel.

Das Treffen bei Soulsbay, 7. Juni 1672, und die Fortführung des Krieges bis zur Erhebung des Prinzen Wilhelm von Oranien zum Statthalter, 8. Juli 1672.

Mittlerweile kam auch noch immer Verstärkung für die Niederländer nach, so daß am 6. Juni 1672 ihre Flotte aus ein und neunzig großen Kriegsschiffen, vier und fünfzig oder nach anderen Berichten vier und vierzig Brandern und drei und zwanzig Advisjachten, in Allem aus hundert und acht und sechszig Segeln bestand. Auch die Bemannung der einzelnen Schiffe war noch immer mehr verstärkt, so daß die Niederländer sich im Stande fühlten, getrosten Muthes den Kampf zu wagen. De Ruiter hielt mehr als jemals früher auf den Kampf mit den Brandern und ermahnte die Seinen eindringlichst, diese möglichst oft und zweckmäßig anzuwenden. Dann steuerte er nordwestlich und mit dem Anbruch des 7. Juni 1672 kam die niederländische Flotte vor Soulsbay, einer Bucht an der englischen Küste zwischen Harwich und Yarmouth, in welcher die französisch=englische Flotte ankerte. So schleunig und unerwartet erschienen die Niederländer vor derselben, daß viele von jenen ihre Ankertaue kappen mußten. Sie waren etwa hundert und dreißig große Segel stark, jedoch andere Berichte melden, daß die Engländer hundert

und sechszehn große Kriegsschiffe besaßen, die Franzosen acht und vierzig. Die englischen Schiffe waren besetzt mit drei und zwanzig tausend dreihundert und funfzig Mann und trugen viertausend zwei und neunzig Geschütze, die französischen hatten neunzehn hundert sechs und zwanzig Kanonen und eilf tausend Mann Besatzung.

Beide Hauptflotten waren wie gewöhnlich in drei Geschwader vertheilt. Der Herzog von York hatte als Admiral des Reiches den Oberbefehl und führte das Geschwader der rothen Flagge. Den rechten Flügel bildeten die Franzosen als Geschwader der weißen Flagge unter dem Grafen d'Estrées, den linken das Geschwader der blauen Flagge unter dem Admiral Montagu, Grafen von Sandwich. Die Engländer und Franzosen mußten sich der Lage der Dinge nach nordwärts halten, die Niederländer dagegen südwärts und hatten dies Mal den Vortheil des Windes, der jedoch nur wenig wehte. De Ruiter wendete sich mit seinem Geschwader gegen die rothe Flagge, der Admirallieutenant van Gent gegen die blaue, die am weitesten nördlich lag, und der Admirallieutenant Bankert mit seinem Geschwader gegen die weiße Flagge. Sobald Alles zum Angriff bereitet war, hißte de Ruiter eine rothe Flagge an der Kreuzstenge auf als das Zeichen, daß man ohne weiteren Aufenthalt durch Schießgefecht sich den Feinden an Bord legen sollte. Er selbst ersah sich bald seinen Gegner und indem er zu seinem Obersteuermann trat, zeigte er mit dem Finger auf das Admiralschiff des Herzogs von York und sprach: „Steuermann, das ist unser Mann.“ Dieser griff an seine Mütze und sprach: „Wohl Herr, er gebührt euch!“ Bis auf Pistolenschußweite lief das Schiff „die sieben Provinzen“ gerade auf jenes zu, dann kehrte es ihm plötzlich seine Breitseite zu und alsbald erfolgte der Donner aus allen Geschützen. Aber auch die Engländer blieben die Antwort nicht schuldig. Da der Wind so unbedeutend war, daß der Rauch nicht entwich, waren beide Schiffe fast immer

in Wolken eingehüllt; aber dennoch lagen sie einander fast zwei Stunden fest Seite an Seite und feuerten unablässig.

Cornelius de Witt, der Bevollmächtigte der Generalstaaten auf der Flotte, hielt es, obwohl schon seit einiger Zeit kränkelnd, für seine Pflicht, im Treffen unmittelbar gegenwärtig zu sein und ließ sich deshalb einen Sammetlehnstuhl auf das Verdeck bringen. Ueber ihm prangte das Wappen der Niederlande, der Löwe mit den sieben Pfeilen. So saß er den ganzen Tag und achtete auf Alles, was rund um vorging; aber die Rauchwolken des Pulvers wollten sich nicht verziehen und hinderten das Gesicht. Rund um ihn her fielen die Menschen nieder von den Kugeln der Feinde; aber de Witt blieb ruhig sitzen und beobachtete unter den Schmerzen seines kranken Beines den Fortgang des Treffens. Er hatte zwölf Hellebardiere in der Livree der Generalstaaten um sich; eine einzige Kanonenkugel, die rechts an seinem Haupte vorbeiheulte, streckte drei derselben mit einem Male todt darnieder und zwei bis drei andere fielen gleich darauf schwer verwundet hin; aber de Witt blieb still und unverzagt da sitzen und beobachtete das Treffen. Endlich gelang es dem Admiral de Ruiter, dem Herzoge von York die große Stenge mit der Flagge von Großbritannien abzuschießen; aber die stille Luft verhinderte das Anbringen der Brander und der Herzog von York fand Gelegenheit zu entweichen, um seinen Schaden wiederherzustellen. Dann ging er auf das Schiff London über, kam aber mit de Ruiter nicht wieder ins Gefecht.

Unterdessen ward an allen Stellen mit dem hartnäckigsten Muthe gekämpft. Unter den Streitern auf der niederländischen Flotte waren drei Freiwillige aus Amsterdam: Hasselaar, Heemskerk und der Rechtsgelehrte Johann Bergh, welche Jeder mit einer Anzahl auf eigene Kosten angeworbener Matrosen und Seesoldaten allen Niederländern ruhmreiche Beispiele des Muthes und der Vaterlandsliebe gaben. Hasselaar fiel nach ehrenvollen Thaten in diesem Kampfe, die andern

beiden, Heemskerk und Bergh hatten das Glück, unter allseitiger Anerkennung ihres Muthes und ihrer geleisteten Dienste das Treffen zu überleben.

Es würde ein vergebliches Wagniß sein, den Hergang eines Seegefechtes, die fast gleichzeitig geschehenden Ereignisse nach einander zu erzählen; aber es ist billig der Großthaten Einzelner zu gedenken. De Ruiter hatte sechs Fregatten beauftragt, mit einigen Brandern voraus zu segeln und diese an den Feind zu bringen. Gemäß diesem Befehle mußte der Kapitän van Brakel aus der Abtheilung des Admirallieutenants van Nes, der unter de Ruiters Geschwader gehörte, sich gegen die rothe Flagge der Engländer wenden; aber es schien ihm, daß das Admiralschiff der blauen Flagge unter Montagu ihm günstiger läge, und er stellte mit dem Brander unter Kapitän Dirk de Münnik dahin seinen Kurs. Die englischen Schiffe rund umher feuerten heftig auf ihn und besonders Montagu selber, so daß das Wasser rund umher aufspritzte wie von Wallfischen, aber Brakel that keinen Schuß, er wartete bis er dem royal James, dem Admiralschiffe Montagus, an Bord kam und da erst gab er ihm die volle Lage mit fürchterlichem Erfolg. Brakel hing an Montagu wie ein Boot an einem Schiffe; denn er hatte nur vier und sechszig Kanonen mit dreihundert Mann Besatzung, Montagu dagegen hundert und vier Kanonen mit tausend Mann; aber dennoch dauerte das Gefecht anderthalb Stunden und ein gefangener Lieutenant von Montagus Schiffe sagte nachher aus, daß dieser sein Schiff aufgegeben haben würde, wenn Brakel eine Admirals-Flagge geführt hätte. Cornelius de Witt zürnte dem Kapitän van Brakel zwar sehr wegen der Nichtachtung seiner Befehle; aber dennoch mußte er die That desselben anerkennen und rühmen und sandte ihm mehrmals einige Schaluppen mit Verstärkung. Endlich kamen noch mehr niederländische Schiffe gegen Montagu heran, so daß er sich von Brakel losmachte und zu entweichen suchte. Zwar war es ihm gelungen, die beiden Brander, welche Kapitän van Brakel her-

angeführt hatte, in den Grund zu schießen; aber nun kam ein drittes Brandschiff de Vreede d. i. der Friede genannt, hakte an und das herrliche Schiff stand in wenigen Augenblicken in hoch auflodernden Flammen. Es brannte völlig ab und zerbarst nicht; denn Brakels Kugeln hatten es so durchlöchert, daß das Wasser in die Pulverkammer gedrungen war und alles Pulver angefeuchtet hatte. Zu hunderten sprangen die Engländer über Bord, auch Montagu stieg mit seinem Sohne oder, wie Andere berichten, mit zweien, in die Schaluppe hinab, um sich zu retten; aber er ward übersegelt und ertrank mit den Andern. Seine Leiche ward nachher wieder aufgefischt; aber sie war durch den Brand bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Später ward sie nach London geschickt, wo der König ihn sehr beklagte; denn er war nicht bloß an Körper einer der schönsten Männer seiner Zeit, sondern hatte auch durch Muth und Geschicklichkeit zur See, so wie durch seine politische Gewandtheit in Unterhandlungen dem englischen Könige manche Dienste erwiesen. Der Kapitän des verbrannten Schiffes rettete sich durch Schwimmen zu seinen Landsleuten, der erste Lieutenant wurde von der Schaluppe des Branders Friede aufgefischt und zu de Ruiter gebracht. Dieser ließ ihm andere Kleider geben und wies ihn an hinunter zu gehen, damit er nicht Schaden leide; aber jener bat oben bleiben und den ferneren Verlauf des Treffens ansehen zu dürfen. Dann wandte er sich zu dem Admiral und sprach: „Herr, ist das auch ein Fechten? Es ist noch nicht Mittag und schon ist mehr ausgerichtet, als im Jahre 1666 an allen vier Tagen.“

Der Admirallieutenant van Gent war mit bitterem Ingrimm auf die Engländer erfüllt, die wegen des Nichtstreichens der Flagge vor der Jacht Merlin seine Bestrafung gefordert hatten, und lief im brennenden Eifer auf das Geschwader der blauen Flagge an. Aber schon eine halbe Stunde nach dem Anfange des Gefechts ward er von einer Kanonenkugel zerrissen und ließ dort das Leben. Sein Tod ward sehr be-

dauert. Er war aus einem alten hochangesehenen Geschlechte Gelderns entsprossen, und zählte die edelsten Vorkämpfer im niederländischen Freiheitskriege gegen Spanien unter seinen Vorfahren. Anfangs Anführer von Landtruppen war er in den Seedienst übergegangen, und hatte sich unter de Ruiters Anleitung in wenigen Jahren zu einer der angesehensten Befehlshaber der Flotte ausgebildet. Seinen Ruhm hatte er sich hauptsächlich erworben 1667 durch die Tage auf der Themse und Medway und zwei Jahre später durch einen glücklichen Seezug gegen die Seeräuber der Barbareskenstaaten. Nach dem Tode van Gents wurde der Angriff auf die blaue Flagge der Engländer nicht mit gleichem Nachdrucke fortgesetzt, viele ihrer Schiffe verfügten sich zu der rothen Flagge, und vereinten ihre Kräfte mit dieser gegen das Geschwader de Ruiters.

Der Admirallieutenant Bankert hatte seinem Auftrage gemäß die weiße Flagge angegriffen; aber die Franzosen wichen immer weiter südlich ab, während der Wind zu schwach war, als daß Bankert ihnen empfindlichen Schaden hätte beibringen können. Manche waren der Meinung, daß die Franzosen auch dieses Mal auf englischer Seite dasselbe Verfahren beobachteten, wie früher zur Zeit ihres Bündnisses mit den Niederländern: sie bemühten sich nach Kräften Zuschauer des Kampfes zu sein, um die beiden seemächtigen Nationen auch dies Mal einander möglichst vielen Schaden zufügen zu lassen.

Dagegen war das Gefecht zwischen de Ruiters Geschwader und der rothen Flagge der Engländer von Anfang bis zu Ende äußerst heftig. Es gelang den Niederländern ein englisches Schiff zu verbrennen und zwei in den Grund zu schießen; aber eben so erging es zweien niederländischen Schiffen und ein einziger Engländer vernichtete fünf bis sechs Brander in kurzer Zeit. Das Hauptbestreben der Engländer war ihren Feinden den Wind abzugewinnen, der am Nachmittage etwas stärker aufblies; aber ihr Vorhaben entging de Ruiter nicht und er wendete seinerseits alles an diesen seinen Vortheil zu behalten. Einmal kam er in große Gefahr vor zwei

Brandern, die er nicht mehr durch Schaluppen abzuwehren vermochte, weil seine beiden in den Grund geschossen waren; aber der Kapitän Almonde rettete ihn davon und vernichtete die Brander. Als endlich die Sonne dieses Tages sank und dem Werke der Zerstörung Einhalt gethan wurde, konnte keine Seite sich des Sieges rühmen, wenn es nicht ein Sieg war, eine so große Uebermacht rühmlich bestanden zu haben. De Ruiter äußerte sich nachher, daß er freilich viele Seeschlachten mitgemacht habe, aber noch niemals in einem so anhaltend scharfen Gefechte gewesen sei. Sein Schiff hatte an dem Tage dreitausend fünfhundert Kanonenschüsse gethan und fünf und zwanzigtausend Pfund Pulver verschossen.

Als nach so langem Gefechte die Offiziere auf de Ruiters Schiffe zu Abend aßen, konnte der gefangene englische Lieutenant nicht müde werden im Lobe des Admirals, dessen Wirken er so in der Nähe angeschaut hatte. „Ist das ein Admiral?" sprach er. „Das ist ein Admiral, ein Kapitän, ein Steuermann, ein Matrose und ein Soldat zu gleicher Zeit. Dieser Held ist Alles zugleich und in derselben Stunde." Man erzählte sich dabei allerlei von dem Muthe und der Kaltblütigkeit einzelner Leute. Einem Matrosen auf dem Vorkastell war der eine Arm glattweg abgeschossen. Sofort eilte er ohne alle Hülfe in die Schiffsküche, wo man die schwer Verwundeten verband, und rief: „Macht mir Platz! Was steht ihr hier und zaudert? Wäre einem Kerl auch der Kopf abgeschossen, ihr würdet ihn wohl warten lassen." Dann sprang er mit einem Satze die Treppe hinunter.

Während der Nacht ward Alles aufgeboten, um den erlittenen Schaden wieder herzustellen; denn de Witt und de Ruiter thaten allen Kapitänen ihre Absicht kund mit dem folgenden Morgen das Gefecht zu erneuern. Die Lecke wurden gestopft, neue Segel angeschlagen, Taue gesplißt und Patronen gefüllt. In den ersten Morgenstunden ereignete sich ein unangenehmer Zwischenfall; denn das friesische Schiff Westergo stand aus unbekannten Ursachen auf einmal in lichterlohen

Flammen und kaum gelang es mit Hülfe kleiner Fahrzeuge noch achtzig Mann zu bergen, als das ganze Schiff auseinander barst. Aber als es hell wurde, sah man die englische Flotte etwa drei Meilen entfernt und strebte den ganzen Tag hindurch vergebens sie zu erreichen; denn sowohl die Engländer als die Franzosen schienen eine Erneuerung des Gefechts zu vermeiden. De Ruiter hielt es dann für rathsamer nach den seeländischen Küsten zu segeln und dort die Feinde zu einem zweiten Gefecht zu erwarten, damit die etwa beschädigten Schiffe leichter einen Zufluchtsort fänden, als in der Nähe der englischen Küste, wo man zum Hinwegschleppen eines schwer beschädigten Schiffes auch noch eines anderen dazu entbehren mußte. Dieser Rath fand de Witts Beifall und die Flotte steuerte auf Walcheren zu.

Am 9. Juni kam die Nachricht von dem Treffen bei Soulsbay nach dem Haag und brachte einigen Trost für die Unglücksboten von Südosten und Osten; denn hier waren der König von Frankreich, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster gleichzeitig eingefallen und hatten die starken Plätze Orsoy, Büderich, Wesel und Rheinbergen fast ohne alle Gegenwehr genommen. Der König zog mit seinem Haufen, in Allem hunderttausend Mann stark, tiefer ins Land und nahm einen Ort nach dem anderen hinweg; denn die niederländische Landmacht, die noch dazu meist aus Neugeworbenen bestand, vermochte nicht sich ihm entgegenzustellen. Zwar wurden mehre Kommandanten dieser Festungen wegen Verrätherei in Haft genommen; aber das Unglück war einmal geschehen. Dazu kam eine große Trockniß, so daß die Feinde die großen Ströme, die wie tiefe breite Festungsgräben das niederländische Land umringen, leicht durchwaten konnten, und die sonst ungangbaren Moräste an der Ostseite so fest wurden, wie ein Sandboden. Der Rathspensionär Johann de Witt sah sich zu dem Vorschlage gedrängt, alle öffentlichen Kassen und Papiere nach Amsterdam zu bringen, diese Stadt zum Hauptsitze aller wehrbaren Kraft zu machen und dann die

Schleusen zu eröffnen, damit das Land sich in einen See verwandele und das hülfreiche Wasser den Feind abwehre, dem die Menschen nicht mehr widerstehen konnten. Unter solchen Umständen hatte das Gefecht bei Soulsbay, wenn es auch nicht ein vollkommener Sieg war, doch eine große Bedeutung; denn wäre de Ruiter geschlagen worden, so war keine Aussicht der Rettung mehr vorhanden und Verzagtheit hätte die Gemüther Aller ergriffen.

Darum war der Dank der Generalstaaten an ihren Admiral für seine am 7. Juni bewiesene Tapferkeit und Umsicht vollkommen gerechtfertigt. Aber die Noth im Lande nahm zu und statt daß de Ruiter seiner Bitte gemäß Verstärkung an Schiffen, an Pulver und Eisen erhielt, mußte er noch dazu hergeben, damit man Mittel bekäme, sich der Franzosen zu erwehren. Die Generalstaaten beschlossen gegen Ende Juni ein Drittel von der Flotte heimzurufen und abzutakeln, damit die dadurch verfügbar gemachten Seesoldaten für den Landdienst verwendet werden konnten. Ungern sah de Ruiter sie scheiden; aber eben so schmerzlich war ihm die Heimkehr des staatischen Bevollmächtigten Cornelius de Witt, den seine zunehmende Kränklichkeit die Flotte zu verlassen zwang. De Ruiter ahnte es nicht, daß er diesen Mann zum letzten Male erblickte, daß de Witt einem Schicksale entgegen ging, so grauenvoll, wie es über wenige Menschen hereingebrochen ist. Schon unterwegs merkte de Witt die Verstimmung des Volkes, und als er in Dortrecht ankam, fand er auf dem Rathhause das Bild, welches den Sieg bei Chatham darstellte und mit seinem Porträt zu seiner Ehre dort hing, vom Pöbel zerrissen und zerstört.

Diese Erregung des Pöbels und aller geringeren Bürger gegen Cornelius de Witt und noch mehr gegen seinen Bruder Johann hatte ihren Grund in dem Widerstreben des Rathspensionärs gegen die Uebertragung der Statthalterschaft an den Prinzen Wilhelm von Oranien. Die Verfassung der Niederlande war damals folgendermaßen beschaffen. In den

Städten stand die Leitung der Angelegenheiten bei der bürgerlichen Aristokratie und war bei derselben fast erblich geworden. Die Stände der einzelnen Provinzen wurden hauptsächlich gebildet aus den Abgeordneten der städtischen Rathskollegien: mithin fand auch zu ihnen kaum ein Anderer Eingang, als ein Mitglied der bürgerlichen Aristokratie. Die Generalstaaten wiederum wurden zusammengesetzt aus Abgeordneten der einzelnen Ständekollegien: also mußte überall diese Aristokratie die herrschende Partei sein, und die große Mehrzahl der Bürger war von allem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen. Darüber mißvergnügt, hoffte diese demokratische Partei mit der Erhebung des Prinzen von Oranien eine Umgestaltung dieser Verhältnisse; aber aus demselben Grunde widerstrebte ihr die aristokratische Partei. Die Geschichte kann dem Rathspensionär Johann de Witt, der damals die Seele der Generalstaaten war, nicht den Vorwurf machen, als habe er nur aus gewöhnlicher Herrschsucht diese Zustände aufrecht erhalten: er wollte sein Vaterland groß und glücklich machen und als hauptsächlichstes Erforderniß erschien ihm dazu die Macht der Niederlande zur See. Allein darüber hatte er die Landmacht vernachlässigt, und, als nun die Franzosen immer näher kamen, und eine Stadt nach der anderen in ihre Hände fiel, ward zuerst von Uebelwollenden, dann aber auch von dem ganzen leichtgläubigen Haufen ihm allein alle Schuld, ja selbst Verrath seines Vaterlandes an den französischen König beigemessen; während doch alles Dichten und Trachten des großen Mannes nur darauf ausgegangen war, die Eroberungsgelüste Ludwigs XIV. in ihren Schranken zu halten. Das aber unterschied der gemeine Mann nicht: dieser, durchgängig oranisch gesinnt, sah in der Erhebung des jungen Prinzen Wilhelm zum Statthalter das Ende aller Gefahren und kehrte darum seinen Haß hauptsächlich wider den hervorragendsten Gegner dieser Erhebung, den Rathspensionär Johann de Witt. Niemand feuerte diesen allgemeinen Haß mehr an, als die Prediger von den Kanzeln. Bei ihnen kam zu ihren mehr

demokratischen Neigungen und ihrem Widerwillen gegen Johann de Witt und die herrschende Aristokratie noch die Furcht vor dem Katholizismus des französischen Königs; denn, wenn ihm die Unterwerfung der Niederlande oder eines Theils derselben gelang, so war die Unterdrückung des Calvinismus und die Beförderung der katholischen Religion die unausbleibliche Folge. Ihr Haß und Eifer war eben so blind, wie der des Pöbels. Schon am 21. Juni ward Johann de Witt meuchelmörderisch angefallen, doch mit einigen schweren Wunden entging er der Gefahr. Auch an das Haus des Altbürgermeisters klopften einige Tage nachher um eilf Uhr Abends vier Personen und forderten Einlaß; aber man erwiderte ihnen, daß er unpäßlich sei und zur späten Nachtzeit unbekannten Personen keinen Eintritt verstatten könnte. Also ward der Vorsatz vereitelt, oder vielmehr nur verschoben.

Unterdessen wälzten sich die Franzosen immer näher, und täglich kamen neue Nachrichten von eroberten Städten, unter denen bald auch Deventer, Zwolle, Campen, Zutfen, Utrecht und selbst Naarden in der Provinz Holland waren. Der Verlust der beiden letzten Städte brachte Holland in gewaltige Aufregung; aber man sagte: „Besser ist ein verdorbenes als ein verlorenes Land" und öffnete alle Schleusen. Das Murren des Volkes und nun auch der Mannschaft auf der Flotte, ward immer lauter und vergebens bemühte sich der Admiral de Ruiter, die einlaufenden Nachrichten verborgen zu halten: sie fanden ihren Weg und erregten bittere Klage und Verwünschung über die Brüder de Witt; denn auf diese beide sammelte sich der Haß Aller wie auf einen gemeinsamen Brennpunkt. Den Engländern und den Franzosen war diese zwiespältige Stimmung in den Niederlanden nicht unbekannt und sie suchten sie noch künstlich zu mehren. Eines Tages sandte der Herzog von York einen gefangenen niederländischen Kapitän mit einem Trompeter zu de Ruiter, in dem Vertrauen, wie die Meldung lautete, daß er dafür einen anderen bezeichneten englischen Kapitän freigeben würde. Der ehrliche Mann

war sofort gewillt dem Vertrauen des Herzogs von York auf gleiche Weise zu entsprechen, und bat die Admiralität in Rotterdam schriftlich, den gefangenen Kapitän frei zu geben. Diese willfahrte seinem Wunsche. Aber während der Tage, die bis zu seiner Ankunft verstrichen, war der mitgekommene Trompeter nicht müssig: er hatte einen Haufen Papiere mitgebracht, die in dreierlei Sprachen gedruckt, Anerbietungen von Lohn und Gunst für diejenigen enthielten, welche in so gefahrvoller Zeit aus den niederländischen Diensten mit Schiffen, Gütern oder auch nur ihrer Person in englische Dienste übertreten würden. Aber der Admiral erfuhr dieses Treiben, er nahm den Trompeter vor und bedrohte ihn trotz seiner Sendung beim ersten Wiederholungsfalle mit dem Galgen. Dann fügte er hinzu: „Sag dem, der dich sendet, daß, wenn auch das Land verloren wäre, so würde ich mit der Flotte, lieber ich weiß nicht wohin segeln, als mich eurem Könige übergeben, der niemals Wort und Treue hält."

Von dem wieder ausgelieferten niederländischen Kapitän erfuhr er dann, daß die englisch-französische Flotte, hundert und zehn große Kriegsschiffe stark, zum Auslaufen bereit sei. Gegen eine solche Uebermacht konnte de Ruiter mit seiner nun auf acht und vierzig Kriegsschiffe verminderten Flotte die offene See nicht halten; deshalb beschloß der Kriegsrath, daß man sich so weit zurückziehen müsse, bis man den Deurloo, eine Tiefe, die sich zwischen den Wielingen und Vlissingen erstreckte, zum Rückzuge offen hielte. Auf solche Weise könne man den bevorstehenden Besuch der feindlichen Flotte auf den eigenen Küsten abwarten. Denn unterdessen war sichere Nachricht gekommen, daß jene auf Texel oder in Seeland eine Landung beabsichtigten. Mit schwerem Herzen nahm de Ruiter diese Stellung ein, die seinem Sinne so wenig entsprach, aber durch die zwingende Gewalt der Umstände geboten wurde. Gleichzeitig lauteten die Nachrichten vom Lande immer trauriger: denn die feindlichen Armeen drangen immer weiter vor und eine Stadt nach der anderen fiel; aber schlimmer noch

als der äußere Feind war die innere Zwietracht. Das Volk murrte aller Orten gegen die Obrigkeit, die an diesem Unheil schuld sei, und täglich erhoben sich mehr und heftigere Stimmen: es werde nicht eher gut sein, als bis man die Löwenstein'sche Faktion, so nannte man den Rathspensionär de Witt und die aristokratische Partei, vernichtet und den Prinzen Wilhelm zum Statthalter ausgerufen hätte.

Zu Dortrecht erhob sich der erste Aufstand: ein Volkshaufe, von Predigern angeführt, drang in das Haus des Altbürgermeisters Cornelius de Witt, und forderte von ihm die Unterschrift einer Forderung der Aufhebung des ewigen Edikts. Der kranke Mann in seinem Bette weigerte sich zu unterzeichnen, und als man ihn bedrohte, erwiderte er ruhig: „In der letzten Seeschlacht vor der Soulsbay haben so viele Kugeln mein Haupt umsaust, daß ich keine mehr fürchte, und lieber will ich hier den Tod von eurer Hand erleiden, als unterschreiben.“ Aber inzwischen hatten die lärmenden Haufen seine Gattin herbeigeholt, die mit ihren kleinsten Kindern an der Hand weinend an das Bett ihres Gemahls trat und ihn anflehte zu unterzeichnen. Da fügte sich Cornelius de Witt, er unterschrieb und fügte hinzu: v. c., das ist vi coactus, durch Gewalt gezwungen. Aber ein Prediger sah dies sogleich und machte den Haufen darauf aufmerksam. Da mußte der kranke Mann auch diese Buchstaben ausstreichen und triumphirend zog der Haufe ab. Aehnlich erging es in den andern Städten: die Stände von Holland sahen sich gezwungen das ewige Edikt zu vernichten und ernannten am 3. Juli den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Statthalter und Generalkapitän von Holland mit allen den Würden, welche seine Vorfahren in dieser Stellung besessen hatten. Die Generalstaaten setzten ihn ebenfalls zum Oberanführer aller Streitkräfte zu Wasser und zu Lande ein. Am 11. Juli kamen die Abgeordneten der Generalstaaten auf die Flotte und verkündeten dort de Ruiter und aller Mannschaft die Erhebung

des jungen Prinzen. Die Botschaft ward von Allen mit hoher Freude aufgenommen und de Ruiter meldete sofort dem Fürsten seine Ergebenheit und Bereitwilligkeit, in diesen schweren Zeiten unter ihm dem bedrängten Vaterlande auch fernerhin seine Dienste zu widmen und Alles an die Erhaltung desselben zu setzen.

Siebzehntes Kapitel.

Fortgang des Krieges im Jahre 1672. Fernere Thätigkeit de Ruiters während desselben und seine Schicksale in dieser Zeit.

Der unglaublich rasche Fortschritt der französischen Waffen zu Lande hatte selbst die Engländer erschreckt und, wenn man nach einigen Reden englischer Großen schließen durfte, so schien es, als wäre für die Einräumung einiger seeländischen Städte Friede mit diesem Staate zu erlangen. Die Stände von Holland beauftragten de Ruiter, eine Begegnung und ein Gefecht mit der englischen Flotte wo möglich zu vermeiden, dagegen ein wachsames Auge auf jegliche Unternehmung gegen die Küsten zu haben und diese auf alle Fälle zu decken. Von einem schwedischen Schiffer, der einige Tage vorher bei dem Herzoge von York an Bord gewesen war, erfuhr de Ruiter, daß dieser gesagt habe, er werde längs der holländischen Küste hinsegeln, aber die Staatenflotte nicht suchen, sondern habe sein Augenmerk auf die Erlangung eines anderen Vortheils gerichtet. Die vereinigte Flotte war damals neunzig englische und vierzig französische Kriegsschiffe stark, mit den kleineren Fahrzeugen in Allem hundert und sechszig Segel. Die niederländische dagegen bestand nur noch aus sieben und vierzig Kriegsschiffen und viele von ihnen hatten noch so viele Mannschaften abgeben müssen, daß sie anstatt mit siebentausend, wie

es sein sollte, nur mit fünftausend siebenhundert und fünfzig Mann besetzt waren. De Ruiter sah sich außer Stande mit dieser Macht der feindlichen die Spitze zu bieten und nahm deshalb seine Stellung bei Goeree, so jedoch, daß er zu jeder Zeit bereit war hervorzusegeln und, wenn es sein konnte, den Feinden Abbruch zu thun. Der Prinz konnte auch keine Mannschaft von den Landtruppen entbehren, um sie zur Vertheidigung der Küsten hinzuschicken. Deshalb suchte man die Uferanwohner mit Waffen zu versehen und sie darin zu üben, damit bei einer etwaigen Landung die Feinde an ihnen das erste Hinderniß finden möchten.

Am 13. Juli erblickte man die ganze Flotte der Feinde unweit Helder in See und hielt nun den gefürchteten Augenblick für gekommen, wo jene mit aller Macht landen würde. Auf die Bitte um schleunige Hülfe langte auch schon am folgenden Tage einige Reiterei an; aber es war dem Lande ein anderer Schutz zu Theil geworden, dessen Ursache die Menschen nicht ergründen konnten und ein Wunder des allmächtigen Gottes nannten. Am 14. Juli, wo man mit der Fluth die Landung erwartete, dauerte die Ebbe anstatt sechs Stunden zwölf, wie es vorher und nachher an jenen Küsten nicht erhört war. Alle Seeleute stimmten darin überein, daß dies etwas Uebernatürliches, eine besondere Segnung Gottes sei und das Vertrauen stieg wieder mächtig empor. Durch die lange Dauer der Ebbe verstrich die günstige Zeit und Gelegenheit zur Landung und auf diese Ebbe folgte ein furchtbarer Sturm, der die Feinde zwang, die eben vorher noch so eifrig gesuchte Küste nun noch viel sehnlicher zu meiden. Man erwartete dann einen Angriff auf die südlicher gelegenen seeländischen Küsten und es ward de Ruiter von den Generalstaaten trotz des Widerspruchs der Stände von Holland befohlen, sich weiter südlich zu wenden und sich in die Gegend von Schoonevelt zu begeben. De Ruiter erhielt diesen Befehl unweit Goeree am 21. Juli; aber die Ausführung desselben hinderte ein dreitägiger schwerer Sturm aus Südwest gen Westen.

Er that der Staatenflotte vielen Schaden; aber der Nutzen war ungleich größer; denn diese Stürme hinderten nicht blos aufs neue jegliche Ausführung einer Landung der Feinde, sondern brachten auch die Schiffe der vereinigten Flotte in die höchste Gefahr. Bald bewiesen am Strande aufgefischte englische Böte, daß die Vermuthung von dem erlittenen Schaden der Feinde wohl begründet war.

Dennoch war de Ruiter nicht im Stande, mit der verhältnißmäßig geringen Macht der Generalstaaten Etwas gegen die Ueberzahl der feindlichen Flotten zu unternehmen. Einige Tage nachher kam ein Bericht der niederländischen Gesandten aus England, daß trotz der allgemeinen Mißstimmung der Nation über diesen Krieg mit Hülfe Frankreichs gegen die Niederlande das Bündniß der beiden Könige, Ludwig XIV. und Karls II., enger sei als jemals vorher, und daß der König Karl II. selber sogar über den raschen Fortschritt der französischen Waffen hocherfreut sei. Darum sei von einer Unterhandlung mit England allein nichts zu erwarten. Zur selben Zeit, im Juli, hatten die Gesandten beider Könige Friedensbedingungen vorgelegt, aber so hart und unerträglich, daß sie die Generalstaaten aufs äußerste treiben zu wollen schienen. Denn nach diesen Friedensbedingungen wollten beide Könige Herren der Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde sein; außerdem sollten die Generalstaaten die Kriegskosten bezahlen und der Prinz von Oranien, den man dadurch locken wollte, die volle Souveränität über das nach allen Abtretungen übrig bleibende Land erhalten. Aber ein solcher Friede war fast dem völligen Untergange gleich, und auch der Prinz Wilhelm von Oranien ließ sich nicht verleiten durch die Stimme seines Oheims Karl und den Glanz der vorgespiegelten Souveränität. Als die beiden englischen Minister Buckingham und Arlington ihm riethen sich ganz in die Arme seines Oheims zu werfen, erwiderte er: „Das Vaterland rechnet auf mich: ich werde es nie unwürdigen Rücksichten opfern, sondern wenn es sein muß, in der letzten

Schanze mit ihm untergehen." Ja man erzählt, daß er die Generalstaaten in einer begeisternden Rede darauf hinwies, daß die Niederländer die Niederlande überleben könnten. Wenn alle Mittel fruchtlos und vergebens erschöpft seien, so reichten noch immer die Schiffe der Republik hin, die Angehörigen derselben hinüberzutragen nach den fernen Inseln Ost-Asiens, „wo sie im Genusse der von den Vätern ererbten Freiheit und ihrer Religion, umgeben von Zuckerrohr und Muskatnußbäumen, unter dem Sternbilde des Kreuzes eine neue Heimath sich erwerben, die Börse eines reicheren Amsterdam und die Schulen eines gelehrteren Leyden wieder aufrichten könnten." — Alle Unterhandlungen wurden abgebrochen und Wilhelm und mit ihm vor Allen die Stadt Amsterdam war zur äußersten Gegenwehr entschlossen.

In jenen Zeiten kannte man das Zeitungswesen unserer Tage nicht, sondern in den größeren Städten gab es einzelne Leute, die mit großen Kosten durch zahlreiche Verbindungen nach allen Gegenden hin sich wichtige Nachrichten verschafften und sie dann mittheilten. Ein solches damals weit bekanntes Neuigkeits-Büreau war in Haarlem bei Abraham Kastelein, der eines Tages den Generalstaaten in aller Stille sagen ließ, er habe von Colchester in England sichere Kunde, daß nach den Tagen des letzten Sturmes dreißig große englische Kriegsschiffe schwer beschädigt in und vor Soulsbay angekommen seien. Sofort erhielt auch de Ruiter diese Nachricht, mit dem Auftrage, unter solchen Umständen sich immer bereit zu halten, ob es ihm etwa gelingen möchte, die also geschwächte Macht der vereinigten Flotten mit einiger Aussicht auf Erfolg anzugreifen. Auf diesen Befehl kreuzte de Ruiter mit seinen acht und vierzig Kriegsschiffen zwischen der Maasmündung und Goeree. Hier empfing er eine Botschaft der Stände von Westfriesland, daß der münsterische Bischof Bernhard von Galen von der Stadt Emden zweitausend Last Rocken gefordert habe, und daß sie ihn deshalb, da bei dem Schrecken vor der münsterischen Macht von Seiten des Raths und der

Stadt eine Nachgiebigkeit zu befürchten sei, bitten müsse, die Besatzungen in Delfzyl, Leerort und Emden durch eine dahin geschickte Abtheilung der Flotte zu kräftigen. De Ruiter fand diese Bitte gegründet, wagte aber doch nicht ohne besonderen Befehl der Hochmögenden selber diesen Zug zu unternehmen. Es erhob sich bald eine wichtigere Ursache, um ihn nach der Emsmündung zu rufen.

In denselben Tagen empfing er einen Brief vom Rathspensionär Johann de Witt. Der Haß gegen diesen und seinen Bruder Cornelius hatte sich mit der Erhebung des Prinzen Wilhelm zum Statthalter nicht gelegt, sondern ward bedrohlicher als vorher; denn man warf ihnen vor, daß sie im heimlichen Einverständnisse mit den Franzosen wären und insbesondere ward dem Rathspensionär nachgesagt, daß es sein Grundsatz sei: „lieber französisch, als prinzlich.“ Damals waren die drei Provinzen: Geldern, Overyssel und Utrecht völlig in der Gewalt der Franzosen und diese Erfolge wurden von dem gemeinen Manne nur den Brüdern de Witt zur Last gelegt. In der Bedrängniß vor dem äußeren Feinde wuchs zugleich die innere Anarchie im Lande. Nachdem die Bauern von der Insel Voorne mehre Tage lang den Altbürgermeister von Dortrecht gesucht hatten, in der bestimmt ausgesprochenen Absicht ihn zu ermorden, fiel er in die Stricke eines Komplots, das nur unter solchen Umständen Erfolg haben konnte. Ein Wundarzt, Namens Tichelaar aus Piershil, der früher von einem Gerichte unter dem Vorsitze von Cornelius de Witt des entehrenden Verbrechens der Nothzucht schuldig befunden und verurtheilt war, brütete Rache gegen den hochstehenden Mann. Er klagte Cornelius de Witt an, daß er ihn zu einem Mordversuche auf den Prinzen von Oranien habe verleiten wollen. Auf diese Angabe eines ehrlosen Wichts ließ der Gerichtshof den kranken Mann verhaften. Unter den Richtern saß van Graaf, der Vater eines der vier Jünglinge, die wenige Wochen vorher den Rathspensionär Johann de Witt meuchelmörderisch überfallen hatten.

Der junge van Graaf war ergriffen, Johann de Witts Fürsprache hätte ihn retten können; aber starr und unbeugsam sprach er: Fiat justitia et pereat mundus, d. h. Recht muß geschehen und wenn die Welt darüber unterginge. Kraft des Urtheilsspruches wurde der Jüngling enthauptet; aber die Partei gegen die de Witt sog daraus neue Nahrung für ihren Haß. Diesen, wie es scheint, theilten die Richter. Es wurden außer der Anklage des Wundarztes noch vielfache andere Gerüchte ausgestreut, besonders über das Verhalten des Altbürgermeisters Cornelius de Witt als Bevollmächtigten auf der Flotte wenige Monate vorher. Es ward gesagt, daß er am Tage nach dem Treffen bei Soulsbay einen zweiten Angriff auf die feindliche Flotte zurückgehalten, daß er insbesondere mit dem Admiral de Ruiter nicht im freundlichen Einvernehmen gelebt, sondern häufige Wortwechsel mit ihm gehabt habe, so daß es bis zu Thätlichkeiten gekommen und der Abgang des Bevollmächtigten von der Flotte nicht durch seine Kränklichkeit, sondern durch eine Wunde von der Hand des Admirals de Ruiter bewirkt sei. Diese umlaufenden Gerüchte schrieb der selber von dem Mordanfalle auf ihn noch nicht hergestellte Rathspensionär de Witt an de Ruiter, und bat ihn durch einen Brief diese unwahrscheinlichen Verleumdungen zu entkräften.

De Ruiter ward aufs heftigste durch dieses Schreiben erregt. Er wußte so gut, wie jeder Andere, daß die herrschende Stimmung der öffentlichen Meinung nicht bloß des Pöbels, sondern der nun regierenden Partei in den Niederlanden so sehr zu Ungunsten der Brüder de Witt sei, daß eine Erklärung für sie nur zum eigenen Nachtheil gereichen konnte; aber solche Rücksichten hatten auf ihn keinen Einfluß. Noch am nämlichen Tage antwortete er dem Rathspensionär und schrieb zugleich an die Stände von Holland in folgenden Worten: „Es ist mir zu meiner großen Verwunderung aus dem Vaterlande die Nachricht zugegangen, daß dort das Gerücht ausgestreut wird, es hätten zwischen dem ehemaligen

Bevollmächtigten der Hochmögenden Herren Generalstaaten auf der Flotte, Herrn Cornelius de Witt und mir bedeutende Meinungsverschiedenheiten obgewaltet, die bis zu einem Zweikampfe unter uns beiden und einer Verwundung des genannten Herrn durch meine Hand fortgegangen wären. Es wird ferner vorgegeben, daß der Herr Cornelius de Witt mit den Feinden des Staates und besonders den Franzosen es nicht habe zu einem Gefechte kommen lassen wollen. Endlich hat man behauptet, daß er am Tage nach dem Treffen von Soulsbay die Fortsetzung des Kampfes gehindert habe. Auf alle diese Beschuldigungen muß ich sowohl zur Vertheidigung meiner eigenen Ehre, als zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit aufrichtig und treu erklären und bezeugen, wie ich hiermit thun will, daß Herr Cornelius de Witt in seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter der Generalstaaten mit mir in brüderlicher Eintracht und offenherziger Freundschaft gelebt hat, daß nie und nimmer zwischen uns irgend eine Meinungsverschiedenheit der angegebenen Art, viel weniger heftige Worte, oder gar thatsächliche Angriffe Statt gefunden haben. Gott der Allmächtige ist mein Zeuge, daß ich offenherzig hier die Wahrheit rede und alle andere ausgestreute Nachrichten falsche und erdichtete Gerüchte nenne."

„Desgleichen halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, öffentlich hier die Wahrheit zu bezeugen, daß Herr Cornelius de Witt immer den regsten Eifer zum Angriff auf die Feinde gezeigt und dabei zwischen Engländern und Franzosen auch nicht den mindesten Unterschied gemacht hat, daß alle Beschlüsse zum Angriff auf den Feind von dem Kriegsrathe auf seine Befürwortung derselben gefaßt sind, und daß er selbst während des ganzen Treffens eine ungemeine Standhaftigkeit an den Tag gelegt hat. Ferner erkläre ich der Wahrheit gemäß, daß er am Tage nach demselben den größten Eifer zum Wiederbeginn des Kampfes gezeigt hat und daß die Vereitelung dieses unsers Wunsches nur den Feinden zugeschrieben werden kann, welche absichtlich ein zweites Treffen

vermieden. Endlich ist der Beschluß, uns zur Vertheidigung unserer Küsten auf dieselben zurückzuziehen, nicht gegen meinen Willen, sondern auf mein ausdrückliches Anrathen gefaßt, damit wir unsere Einbuße aufs schnellste wieder ersetzen könnten. Dieses Alles bezeuge ich nochmals der Wahrheit gemäß und setze das Vertrauen in die Großmögenden Herren der Stände von Holland, daß sie alles Mögliche thun werden, die irrigen Meinungen und Gerüchte danach zu widerlegen."

Also geschrieben im Schiff des Landes
die sieben Provinzen, ankernd etwa drei
Meilen nordwestlich von Goeree. 20. August 1672.
M. de Ruiter."

Am selben Tage, als de Ruiter diesen Brief schrieb, wurde der Rathspensionär Johann de Witt auf sein Ansuchen von den Ständen von Holland seiner Stelle als Rathspensionär enthoben und ihm eine Stelle im Staatsrathe zugesichert. Die Beschleunigung seines traurigen Geschicks hat ihn dieselbe nicht antreten lassen. Vorher jedoch meldete Johann de Witt diese Veränderung seiner Stellung an de Ruiter und äußerte sich dabei über seine dermalige Lage in folgender Weise: „Die unerwartete Uebergabe aller Rheinfestungen, das Durchbrechen des Feindes an der Yssel, und der fast ohne Gegenwehr geschehene völlige Verlust der drei Provinzen Geldern, Overyssel und Utrecht durch unerhörte Feigheit und wahrscheinlich nicht ohne Verrath, hat mich mehr und mehr von der Wahrheit des alten Spruches überzeugt, der einst auf die römische Republik angewendet wurde: Prospera omnes sibi vindicant, adversa uni imputantur. Den günstigen Erfolg schreiben Alle sich zu, das Unglück wird auf Einen gewälzt. Ich habe es erfahren und erkennen müssen, daß das niederländische Volk nicht blos alle vorgenannten Unglücksfälle mir auf meine Schultern ladet, und sich noch nicht damit befriedigt, daß vier gewaffnete Mörder mich wehrlos überfallen, und so viel an ihnen war, mich auf den Tod verwundet haben, sondern daß es auch nach meiner Rettung

durch Gottes gnädige Hülfe und Barmherzigkeit mit gleichem Haß und gleicher Erbitterung gegen mich eingenommen ist und verzehrt wird." Dieser Brief war am 12. August geschrieben und kam erst acht Tage nachher in die Hände des Admirals, am selben Tage, wo sich im Haag, der Hauptstadt der Niederlande, beim hellen Licht der Sonne und unter den Augen der Behörden die grausigste That erfüllte, welche die Blätter der niederländischen Geschichte uns melden.

Noch vorher traf die Nachricht ein, daß die reich beladene ostindische Flotte nordwärts um Schottland herumgesegelt sei und durch die Nordsee die Häfen der Niederlande zu erreichen strebe. Die Engländer bemühten sich auf das eifrigste, diese Schiffe mit ihren reichen Schätzen, die für alle aufgewandten Kriegskosten entschädigen konnten, aufzuspüren und wegzunehmen. Die Ostindienfahrer hatten zu spät Nachricht von dem Ausbruch des Krieges erhalten und waren schon in der Nähe der Doggersbank, von wo die Umkehr in einen norwegischen Hafen nicht thunlich erschien. Sie mußten deshalb die Doggersbank passiren, und die Engländer, die davon Kunde hatten, beschlossen, sie an derselben zu erwarten. Aber durch ein fast wunderbares Glück kamen sie hinüber, ohne von mehr als zweien Fregatten bemerkt zu werden, die sich allein an die wehrhaft ausgerüsteten Ostindienfahrer nicht getrauten, und trotz aller Signalschüsse, durch welche sie ihre Freunde herbeizurufen suchten, nichts Anderes erreichten, als daß sie die Niederländer von ferne begleiteten. Also kam die reiche Flotte, deren Werth man auf hundert vierzig Tonnen Goldes (vierzehn Millionen Gulden) schätzte, wohlbehalten in die Ems.

Drei Meilen östlich von der Mündung dieses Stromes schickte Arnold van Overbeck, der Kommandant der Flotte, am 21. August ein Lootsenboot mit der Nachricht seiner Ankunft an die Generalstaaten. Auf diese Kunde waren Einige, und unter diesen auch der Prinz Wilhelm von Oranien, zweifelhaft, ob man zur Deckung und Geleitung der Ostin=

dienfahrer de Ruiter in See stechen lassen dürfe, oder nicht. Endlich siegte diese Meinung und schon am 7. August lichtete de Ruiter die Anker, um bei Texel und dem Vly vorbei nach der Ems zu segeln und die ostindische Flotte, welche man dort nicht sicher hielt, in einen der Landeshäfen zu holen. Als der Admiral schon vor dem Vly war, erhielt er eine andere Botschaft, daß die Feinde mit einem Einfalle in Seeland drohten. Bekümmert über eine solche Ungewißheit, da er nun nicht wußte, ob er seinen Weg fortsetzen oder zurückkehren sollte, warf er vor Texel die Anker und harrte weiterer Kunde. Es bedurfte erst wieder einer langen Berathschlagung der Generalstaaten, wo hauptsächlich Amsterdam seine Stimme erhob, daß man den Admiral nicht in der Ungewißheit belassen dürfte, bis man zu dem Beschlusse kam, daß de Ruiter seinen Weg nach der Ems fortsetzen sollte. Am 16. August warf er vor der Westerems die Anker und vernahm dort den Donner der Kanonen vor Gröningen, welche Stadt ihre Bürger unter der Anführung des wackern Ravenhaupt so mannhaft gegen den kriegslustigen Bischof von Münster vertheidigten. Die Ostindienfahrer stachen wieder in See und stellten unter Begleitung der Kriegsflotte ihren Kurs westwärts. Obwohl de Ruiter schon nach einigen Tagen wegen der immer noch bedrohten seeländischen Küsten die Weisung erhielt, sich wieder in die Gegend von Schoonevelt zu begeben und dort die Anker auszuwerfen, kam doch die ganze ostindische Flotte wohlbehalten ins Vly und binnen Texel, 22. August 1672.

Die freudebringende Nachricht von der Erhaltung der reichen Flotte durcheilte bald das ganze Land; aber zur selben Zeit drückte eine andere tief erschütternde Kunde die Gemüther aller nicht von Parteiwuth verblendeten Menschen tief darnieder. De Ruiters Brief an die Stände von Holland hatte die Mißstimmung gegen Cornelius de Witt nicht zu entkräften vermocht, und außerdem fuhr der Gerichtshof im Haag fort in der Untersuchung gegen ihn wegen Hochverraths und beabsichtigten Prinzenmords. Er beharrte bei seiner Weigerung,

Etwas zu gestehen, da er sich keines Verbrechens schuldig wisse, und sein Bruder Johann de Witt, der noch lebende Vater und alle Freunde bemühten sich, dem Gerichtshofe den Wundarzt Tichelaar in seiner rechten Gestalt zu enthüllen und darzulegen, wie geringes Gewicht die Angabe eines solchen Menschen in diesen Dingen haben dürfe. Es war vergebens. Da Cornelius de Witt freiwillig Nichts bekennen wollte, beschlossen seine Richter, ihn durch die Folter zum Geständnisse zu bringen. Als der Büttel ihm die Daumschrauben anlegte und stärker und stärker schrob, stürzten selbst diese Richter aus dem Zimmer, nur der Staatsprokurator blieb und fragte de Witt, ob er nun nicht gestehen wollte. Der hochherzige Mann aber sprach unter den Qualen der Folter die Worte des römischen Dichters Horaz:

Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

d. h. den gerechten und gesinnungstüchtigen Mann erschüttert weder die stürmische Wuth der Bürger, die das Schlechte von ihm heischen, noch der Zornblick des drohenden Tyrannen in seinem festen Sinne.

Alle Martern waren vergebens: de Witt sagte, er habe nichts zu gestehen und man mußte ihnen Einhalt thun. Dennoch verurtheilte ihn der Gerichtshof zum Verluste aller seiner Aemter und Würden, zur ewigen Landesverweisung aus Holland und Westfriesland und zur Tragung aller Prozeßkosten.

Aber das Schrecklichste stand noch bevor. Am selben Morgen, dem 20. August 1672, empfing Johann de Witt in seinem Hause Nachricht, daß sein Bruder Cornelius, der noch im Gefangenhause war, ihn zu sprechen wünsche. Trotz alles Abrathens ging er dahin; aber sein Bruder wußte nichts von dieser Botschaft: eine unsichtbare Hand schien das ganze Er=

eigniß einzuleiten. Während noch die beiden Brüder in dem Gefangenhause waren, durcheilten Tichelaar und einige Gleichgesinnte die Stadt und riefen die Bürger hervor zum Morde der de Witt. Bald sammelte sich ein Pöbelhaufe vor dem Gefängnisse; zwar schickte die städtische Obrigkeit Reiter und Bürgerschützen zur Deckung desselben hin; aber es erhob sich ein Gerücht, daß Bauernhaufen aus der Umgegend eine Plünderung der Stadt beabsichtigten. Die Reiterei ward abberufen und im Abziehen sprach der Anführer, ein Graf Tilly: „Ich werde gehorchen, aber nun ist es um die de Witt geschehen.“ Er hatte Recht, doch sie fielen nicht von der Hand des Pöbels allein, sondern die zu ihrem Schutze aufgestellten Bürgerschützen gaben ihre Waffen her zur Erstürmung des Thores, oder bedienten sich ihrer selbst und holten die beiden Unglücklichen unter Schlägen hervor. Mit festem Muthe und unerschrockenem Blicke traten die beiden Männer, die an Seelengröße keinem der Helden des Alterthums weichen, unter Schmähungen und Beleidigungen aus dem engen Kerker, schritten durch den Gang des Gefängnisses, stiegen dann die Treppe hinab zum Thore, wo ihrer die blutgierige Menge harrte. Dort versuchten sie zu sprechen; aber in wenigen Sekunden hatten Kolbenschläge, Stiche und Stöße ihrem Leben ein Ende gemacht. So grimmig wüthete die Gier nach ihrem Blute, daß die Mörder sich selber unter einander verletzten. Die That geschah um 5 Uhr Nachmittags und den Abend hindurch trieben die Buben mit den Gliedern der Ermordeten ein grauenvolles Spiel, bis spät in der Nacht treue Freunde es wagten, die Ueberreste der Leichen vom Schandpfahl zu nehmen.

Diese That ist geschehen nicht vom Pöbel allein, sondern von angesehenen Bürgern mit ihm und schwer lastet auf den Generalstaaten selber, auf den städtischen Behörden der Vorwurf, daß sie also geschehen konnte. Ja die Geschichte darf nicht verschweigen, daß selbst der ruhmvolle, um bürgerliche Freiheit so verdiente Prinz Wilhelm von Oranien dem Wund-

arzte Tichelaar ein Jahrgeld aussetzte. Dennoch ist dieser später in Elend und Dürftigkeit verkommen. Es wird ferner nach glaubhaften Berichten erzählt, daß der Admirallieutenant Tromp dem Schauspiel des Grauens und Entsetzens zugesehen hat. Um das Maß des Gräßlichen noch zu häufen, wies ein Prediger, der früher von Cornelius de Witt Gunst genossen hatte, die fliehende und Schutz flehende Wittwe von seiner Thüre. Es war ein Tag blutig roth in der Geschichte der Niederlande, den aller standhafter Widerstand dieses Krieges gegen die Könige von Frankreich und England nicht hinwegzuwaschen vermag; denn die Mörder gingen trotz der Bereitwilligkeit der Stände von Holland zur Untersuchung völlig straflos aus. Ja man wagte es nicht, die That zu mißbilligen, aus Furcht für einen Mitschuldigen des Verraths an Frankreich gehalten zu werden, der niemals erwiesen ist und nicht erwiesen werden kann.

Unter den Wenigen aber, die offen ihre Stimme zur Mißbilligung des schaudervollen Ereignisses erhoben, war der Admiral de Ruiter. Als die Nachricht des Geschehenen auf die Flotte kam, sprach er zu seinen Befehlshabern: „Es ist tief schmerzlich, daß man die Herren so ermordet hat. Sind sie des Verraths oder des Komplots mit einem Wundarzte zur Ermordung seiner Hoheit, des Prinzen, schuldig: so mußte man sie vor den ordentlichen Richter stellen und ihnen die Todesstrafe zuerkennen: das hätte zur Ehre des Staates und des Rechts gereicht. Nun aber hat das rasende Volk sie ermordet. Gott schütze unser theures Vaterland vor weiterem Unglück!" Daß ein solches Urtheil in jener Zeit ein Wagniß war, werden wir bald ersehen. Beide Männer hatten je zu zwei verschiedenen Malen als Bevollmächtigte der Generalstaaten über de Ruiter selber geboten und waren nun eines so elendes Todes gestorben: diesen traurigen Gedanken konnte der alte Mann lange nicht überwinden und der schnelle Wechsel menschlicher Schicksale beugte ihn tief danieder.

Die Parteiwuth in fast allen holländischen Städten war

mit dem Untergange der Brüder de Witt noch nicht zufrieden, sondern forderte auch die Amtsentsetzung aller ihrer Anhänger als Verräther. Auf das Andringen vieler Bürger in den einzelnen Städten mußten die Stände von Holland dem Prinzen Statthalter das Recht einräumen, die Rathskollegien der Städte zu säubern und für die Ausgestoßenen seine Anhänger wieder einzusetzen. Doch sprachen die Stände ausdrücklich dabei aus, daß es nur für dies Mal und unbeschadet der Privilegien des Landes geschehe. Auch den Admiral de Ruiter traf diese Ungunst des Volkes. Es vergaß aller seiner dem Vaterlande so treu geleisteten Dienste; denn er selbst war ja auch durch die Befürwortung des Rathspensionärs Johann de Witt zu seiner Stelle erhoben und hatte sich freimüthig über die Parteileidenschaft gegen denselben geäußert: deshalb erhob sich auch gegen ihn die Stimme der Rasenden: er sei treulos und habe die Flotte des Landes verrathen und verkauft. Am 6. September rotteten sich zu Amsterdam, bis in dessen Nähe damals die Franzosen vorgedrungen waren, einige Schaaren zusammen, hier freilich nicht Bürger, sondern nur Pöbelhaufen und darunter viele Weiber, deren Männer auf der Flotte dienten; denn diese war nun seit länger als sieben Monaten in See und auch die Matrosen waren landsiech, wie man es nannte, sie sehnten sich heim und die Schuld ihres Nichtheimkehrens mußte nach ihrer und ihrer Weiber Meinung der Admiral tragen. Wie rasend liefen diese Rotten nach der Außenseite (de buitenkant) von Waalseiland, wo der Admiral seine Wohnung hatte. In derselben waren nur seine Gattin, seine Tochter und eine Verwandte mit zwei Dienstmädchen ohne allen männlichen Schutz. Der Haufe kam heran wie ein Sommersturm, der die Seeleute überrascht; denn um ein Uhr Mittags beim Schluß der Börse war die Straße noch menschenleer und wenige Minuten nachher standen Männer und Weiber dichtgedrängt und Kopf an Kopf. Einzelne Stimmen riefen aus der Menge: „Laßt uns das Haus plündern;" jedoch noch wagte Keiner Hand an die That zu legen.

In dieser Noth schickte die Frau des Admirals zu einem nur zwei Häuser entfernt wohnenden Verwandten, dem Kaufmann Wessel Smit, der Kommandant eines Fähnleins der Bürgerschützen war, und ließ ihn um seine Hülfe ersuchen. Er trat auf die Außentreppe seines Hauses und fragte das dort versammelte Volk, das auch vor seinem Hause stand, was es da wollte. Sofort erhielt er die Antwort: „Ihr dicker Schuft, kommt nur herunter, wir wollen mit euch auf de Wittsche Weise verfahren.“ Ruhig erwiderte er: „Ihr mögt es thun, wenn ich es verdient habe, aber sonst nicht.“ Während Andere ihm zuriefen, daß sie Nichts gegen ihn im Sinne hätten, stieg er nieder und schritt durch die Menge auf de Ruiters Haus zu. Dort gebot er, daß man nicht die mindeste Furcht zeigen, vielmehr Thür und Fenster unverschlossen lassen solle. Er selber begab sich schnell zum Hause seines Fähnrichs und, da keine Trommel zur Hand war, ließ er die Bürgerschützen seiner Kompagnie eiligst durch die Dienstboten aufrufen. Dann steckte er selber die Fahne auf der Außentreppe des Fähnrichs aus und erwiderte dem darüber schreienden und lärmenden Volke, daß die Reihe der Wache an seinem Fähnlein sei und er sich vorbereiten müsse. Von da aus setzte er durch seinen Lieutenant auch den Stadtrath in Kenntniß und ersuchte um schleunige Hülfe durch einige Reiter.

Nach diesen Anordnungen begab sich Smit an das Haus des Admirals zurück, wo der Andrang immer mehr zunahm; aber es fehlte an einem Führer, der es wagte, den ersten Stein aufzuheben oder den ersten Schlag zu thun. Ruhig wandte sich Smit wieder zu dem Haufen und suchte durch Gespräche und Reden ihn einstweilen hinzuhalten. Auf seine Frage, was denn der Admiral verbrochen habe, schrieen Viele durcheinander: „Der Admiral, der Schelm, hat die Landesflotte an die Franzosen verkauft und will sie in ihre Hände überliefern.“ Die Weiber setzten hinzu: „Er hat die Flotte verrathen und bekommt für jeden unserer armen Männer einen Dukaten.“ Andere wieder schrieen: „Wir haben ihn vor einigen Tagen

an Händen und Füßen gebunden in den Haag einbringen sehen.“ Die Gattin de Ruiters ward darüber bestürzt und sprach zu Smit: „Wie sollte das möglich sein? Ich habe heute einen gestern geschriebenen Brief von ihm empfangen, in welchem er mir meldet, daß er in einigen Tagen die feindliche Flotte zu treffen und mit ihr zu kämpfen hoffe.“ Smit bat sie den Brief sogleich dem Pöbel zu überliefern, damit durch das Lesen und Reden über denselben einige Zeit gewonnen würde. Sie folgte seinem Rathe und er wendete sich wieder an den Haufen mit der Frage: ob Niemand unter ihnen die Handschrift des Admirals kenne. Als einige Stimmen riefen, daß sie sie genau kennten, sprach er: „So lest diesen Brief und sagt selber, ob er verhaftet ist oder nicht.“ Nach dem Lesen des Briefes erhob sich ein Zwist; denn Viele wurden umgestimmt und sagten, es seien Schelme, die dem Admiral Solches nachsagten.

Durch das Hin- und Widerreden war inzwischen eine halbe Stunde Zeit gewonnen und es standen vor dem unfern gelegenen Hause des Fähnrichs zwölf bis vierzehn Bürgerschützen versammelt, als Smit über sein Verhoffen fast seine ganze Kompagnie in Wehr und Waffen von der Brücke bei den westindischen Packhäusern herankommen sah. Einige Stimmen aus dem Pöbel riefen: „Wozu das? Was sollen die?“ Smit, noch immer vorsichtig, entgegnete: „Ich habe heute Nacht die Wache an einer sehr gefährlichen Stelle, wo die Franzosen leicht einen Angriff machen können: deshalb versammele ich meine Kompagnie so früh, um bei Zeiten da zu sein.“ Dann aber trat er langsam bei Seite und besprach sich schnell mit seinem Fähnrich und den Unteroffizieren. Er besetzte die unfern gelegene neue Schifferstraße mit drei Gliedern seiner Bürgerschützen, ließ die Gewehre laden und gab dem Sergeanten Befehl, beim Andringen des Pöbels scharf zu schießen. Mit der übrigen noch zweihundert Mann starken Kompagnie, die sich gern bereit erklärte ihm zu folgen, drang er in geschlossenen Gliedern zum Hause des Admirals vor.

Mit Schlägen und Stößen trieb er die Rotten vor sich her; aber vor seinem eigenen Hause blieben sie stehen und ließen sich nicht weiter jagen. Er befahl zu laden und als der Pöbel auch da nicht weichen wollte, ließ er die Musketiere sich fertig machen und die Pikenträger ihre Piken fällen. Das brachte einige Furcht unter die Menge, und, als nun wieder das Kommando zum Vorwärts erscholl, drängten sie langsam zurück, jedoch viele warteten so lange, bis die Piken ihre Brust berührten. So gelangten sie bis zum Hause des Admirals vorbei.

In diesem Augenblick kam durch einen glücklichen Zufall eine bewaffnete Tjalk mit sechs kleinen Geschützen besetzt heran und wollte vorbeifahren, mußte aber wegen der Menge der Schüten, die dort lagen, eine Weile still halten. Smit rief sofort den Kapitän an, ob er nicht dem Admiral de Ruiter einen Dienst erweisen wollte. Er war willfährig, die sechs Kanonen wurden mit Schrot geladen und alle nach der Straßenseite hin gerichtet. Die gähnenden Mündungen verursachten großen Schrecken unter dem Haufen, von dem Viele selber nicht recht wußten, was sie eigentlich wollten, und ohne bestimmte Absicht die Sache nur mitmachten; aber nun kamen noch auf Sendung der Bürgermeister achtzehn städtische Reiter heran und säuberten die Straße in kurzer Frist ohne Blutvergießen. Inzwischen waren mehre Kompagnien der Bürgerschützen in die Waffen getreten und man befand für gut, daß jede der vier Brücken, die auf Waalseiland führten, mit einer Kompagnie besetzt wurde. Der Pöbel mußte die Insel gänzlich verlassen; dennoch blieb die bewaffnete Tjalk auch nachher noch vier bis fünf Tage vor dem Hause des Admirals liegen. Trotz aller aufgewendeten Sorgfalt konnte man den Urheber des Tumults nicht ermitteln: dagegen erfand es sich, daß schon am Sonntag, zwei Tage vorher, zu Rotterdam das Gerücht umlief, de Ruiters Haus in Amsterdam sei geplündert oder solle geplündert werden.

Der Admiral, der gerade damals zu jeder Zeit und

Stunde gefaßt sein mußte, Blut und Leben gegen die Feinde seines Vaterlandes zu opfern, ward durch diese Nachricht von der schreienden Undankbarkeit seiner Landsleute nicht wenig bestürzt. Dann aber faßte er sich und sprach: „Es thut mir leid, daß es in meinem Vaterlande Menschen giebt, die Solches von mir glauben können.“ Die Sorge für seine Frau, seine Kinder und sein Eigenthum bewog ihn sofort sich an den Statthalter zu wenden und ihn um einen besonderen Schutz, Salvegarde, zu bitten, die ihm der Prinz, damals auch mehren Anderen, zukommen ließ. Doch Wilhelm war dem Wunsche zuvorgekommen und hatte der Frau des Admirals ein Schreiben des gewünschten Inhalts zustellen lassen. Am selben Tage, wo de Ruiter die Kunde von dem Andrange des Pöbels gegen sein Haus empfing, trafen auch Nachrichten ein, daß man die feindliche Flotte erwarten könne, und trotz dieser Unsicherheit um das Loos der Seinen machte sich de Ruiter auf den Weg ihr entgegen. Er fand sie nicht; aber neue Verdrießlichkeiten fügten sich zu seinen Besorgnissen. Die Flotte war mit Lebensmitteln so schlecht versehen, daß de Ruiter sich nach einigen Tagen, am 17. September, genöthigt sah, den Generalstaaten zu rathen, sie möchten die Flotte heimrufen und auflegen; denn zu einem ordentlichen Seetreffen scheine es doch nicht mehr kommen zu sollen. Am 19. fiel der Beschluß des Kriegsraths einstimmig dahin aus, einen Theil der von Lebensmitteln fast ganz entblößten Flotte nach Vlissingen zu senden, weil die Matrosen aus Mangel an zureichender Nahrung meuterisch zu werden drohten. Aber auch die Generalstaaten fanden sich bewogen auf die letzte Vorstellung de Ruiters einzugehen: sie befahlen, daß nur eine kleine Anzahl Fregatten und Brander die Seehäfen bewachen, die ganze andere Flotte dagegen binnen gebracht und abgetakelt werden sollte.

Sobald de Ruiter am 23. September zu Amsterdam seinen Fuß ans Land setzte, trat ein angesehener Mann der Stadt zu ihm und fragte, wo doch seine Vorsicht geblieben

sei, daß er einen solchen Brief zu Gunsten des Altbürgermeisters von Dortrecht, Cornelius de Witt, von der Flotte aus an die Stände von Holland habe richten können. De Ruiter merkte sofort, worauf diese Worte zielten; aber er erwiderte unumwunden: „Wenn es also in meinem Vaterlande bestellt ist, daß man die Wahrheit nicht mehr sagen darf, so sieht es traurig aus. Allein das soll mich nicht hindern, und ich will die Wahrheit reden, so lange noch meine Augen offen stehen.“ In Amsterdam stattete er vor den Ständen von Holland und nachher vor den Generalstaaten Bericht ab, und empfing, wie immer, den Dank des Vaterlandes für seine bewiesene Tapferkeit und Umsicht. Als er dann auch zum Prinzen ins Lager kam und nach seinem Bericht schon von diesem die Erlaubniß empfangen hatte sich nach Amsterdam zurück zu begeben, erhoben sich wieder beunruhigende Gerüchte von einer beabsichtigten Landung des Feindes. Sofort reiste de Ruiter zurück nach Helvoetsluis, um wieder in See zu stechen. Er fand die seeländischen Städte in großer Aufregung, weil man stündlich den Feind herankommen zu sehen vermeinte; aber die Nachrichten erwiesen sich bald als blindes Gerücht. Die Bestürzung war so groß, daß die Niederländer einmal sogar zwei seeländische Kaper, die mit sieben reichen Prisen heimkehrten, für eine feindliche Kriegsflotte ansahen. De Ruiter schied in der Mitte Octobers 1672 zum zweiten Male von der Flotte und begab sich nach Amsterdam.

Der fast unerklärliche Haß seiner Feinde aber war noch nicht gestillt und brachte ihn, der so vielen Stürmen und Bedrängnissen entgangen, bald hernach in seinem eigenen Hause in die höchste Gefahr. Eines Morgens kam ein unbekannter Mann an sein Haus, drang nach einigem Klopfen mit einem großen Brote und einem Messer in der Hand ins Vorderhaus ein und rief mehrmals: „Wo ist Michiel de Ruiter?“ Man fragte ihn nach seinem Begehr; aber er erwiderte nur mit seinem Rufe: „Wo ist Michiel de Ruiter? Ich muß Michiel de Ruiter sprechen.“ Während die Hausgenossen

sich mit ärgerlichen Worten über diese plumpe Ungeschliffenheit des Menschen äußerten, trat der Admiral selber, der das Rufen gehört hatte, aus einer Seitenthür hervor, um zu sehen was es gäbe. Aber der fremde Mann wartete weder eine Frage, noch eine Antwort ab, sondern stürzte sich wie wahnsinnig auf den Admiral, um ihn mit seinem Messer zu durchstechen. De Ruiters Leben war in höchster Gefahr, als sein nahestehender Diener mit raschem Sprunge eine kleine Leiter zwischen ihn und den Verbrecher warf, wodurch der Arm desselben abgelenkt wurde und der Stoß fehl ging. Er wagte keinen zweiten, sondern eilte davon und in der allgemeinen Bestürzung dachte Niemand eher daran ihn festzuhalten, als er schon aus der Hausthür entkommen war. Auf der Straße aber sah man ihn nicht mehr, die Diener der Gerechtigkeit vermochten nicht ihn ausfindig zu machen und alle anderen Nachforschungen brachten auch nicht das mindeste Licht auf diese dunkle Begebenheit.

Achtzehntes Kapitel.

De Ruiters Thätigkeit im Anfang des Seekrieges im Jahre 1673.

Der Sturz des Rathspensionärs Johann de Witt, der viele Jahre lang die Geschicke der Niederlande geleitet hatte, war ein trauriges Beispiel des Wechsels menschlicher Größe; aber dem Lande gereichte die Erhebung des jungen Prinzen Wilhelm von Oranien zum Heile. Er wußte die Gefahr vor den Eroberungsentwürfen des französischen Königs den anderen Mächten so drohend darzustellen, daß der Kurfürst von Brandenburg und der deutsche Kaiser sich schon im Sommer 1672 mit ihm zur Aufrechthaltung der drei letzten Friedensschlüsse, des westphälischen von 1648, des pyrenäischen von 1659 und des aachener von 1668, mit gemeinsamer Kraft verbanden. Dazu belebte sein Beispiel den Muth im Lande selbst, er stellte die verfallene Kriegszucht wieder her und verstärkte das Landheer. Zwar blieben die Franzosen und ihre Verbündeten erst noch im Besitze der drei eroberten Provinzen Geldern, Overyssel und Utrecht; aber von Gröningen mußte der räuberische Bischof Bernhard van Galen mit schwerem Verluste wieder abziehen und jeglicher Angriff der Franzosen auf die reiche Provinz Holland ward vereitelt durch die hülfreichen Ströme, welche nach dem Durchstich der Deiche das Land in einen See verwandelten. Wie in den uralten Zeiten, wo noch die

Hand des Menschen den Kampf nicht wagte mit der übermächtigen Gewalt der Wellen, rollten da die Wogen wieder über das Land, das sie selber geschaffen; ja die Bollwerke der Menschen gegen sie wehrten ihnen nun selber das Land wieder zu verlassen; denn es galt in diesen Zeiten der Wahlspruch: besser ein verdorbenes als ein verlorenes Land. Inselartig schauten die auf Höhen gelegenen Städte und Dörfer aus diesem allgemeinen Meere hervor. Das niederländische Heer reichte hin, die wenigen übrig gebliebenen Wege zu besetzen und die Feinde dort zurückzuschlagen. Zwar erneuerten die hochgepriesenen Feldherrn Ludwigs, Turenne und Luxemburg, in ihrem Unmuthe die Zeiten Attilas; aber am selben Tage, wo dieser mitten im Winter zwei große schöne holländische Dörfer verbrannte und die unglücklichen Einwohner seinen Horden preis gab, errangen die muthigen Niederländer durch einen kühnen Ueberfall über die gefrorenen Moräste, unter der Führung eines patriotischen Schulmeisters van Tienen, das feste Coeverden wieder und am Schlusse des Jahres 1672 stand die Sache viel günstiger für die Niederlande, als zu Anfang des Krieges.

Zwar gelang es zu Anfang des Jahres 1673 dem Marschall Turenne und dem Bischof von Münster, durch ihre Mordbrennereien im Herzogthume Cleve und den Grafschaften Ravensberg und Mark, in welcher letzteren, wie ein Schriftsteller damaliger Zeit uns erzählt, es nach Turennes Zug leichter war einen Hasen als einen Bauern zu finden, den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Frieden zu zwingen; allein die Heere des deutschen Kaisers unter Montecuculi, des Prinzen Wilhelm Feldherrntalent und im September auch das hinzutretende Bündniß Spaniens vermochten den Franzosen zu Lande das Gleichgewicht zu halten. Zugleich wurde der Krieg zur See lebhafter und mit größerem Erfolge geführt, als im Jahre 1672 und dahin und zum Helden desselben führt uns wieder der Faden unserer Erzählung.

De Ruiter hatte dies Mal auch während des Winters

keine Ruhe. Wegen des im December heftig eintretenden Frostes fürchteten die Stände von Holland und der Rath von Amsterdam einen Zug der Franzosen über das Eis auf diese Stadt, und bewaffneten deshalb außer den Bürgern und Soldaten auch eine große Anzahl von Matrosen. Sie übertrugen dem Admiral den Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Mannschaft am Y und der Waalkante. Willig nahm er den Auftrag an und war unermüdlich thätig in diesem Dienste, der jedoch keine besonderen Gefahren mit sich brachte. Man versuchte einige Male die Franzosen in den eroberten Städten anzugreifen, und unter den Führern dieser Truppen, die meist aus Matrosenkompagnien bestanden, hatte auch der Kapitän Engel de Ruiter einen ehrenvollen Posten; doch es ward nichts Erhebliches ausgerichtet.

Als die Witterung wärmer wurde und das Eis vor der Märzsonne aufthaute, kamen Nachrichten aus England, die wieder einen heftigen Kampf in Aussicht stellten. Im Anfange des Februars 1673 berief der König Karl II. ein Parlament und forderte Geldmittel zur Fortsetzung des Krieges gegen die Niederlande. Der Kanzler, Graf Shaftesbury, äußerte sich dahin, daß durch Wunder von Stürmen und Unwetter im verwichenen Jahre die ostindische Flotte der Niederländer wohlbehalten in den Hafen gelangt und eben so ihre Küsten beschützt seien; aber die Generalstaaten seien Englands geschworene Feinde, sowohl um ihres Vortheils willen, als aus Neigung und Natur: deshalb wiederholte er über sie das traurig berühmte Wort jenes Römers Cato, der selbst das Dasein des überwundenen und fast unschädlich gemachten Feindes nicht ertrug: Carthago est delenda, Carthago muß zerstört werden. Das englische Parlament fügte sich dem Willen des Königs und bewilligte ihm siebzigtausend Pfund Sterling monatlich für anderthalb Jahr. In Folge dessen wurden die Rüstungen eifrig erneut: der Prinz Robert erhielt als Admiral der rothen Flagge den Oberbefehl, Eduard Spragh das Kommando der blauen Flagge, die Führung der weißen ward,

wie im Jahre vorher, dem französischen Grafen d'Estrées überlassen.

Aber auch die Generalstaaten beschlossen eine gleich starke Flotte, wie zu Anfang 1672, unter Anführung de Ruiters in See zu bringen. Der Admiral bat das Versprechen der Belohnungen für ruhmreiche Thaten durch öffentliche Anschläge zu erneuern und seinem Gesuche ward gern willfahrt. Der Prinz Wilhelm forderte ihn durch ein vertrauliches Schreiben auf, die Liste der zu Befehlshabern bestimmten Offiziere einzusehen und seine Bemerkungen dazu zu machen, im Fall ihm einer derselben nicht wohl tauglich erschiene; allein mit de Ruiters Sinne vertrug sich ein solcher Auftrag wenig und er erwiderte, daß er freilich alle wohl kenne und wisse, daß ihre Befähigung und ihr Charakter sehr verschieden seien; aber dennoch keinen angeben könne, der entfernt zu werden verdiene. Dessenungeachtet strich der Statthalter fünf Namen der zu Kapitänen bestimmten Offiziere aus. Auch der allezeit dem oranischen Hause ergebene Admirallieutenant Tromp trug dem Statthalter seine Wünsche vor, wieder Dienste zu nehmen, doch dieser verlangte vorher, daß er sich mit de Ruiter aussöhne. Tromp war dazu bereit, und nachdem der Prinz dem Admiral de Ruiter versichert hatte, daß Tromp seinen Befehlen stets willig nachkommen würde, reichten die beiden ersten Seehelden des Landes sich in seiner Gegenwart die Hand und gelobten sich im Dienste des Vaterlandes treue und brüderliche Freundschaft.

Im Mai stach de Ruiter mit den Kriegsschiffen unter der Admiralität von Rotterdam in See und stellte seinen Kurs auf die Wielingen, wo bald die andere Abtheilung aus den nördlichern Häfen zu ihm stieß, so daß die Flotte in Allem zwei und siebzig Segel stark war. Sie führte sechs oder sieben schwer mit Ballast beladene Fahrzeuge mit sich, welche man nach dem Plane des Statthalters in dem Fahrwasser der Themse versenken wollte, um diese ungangbar zu machen und so dem Feinde einen schweren Schaden zuzufügen.

Das erste Geschwader führte de Ruiter selbst auf seinem Schiffe „die sieben Provinzen" mit achtzig Kanonen, das zweite der Admirallieutenant van Nes. Die seeländischen Schiffe waren noch nicht ausgelaufen; dennoch beschloß de Ruiter mit seinem Kriegsrathe auch so nach der Themse hinüberzusegeln und baldmöglichst die zur Versenkung bestimmten Schiffe anzubringen. Am Ausgange des Königstiefes warf die Flotte die Anker und jene Fahrzeuge wurden unter Bedeckung anderer stromaufwärts geschickt, um in den Mittelgründen ihr Vorhaben ins Werk zu richten. Aber ein dicker Nebel umringte sie, so daß sie es nicht wagten vorwärts zu dringen und zugleich kamen ungünstige Nachrichten über die stromabwärts fahrende englische Flotte. Auch erhielt de Ruiter Kunde von dem Herannahen der anderen Abtheilungen der englisch-französischen Flotte durch den Kanal, und hielt es unter solchen Umständen nicht für zweckmäßig, an der englischen Küste zu verweilen, sondern befahl wieder nach Schoonevelt zurückzusegeln und dort die noch ausgebliebenen Schiffe zu erwarten.

Es war schwer die Bemannung für die seeländischen Schiffe zusammenzubringen, weil der lange Seedienst des vorigen Jahres die Matrosen zurückgeschreckt hatte. Deshalb ließ der Statthalter bei de Ruiter anfragen, ob es nicht zweckmäßig sei, von den Seeleuten der stark bemannten holländischen Flotte einen Theil auf die seeländischen Schiffe abzugeben. Aber de Ruiter und der ganze Kriegsrath erklärten sich einstimmig gegen diesen Vorschlag; denn sie wollten lieber mit einer kleineren Anzahl wohlbemannter Schiffe den Kampf unternehmen, als mit einer größeren Macht kaum nothdürftig ausgerüsteter Schiffe, die in solchem Falle eher zur Beschwerde als zur Hülfe gereichen würden. In diesen Tagen kamen auch die seeländischen Schiffe nach, und nun ward die ganze Flotte in drei Geschwader vertheilt, deren erstes de Ruiter selbst und unter ihm der Admirallieutenant van Nes führte, das zweite der Admirallieutenant Bankert, das dritte der Admirallieutenant Tromp. Bis zur Ankunft des letzteren führte van

Nes sein Geschwader. De Ruiter befahl, daß das Geschwader unter Bankert vor dem Winde den rechten Flügel an Steuerbordseite des Hauptgeschwaders, dasjenige unter Tromp den linken Flügel an Backbordseite des Hauptgeschwaders bilden solle. Dies galt jedoch nur vor dem Winde; bei dem Winde dagegen solle Bankert vorausſegeln, das Hauptgeschwader in der Mitte, Tromp mit seinen Schiffen die Nachhut ausmachen. Jedem Geschwader ward die Weisung gegeben, sich in drei Divisionen abzutheilen und aus jeder derselben einige Fregatten nur zu der Absicht erwählen, damit sie im Falle des Brandes oder Sinkens eines Schiffes die Mannschaft retteten. Desgleichen wurden bestimmte Vorschriften gegeben, je nachdem man den Feind luvwärts oder leywärts erblicke, je nachdem man über Backbord oder Steuerbord segeln würde.

Bevor die Flotte von Schoonevelt aus wieder unter Segel ging, erhielt de Ruiter am 24. Mai noch ein Schreiben vom Statthalter, in welchem dieser sein Bedauern ausdrückte, daß er nicht selber noch vor der Abfahrt auf die Flotte kommen und sie besichtigen könne. Er bat de Ruiter nochmals Alle zur strengen Pflichterfüllung gegen das Vaterland zu ermahnen und warnend darauf hinzuweisen, daß für den Feigling kein Ort gefährlicher sein würde, als der Hafen des eigenen Vaterlandes. Als de Ruiter seinen Befehlshabern diesen Brief mittheilte, gefiel ihnen kein Ausdruck so wohl, wie dieser letzte, und Alle nahmen sich vor ihn ihrer Mannschaft nachdrücklich vorzuhalten, aber von der andern Seite sie auch auf die erneuten Versprechungen des Prinzen für ruhmreiche Thaten hinzuweisen. Einige Tage hernach, am 28. Mai, kam der Admirallieutenant Tromp mit noch sechs Schiffen heran, fuhr aus Achtung vor der Admiralsflagge de Ruiters hinten um das Schiff „die sieben Provinzen" her und stieg zu ihm an Bord. Es war die erste freundliche Zusammenkunft seit sieben Jahren und beide Männer legten in ihrem Begegnen eine unverstellte Herzlichkeit gegen einander dar, so daß dadurch die Gemüther aller Seeleute mit der

Hoffnung des Sieges erfüllt wurden. Am selben Tage erhielt de Ruiter ein neues Schreiben von dem Prinzen Statthalter, daß Tromp ihm nochmals Treue und Gehorsam gegen die Befehle de Ruiters gelobt habe und daß er nicht zweifle, daß derselbe seinem Worte eifrig nachkommen werde.

Am 30. Mai fuhren die Herren Lodestein und de Wildt als Bevollmächtigte des Prinzen und der Generalstaaten zu de Ruiter an Bord und ließen den Kriegsrath berufen, um die Stimmen aller einzelnen Kapitäne zu vernehmen, wo man am zweckmäßigsten den Feind angreifen oder erwarten wolle. Die Stimmen Aller einigten sich dahin, daß der gegenwärtige Ankerplatz unweit Schooneveld der geeignetste Ort dazu sei. Nach diesem Beschluß blieben die Bevollmächtigten bei de Ruiter zum Mittagsessen und Jedermann erfreute sich auch hier wieder über das freundliche Einverständniß zwischen de Ruiter und Tromp. Ebenso lud dieser den Admiral und die anderen Befehlshaber zu sich ein; doch das Mahl ward bald unterbrochen durch die Nachricht von dem Herannahen der Feinde. Die Außenwachten hatten die ganze vereinigte Flotte, wie sie meinten, etwa hundert zwanzig bis hundert dreißig Segel stark im Anzuge erblickt und nicht lange nachher sah man von den niederländischen Schiffen aus auch die feindlichen Vorposten und von den Stengen aus ihre ganze Macht.

Am folgenden Morgen, den 2. Juni, sah man die Feinde im Westen luftwärts vor Anker liegen; aber die Windstille hinderte beide Flotten an einander zu kommen. Man konnte auf den niederländischen Schiffen erkennen, daß die volle Stärke des Feindes etwas über hundert und vierzig Segel betrüge. Die folgenden Tage hindurch wüthete ein Sturm und auf beiden Seiten verloren viele Schiffe ihre Anker und Kabeltaue. Während desselben ließ de Ruiter auf seinem Schiffe das Abendmahl austheilen, damit die Mannschaft in ernstem Sinne und in dem Gedanken des vielleicht bald nahenden Endes zum Kampfe ginge. Er ließ bei allen Kapitänen anfragen, ob sie bei ihrer Meinung beharrten, das Treffen

dort vor Schoonevelt zu liefern, und erhielt von Allen eine bejahende Antwort. Als die Sonne am 7. Juni, dem Jahrestage des Treffens bei Soulsbay, klar und unbewölkt emporstieg, berief de Ruiter den Kriegsrath zu sich an Bord und sie beschlossen sich fertig zu machen, um beim ersten Zeichen des Herannahens der Feinde die Anker zu lichten und mit der Ebbe sich gegen sie treiben zu lassen. Aber die Mitglieder des Kriegsrathes waren noch nicht alle wieder abgefahren, als man schon die vereinigte französisch-englische Schlachtordnung in Gestalt eines halben Mondes herannahen sah. Der Wind lief mit Marssegelskühlte Westnordwest, so daß die Feinde die Luffseite hatten. So weit man sehen konnte, war das Meer bedeckt mit ihren Schiffen, unter denen zwischen achtzig und neunzig große Kriegsschiffe waren. Die niederländische Flotte dagegen bestand aus zwei und fünfzig großen Schiffen, zwölf Fregatten, vierzehn Advisjachten und fünf und zwanzig Brandern. Von Friesland war nicht ein einziges Schiff da, weil wegen der Kriegsnoth zu Lande dort die Ausrüstung zur See ins Stocken gerathen war. Die holländischen Matrosen nannten im Vergleich zu der feindlichen Macht die ihrige das kleine Häufchen (het kleen hoopken), welcher Name ihr nachher verblieb und unter den Seeleuten fast sprichwörtlich wurde. Dessenungeachtet entsank ihnen der Muth nicht und ein niederländischer Schriftsteller sagt, daß sie auch nach der Weise ihrer Vorfahren der alten Bataver, der Nachkommen der Katten, sich mehr auf den Kriegsobersten, als auf das Heer verließen. Als auch auf de Ruiters Schiffe von der überlegenen Macht der Feinde gesprochen wurde, erwiderte er: „Weil unsere Flotte so klein ist, habe ich um so größere Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang: nicht wegen unserer Macht, sondern im Vertrauen auf die göttliche Hülfe.“

Die Befehlshaber der verbündeten Flotte waren der Meinung, daß die schwächeren Niederländer vor dem Kampfe sich zwischen die Sandbänke und von da nach Vlissingen zurückziehen würden: deshalb schickten sie fünf und dreißig leichte

Fregatten mit zehn Brandern dahin, um jenen den Rückweg abzuschneiden. Aber diese Sorge war unnöthig. Der Prinz Robert als Admiral der rothen Flagge führte diesmal die Vorhut, d'Estrées mit der weißen Flagge bildete das Mitteltreffen, Spragh die Nachhut. Von der niederländischen Seite dagegen befehligte nun Tromp die Vorhut, de Ruiter führte das Mitteltreffen, Bankert die Nachhut. Die zum Abschneiden des Rückzuges vorausgeschickten Fregatten hörte man aus weiter Ferne, wo ihnen kein Feind entgegenstand, unablässig kanoniren, als wollten sie den Niederländern Schrecken einjagen; aber die Matrosen lachten darüber und meinten: „Daß diese Leute Furcht haben, sieht man daraus, daß sie schießen, ehe sie treffen können."

Zuerst gerieth Tromp mit der weißen Flagge unter d'Estrées ins Gefecht und bemühte sich eifrigst ihm den Wind abzugewinnen. De Ruiter kam erst eine Stunde später in den Kampf und strebte danach, ebenso wie Bankert an seiner Seite, mitten durch die feindlichen Flotten hindurchzusegeln. Ihm gelang dies besser als Bankert; denn vor dem heftigen Schießen seines Schiffes wandten sich die Feinde zurück, so daß er lächelnd zu den Seinigen sprach: „Es scheint, daß sie vor den sieben Provinzen doch noch einigen Respekt bewahrt haben." Bankert dagegen kam in Bedrängniß, weil auf seinem Schiffe die Vorstenge und das große Marssegel abgeschossen wurde; doch de Ruiter entsetzte ihn sofort und beide liefen nun durch die feindliche Flotte, wodurch diese so in Unordnung gerieth, daß einige Schiffe abgeschnitten wurden.

Dadurch waren beide auch über den Wind gekommen und die Gelegenheit zum Nehmen der abgeschnittenen Schiffe war äußerst günstig; aber de Ruiter besann sich noch zu rechter Zeit, daß er seit mehren Stunden keine Nachricht von Tromp hätte und dieser vielleicht von den Feinden umzingelt wäre: dann würde dieser Verlust größer sein, als jener Gewinn. Deshalb sprach er zu den Seinen: „Es ist besser

Freunden helfen, als Feinde vernichten," und stellte seinen Kurs nordwärts.

Dies geschah mit solcher Ordnung und Gewandtheit, daß die Feinde sich darüber zum Höchsten verwunderten und meinten, daß eine solche Wiedervereinigung und Führung der Geschwader nur de Ruiter gelingen könne. Dennoch wurde es sechs Uhr Abends, ehe er Tromp erreichte, der von den beiden andern feindlichen Geschwadern rings eingeschlossen lag und seine Leute nur dadurch noch hatte ermuthigen können, daß er ihnen die Ankunft de Ruiters und den Entsatz durch ihn als gewiß vorgestellt hatte. Als der Admiral nun wirklich herankam, rief Tromp frohlockend aus: „Seht Leute, ich habe es euch ja gesagt, da ist der Großvater und will uns helfen. Wahrlich, ich will ihn auch nicht wieder verlassen, so lange ich athme." De Ruiter zertrennte die Feinde und rettete Tromp aus ihrer gefahrbringenden Nähe; doch fand er, daß dieser schon wieder auf dem dritten Schiffe war, da er das erste und zweite als wehrlos hatte verlassen und hinter die Schlachtlinie schleppen müssen.

Auf niederländischer Seite wurden in diesem Gefechte sechs Brander ohne Nutzen angezündet und verbrannt oder von den Feinden in den Grund gebohrt; jedoch verloren sie kein großes Schiff, während auf der feindlichen Seite etwa vier große Schiffe und in Allem vierzehn Fahrzeuge untergingen. Eine englische Fregatte von fünfzig Kanonen flog in die Luft, ohne daß dem Anscheine nach auch nur ein einziger Mensch davon gerettet wurde. Auch de Ruiter war einmal in großer Gefahr zu verbrennen; aber er ließ sein Schiff noch eben zu rechter Zeit wenden und traf den vorher hinter seinem Spiegel liegenden Brander so glücklich, daß er sank. Die Bemannung rettete sich in die Schaluppe, die erst nicht fort konnte. Schon wollte ein Konstabler sein Geschütz darauf richten, als ihm einer der Matrosen in den Arm fiel und rief: „Das wäre ja ein Mord. Laßt die armen Leute fahren, sie können uns nun ja doch nichts mehr zufügen." Vor

allen Dingen war es zum Verwundern, daß die Niederländer trotz des heftigen Feuers der Feinde aus Kanonen und Musketen so wenig Todte und Verwundete hatten. De Ruiter schrieb dies dem Umstande zu, daß auf der feindlichen Flotte so viele gepreßte und unerfahrene Leute waren. Als die Nacht anbrach und um zehn Uhr Abends die letzten Schüsse verstummten, erhielt der Admiral Bericht über den Zustand der Flotte, die so geringen Schaden erlitten hatte, daß er in die Worte ausbrach: „Gott ist wahrlich auf unserer Seite gewesen. Er hat die Mannschaft und ihre Befehlshaber in dem dichten Kugelregen wunderbarlich behütet.“ Er ankerte mit der Flotte fast auf derselben Stelle, wo das Gefecht begonnen hatte, so daß man Westkapelle etwa vier Meilen ostsüdöstlich erblickte.

Nach dem Treffen erfuhr de Ruiter von einem gefangenen Offizier, daß die englische Flotte sechszig und die französische dreißig Kriegsschiffe stark gewesen sei, von denen das kleinste über fünfzig Kanonen gezählt habe. Die Vertheilung war so geschehen, daß unter den drei Flaggen der Engländer je eine der drei Divisionen aus französischen Schiffen bestanden habe, weil jene besorgt hatten, daß die Franzosen auch dies Mal lieber dem Gefechte zusehen als selbst thätig mit handeln würden. Die Berichte der feindlichen Führer an ihre Höfe wichen in sehr vielen Punkten von einander ab, nur in einem stimmten sie überein, nämlich, daß die niederländische Flotte sich trefflich gehalten und daß besonders de Ruiter seinen alten Ruhm bewährt habe. D'Estrées schrieb an den Minister Colbert, daß er die Thaten und die Führung de Ruiters in diesem Treffen, wenn er sie sich zueignen könnte, gerne mit seinem Leben erkaufen würde.

Am andern Morgen lagen beide Flotten vor Anker, die Niederländer außerhalb der Sandbänke, und nicht, wie Einige nachher behaupteten, innerhalb. Die verbündete Flotte schrieb sich den Sieg zu; allein, wenn man auch nicht den Niederländern einen eigentlichen Sieg beimessen kann, so war doch

so viel gewiß, daß die Feinde mit der Absicht einer Landung in Seeland herbeigekommen waren und daß sie nach diesem Treffen sie nicht wagten. Also hatte de Ruiter den Zweck erreicht, der unter diesen Umständen allein erreichbar schien.

Dieses erkannten die Generalstaaten und der Prinz Wilhelm an und dankten ihm mit lobenden Worten für seine Umsicht und Tapferkeit. Die Stände von Holland baten ihn einige Fregatten, mit Freiwilligen bemannt, die auf Beute fahren wollten, unter seine Flotte aufzunehmen, und zugleich zweihundert französische Gefangene reformirten Glaubens auf die schlechter bemannten Schiffe zu vertheilen. Das erste Anerbieten nahm de Ruiter gern an, das zweite schlug er ab, damit nicht dadurch eine Gelegenheit zum Verrath gegeben würde, oder wenigstens diese Feinde nicht den Seedienst seiner Flotte lernten, um die erlernten Kenntnisse und Uebung nachher zum Verderben des Vaterlandes anzuwenden. Zur selben Zeit dachte man an eine Fortsetzung des Kampfes; allein ein Sturm aus Westsüdwest hinderte jegliches Unternehmen, und man mußte sich darauf beschränken, Alles zu einem zweiten Treffen wieder in guten Stand zu setzen. Während dessen aber geschah ein trauriges Unglück. Das Schiff Deventer unter dem Kapitän Kuilemburg hatte im Treffen viel gelitten und dieser hatte es so mannhaft vertheidigt, daß er, von mehren Seiten zugleich angegriffen und von einem großen englischen Schiffe geentert, die Mannschaft mit großem Verluste in ihr eigenes Schiff zurücktrieb. Nach dem Treffen sollte es zur Ausbesserung heimkehren und de Ruiter gab ihm seinen eigenen Lootsen mit. Aber durch die Unachtsamkeit gerade dieses Mannes strandete es bei mäßigem Winde und von der ganzen Mannschaft retteten nur vier und dreißig das Leben. Auch Kuilemburg selber, der so große Gefahren mannhaft bestanden, kam durch diese viel geringere und bei einiger Vorsicht leicht vermeidliche ums Leben; aber auch der Lootse sühnte seine Nachlässigkeit durch den Tod.

Am fünften Tage nach diesem Treffen war die niederländische Flotte wieder in vollem Stande und de Ruiter theilte dem Kriegsrathe seine Absicht mit, nun selber den Feind anzugreifen und ihm eine zweite Schlacht zu liefern. Sein Vorschlag fand Beifall und ward zum Beschluß erhoben. Der Wind wehte am 14. Juni mit steifer Kühlte aus Nordosten und zwischen eilf und halb zwölf stellte de Ruiter seinen Kurs nordwestlich auf die Feinde. Aber diese wichen ab und erst Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr gelang es Tromp mit der Vorhut an die blaue Flagge unter Spragh zu kommen. De Ruiter griff den Prinzen Robert an und Bankert den Grafen d'Estrées; aber der Wind war so heftig, daß sie die untersten schweren Geschützreihen nicht gebrauchen konnten. Also kämpfend liefen beide Flotten der englischen Küste zu; aber de Ruiter war nicht Willens sich ganz bis an dieselbe zu begeben und blieb mit einbrechender Nacht liegen, obwohl man noch schoß, als die Sterne schon am Himmel funkelten. Am andern Morgen sah er die verbündete Flotte nicht mehr und erfuhr, daß sie sich nach der Themse begeben habe. Obwohl das Gefecht keinen bedeutenden Schaden für beide Theile gehabt hatte, so war doch ohne allem Zweifel der Sieg insoweit den Niederländern zuzuschreiben, als die Feinde aus offener See in ihre Häfen gewichen waren. Ein englischer Schriftsteller jener Zeit sagt darüber: „Zuletzt mußten die Engländer gestehen, daß sie zu ihrer großen Verwunderung erst von den Niederländern gelernt hatten, daß das Pulver derselben kräftiger und ihr Geschütz länger sei. Prinz Robert kehrte nach dem Verlust vieler Menschen und mit vielen beschädigten Schiffen nach der Themse zurück, und de Ruiter, der wegen seines Vortheils vor dem Winde und weil er immer aus der Ferne schoß, nur geringen Schaden erlitten hatte, begab sich wieder auf seinen Posten an der seeländischen Küste. Also führte er den Beweis, daß er zur rechten Zeit den Feind sowohl aufsuchen als vermeiden konnte, und daß er seinen Platz nur verließ, um seinem Feinde die offene Stirn zu zeigen."

Von den Niederländern hörte man nach diesem Treffen die eigenthümliche Erfahrung aussprechen, daß einige englische Kapitäne, die zu anderer Zeit durch ihren Muth sich vor Allen auszeichneten, dies Mal sich so entfernt gehalten hatten, daß man sie gar nicht habe erreichen können. Ja Einigen war es zweifelhaft gewesen, ob wirklich diese Kapitäne an Bord ihrer Schiffe seien, bis genauere Kunde sie davon überzeugt hatte. Aber de Ruiter bestätigte diese Erfahrung des wechselnden Muthes durch ein Beispiel von sich selber und erzählte folgendermaßen: „Vor dem Beginn eines Treffens war ich einmal so kleinmüthig und niedergedrückt, daß ich nicht wußte, wie ich es anfangen sollte die nöthigen Befehle zu geben, und in mir selbst schon Alles verloren gab. In dieser Angst, die auf mir lag, sah ich mich vergebens nach einer Hülfe in mir selbst um: endlich stieg ich nieder in meine Kajüte und dort warf ich mich im Verborgenen auf meine Kniee und flehte zu Gott, daß er zum Heile des Vaterlandes diese Bekümmerniß von mir nehmen möge. Auf mein Gebet wich der Trübsinn von mir: meine Heiterkeit und Klarheit kehrte wieder, ich stand wieder auf, als wäre ich ein anderer Mensch geworden, stieg auf das Verdeck und gab ruhig meine Befehle. Der Sieg jenes Tages war auf unserer Seite."

Nach diesem Treffen sandte der Prinz Statthalter einige Bevollmächtigte zu de Ruiter an Bord, um dem Kriegsrathe seinen Dank auszusprechen und die weiteren Beschlüsse desselben zu vernehmen. Der Kriegsrath bestand damals aus den vier Admirallieutenants: de Ruiter, Bankert, van Nes und Tromp, den Viceadmiralen de Liefde und Sweers, dem Kontreadmiral Jan van Nes (Schulzen bei Nacht) und dem Kommodore van Meeuwen, der die Flagge als Kontreadmiral führte. Sie waren fast einstimmig der Meinung wie früher, daß ihr Ankerplatz auf Schoonevelt der geeignetste sei, um die Feinde zu erwarten, daß ihnen aber vor allen Dingen Verstärkung Noth thue. Nur Tromp gab seine Ansicht dahin zu erkennen, daß man den Feind überall, wo auch immer man

ihn finde, aufsuchen und ihm dort die Spitze bieten müsse. Aber während der Berathschlagung erhob sich ein Wortwechsel; denn Tromp beschuldigte den Viceadmiral Sweers geradezu, daß er im vorigen Treffen nicht seine Pflicht gethan, sondern ihn im Stich gelassen habe. Beide geriethen so heftig an einander, daß sie den Degen gezogen hätten, wenn nicht die Bevollmächtigten des Statthalters besänftigend dazwischen getreten wären. Sie untersagten ihnen jegliche Fortsetzung des Streites und geboten die Untersuchung der Sache. Eine genaue Besichtigung des Schiffes unter dem Kommando von Sweers ergab, daß es ganz und gar zerschossen und unfähig sei ferner noch See zu halten. Damit fielen auch die Beschuldigungen Tromps hinweg. Der Statthalter ließ alle Mitglieder des Kriegsraths durch ein ernstliches Schreiben ermahnen, jegliche fernere Streitigkeit, die zum Nachtheil des Vaterlandes dienen würde, aufzugeben, und Alle, auch Tromp und Sweers, versprachen dem Befehle gewissenhaft Folge zu leisten.

Inzwischen waren mehre friesische und andere Schiffe herzugekommen, so daß am Ende Juni der Statthalter neue Bevollmächtigte an Bord schickte und den Kriegsrath auffordern ließ, nun die Möglichkeit eines Besuchs auf den englischen Küsten zu berathen. Unter diesen günstigeren Verhältnissen ging die Meinung des Kriegsraths einstimmig dahin, diesen Versuch zu wagen. Einige Tage hernach kamen noch wieder andere Bevollmächtigte und machten den Vorschlag, ob es der Flotte nicht möglich sein würde, irgend eine der Seestädte auf englischem oder französischem Boden einzunehmen und besetzt zu halten, welche als Gegengewicht gegen das damals von den Franzosen belagerte Mastricht dienen könnte. Der Kriegsrath wagte nicht darüber einen bestimmten Beschluß zu fassen und die Befehlshaber konnten nur erwidern, daß sie ihr Möglichstes dazu thun würden. Doch Mastricht fiel in denselben Tagen. Dennoch ließen die Generalstaaten den monatlichen Bettag, der auf den ersten Mittwoch im Monat fiel, zur Feier der

beiden letzt erfochtenen Seesiege vom 7. und 14. Juni in einen Dankbettag umändern, und ermahnten das Volk, Gott um die fernere Segnung der niederländischen Flotte anzuflehen.

Aber über diese brach eine Krankheit herein, die nach dem Urtheile des Oberarztes der niederländischen Flotte der Pest an Gefährlichkeit nicht nachstand. Die Kranken wurden schleunigst ans Land geschickt und dann alle mögliche Fürsorge getroffen, die Schiffe zu säubern und die Luft in denselben frisch und rein zu erhalten. Dennoch stach die Flotte dem Beschlusse des Kriegsraths gemäß nach der englischen Küste hinüber und die Uferanwohner waren nicht wenig erstaunt, die niederländischen Segel und Flaggen so nahe zu erblicken, da doch die absichtlich ausgestreuten Gerüchte meldeten, daß sie sich behutsam innerhalb ihrer Sandbänke hielten. Aber die feindlichen Flotten lagen sicher innerhalb der Themse und die Krankheit auf der niederländischen Flotte nahm so zu, daß de Ruiter zurückkehren mußte, um die Siechen durch frische Mannschaften zu ersetzen. Jedoch vernahm er, daß der Gesundheitszustand bei den Feinden um Nichts besser sei und daß sie noch täglich preßten, um die Bemannung ihrer Schiffe vollzählig zu machen. Erst am 29. Juli, als de Ruiter auf seinen früheren Ankerplatz heimgekehrt war, erhielt er Bericht, daß die feindliche Flotte wieder etwa hundert und dreißig Segel stark aus der Themse ausgelaufen sei und mehre tausende Landsoldaten mit sich führe. Auf diese Nachricht lichtete auch er die Anker, um ihnen entgegen zu segeln.

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Krieges im Jahre 1673. Seeschlacht vor den Dünen von Holland am 21. August 1673.

Am 31. Juli bekamen die feindlichen Flotten einander ins Gesicht; doch der Abend dunkelte heran, ehe sie sich nahe genug waren. Am Morgen des 1. August wehte der Wind aus Westen und beide Flotten steuerten südlich. Um acht Uhr Morgens, als de Ruiter die Stadt Brügge in Flandern etwa vier und eine halbe Meile entfernt sah, hielt er es für gerathen, in dicht geschlossenen Geschwadern wieder nordwärts zu wenden. Aber auch die Feinde wendeten ab und de Ruiter war der Meinung, daß dies geschehe, um ihn weiter hinaus auf die offene See zu locken. Um Mittag machte die blaue Flagge einen Versuch umzukehren, steuerte aber dann wieder sogleich dem Hauptgeschwader zu. Aus allem ihrem Segeln und verschiedenen Wendungen war deutlich zu ersehen, daß sie in Unordnung waren; dennoch war es nicht möglich sie zu erreichen und Tromps Ungeduld, der aus weiter Ferne herausfordernde Schüsse auf sie that, fand keine Antwort. Am Abend berief de Ruiter die andern Befehlshaber zu sich und sprach seine Verwunderung aus, daß die Feinde trotz des günstigen Windes und der günstigen Gezeit dennoch nicht einen Angriff gewagt hatten. Er meinte dahinter eine Kriegslist vermuthen zu müssen, da bei ihrer großen Uebermacht die Furcht unmög=

lich der Beweggrund sein könne, und die anderen Befehlshaber stimmten dieser Ansicht bei. Bald erfuhren sie die Bestätigung dieser Vermuthung. Ein englischer Prediger, der für eins der größeren ihrer Schiffe bestimmt war, wurde in einem Fahrzeuge von Yarmouth aus segelnd, von einer seeländischen Fregatte gefangen und zu de Ruiter gebracht. Der Admiral empfing ihn mit höflicher Freundlichkeit und versprach ihm sogleich seine Freilassung, worauf er in einem weiteren Gespräche Manches erfuhr. Die feindliche Flotte bestand nach diesem Berichte in achtzig englischen und acht und zwanzig französischen Kriegsschiffen, in Allem hundert und sechszig Segeln. Außerdem aber waren vier Kriegsschiffe und fünf und zwanzig Kohlenschiffe mit Landungstruppen angefüllt, in Allem acht Regimenter zu je tausend Mann, und drei Abtheilungen Reiterei zu je hundert und zwanzig Pferden. Es ergab sich aus diesen Mittheilungen, daß es die Absicht der feindlichen Flotte gewesen sei, die niederländische von ihrem Standorte hinweg zu locken, um die Küsten so von ihrem Schutze zu entblößen und die Landungstruppen dahin zu werfen. Am folgenden Tage empfing de Ruiter noch weitere Bestätigung dieser Vermuthung durch ein Schreiben des Rathspensionärs Fagel im Namen des Statthalters, der aus London selbst sichere Kunde dieses Vorhabens empfangen hatte. Der Anschlag aber war dies Mal nicht auf die seeländischen Küsten gerichtet, sondern auf die holländischen und als Landungspunkt war die Umgegend von Scheveningen bestimmt, von wo aus die englischen Truppen Alles verwüstend und verheerend nach dem Haag selber ziehen sollten. Es war noch beigefügt, daß diese bedeutende Anstrengung der Engländer auch ihre letzte sein würde und daß im Falle ihrer Vereitelung und eines dritten Seesieges der Niederländer ein baldiger Friede in Aussicht stehe; denn daß dieser Krieg der englischen Nation überhaupt nicht zusagte und von Anfang an misbilligt war, wußte man längst. Am anderen Tage traf ein zweites Schreiben desselben Inhalts von den Ständen von Holland ein, die

durch die beabsichtigte Unternehmung der Engländer zunächst bedroht waren und deshalb de Ruiter es dringend ans Herz legten sie zu schützen. Noch einmal also galt es eine Anstrengung aller Kräfte, und um dazu seine Mannschaft aufs Wirksamste anzufeuern, ließ de Ruiter das Schreiben Fagels und dasjenige der Stände von Holland auf allen Schiffen verlesen. Die Wirkung entsprach seiner Erwartung; denn auf der ganzen Flotte herrschte eine fröhliche Stimmung: Alle wußten, daß es von ihnen abhinge, nun endlich den sehnlichst gewünschten Frieden zu erkämpfen, und waren zu allen Anstrengungen willig und bereit.

Schon am 2. August trafen Nachrichten von der holländischen Küste ein, daß man die Segel des Feindes erblicke, der viele kleine Fahrzeuge mit sich führe; deshalb wurden eiligst alle verfügbaren Truppen an den Strand geschickt und eine ununterbrochene Postenkette besetzte die Dünen. Diese Wachen waren beauftragt durch verschiedene telegraphische Zeichen je nach dem Küstenstrich nicht bloß die Absicht der Landung selbst, sondern auch die bedrohte Gegend anzugeben. Am 3. August sah man bei Tagesanbruch von Scheveningen aus die feindliche Flotte so nahe, daß man die Geschwader deutlich unterscheiden konnte: die rothe Flagge segelte an der linken, die blaue an der rechten Seite und die weiße in der Mitte. Um eilf Uhr Morgens kamen einige Fregatten mit der Fluth so nah heran, daß man sie von der Strandbatterie aus beschießen konnte, doch wichen sie bald wieder ab. Am 4. August sah man sie vor Texel und dem Helder. Unterdessen kam auch der Prinz von Oranien selber nach dem Haag und brachte einige Reiterei mit, so daß nun so viel Militär vorhanden war, daß man die Bauern und Bürger von der Strandwache ablösen konnte. Auf die Nachricht von dem Erblicken der Feinde vor Scheveningen lichtete de Ruiter sofort dahin die Anker und erhielt unterwegs noch eine Verstärkung von zwei neuen Schiffen und außerdem vierhundert Matrosen, die sofort über die Flotte vertheilt wurden.

Dennoch war de Ruiter in nicht geringer Bekümmerniß; denn die aufeinander folgenden Schreiben des Statthalters waren zu unbestimmt gefaßt, als daß sie ihm Vollmacht zum freiwilligen Angriff gegeben hätten, und im Falle eines unglücklichen Ausgangs mußte er befürchten, daß derselbe seiner Voreiligkeit zur Last gelegt würde. Auf jeden Fall aber war seine Macht eine viel geringere. Dazu kam wieder von der anderen Seite, daß die ostindische Flotte auf der Rückkehr war und man ihr Herannahen fast täglich erwarten konnte und daß ihm deshalb täglich die Wünsche von Privatleuten und Handelskollegien zu Ohren kamen, die dringend um eine Beschleunigung des in Erwartung stehenden Gefechtes baten. Deshalb war ihm die Ankunft einiger Bevollmächtigten, unter ihnen des Rathspensionärs Fagel, am 8. August hoch willkommen, und es ward nun der Beschluß gefaßt, daß die niederländische Flotte die feindliche sobald wie möglich längs der Küste aufsuchen und angreifen solle. Doch vergingen noch einige Tage, ohne daß die Feinde sich wieder näherten. Am 12. August kam der Prinz Wilhelm selber in einem Fischerboote an Bord und ward mit dreizehn Ehrenschüssen begrüßt. Der Ruf: „Lang lebe der Prinz!" erklang von Schiff zu Schiff und hallte über die Gewässer. Sofort kamen auf de Ruiters Zeichen alle Mitglieder des Kriegsrathes zu ihm an Bord. Unter dem Vorsitz des Prinzen ward nun der Beschluß erneut, daß man den Feind je eher je lieber aufsuchen und ihn mit Gottes Hülfe zwingen wolle, die Küsten der Niederlande zu verlassen, damit die See wieder offen werde für die erwarteten Ostindienfahrer und alle anderen Schiffe. Im Namen der hochmögenden Herren Generalstaaten gab der Statthalter diesem Beschlusse seine Genehmigung.

Nachdem ihnen der Prinz dann auseinandergesetzt, wie die Küsten und Häfen nach seiner Ansicht alle mit Landtruppen genügend besetzt wären, ließ er die Mannschaft der „sieben Provinzen" sich versammeln. Er stand mit dem Admiral und den anderen Befehlshabern auf dem Halbverdeck, die Matrosen

und Soldaten ringsumher und die, welche keinen Raum mehr fanden, hingen sich in das Tauwerk, von wo aus sie auch den Prinzen besser betrachten konnten. De Ruiter nahm das Wort und sprach: „Ihr Männer, es scheint, daß wir noch einmal uns schlagen müssen; denn die Feinde wollen nicht ruhen, bis sie noch zum dritten Male ihr Heil an uns versucht haben. Aber ich zweifle nicht, daß ihr Alle, die ihr mir zweimal so wacker beigestanden, nun auch zum dritten Male beweisen werdet, daß Manneskraft in Euch ist und daß ihr bereit seid für das Vaterland, für die alte Freiheit, für seine Hoheit den Statthalter, für euere Frauen und Kinder mit mir euer Leben zu wagen. Ihr Alle gesammt und Jeder im Besonderen seid gesinnt und Willens, eurem Eide und eurer Ehre bis in den Tod getreu zu sein, um so mehr, da seine Hoheit, der Statthalter, der hier neben mir steht, die Feigen bestrafen und die Muthigen belohnen wird." Der Prinz bekräftigte diesen letzten Satz durch seine Mienen und fügte noch einige Worte hinzu. Dann aber erhob de Ruiter wieder seine Stimme und fragte: „Ist dem so, wie ich gesagt habe, ja oder nein?" Die ganze Mannschaft rief ein jubelndes Ja und schwenkte die Mützen und wiederum erfolgte dann der schallende Ruf: „lang lebe der Prinz!" Dieser erwiderte den Jubel der Mannschaft durch dreimaliges Entblößen des Hauptes und schied wieder von der Flotte.

Die folgenden Tage hindurch verhinderten heftige Stürme jegliche Unternehmungen; aber immer besorglicher lauteten die öfteren Schreiben der Vorsteher der ostindischen Compagnie, daß vielleicht schon die rückkehrenden Schiffe mit ihren reichen Schätzen eine Beute der Engländer sein möchten. Ferner thaten sie dem Admiral kund, daß man meinte die feindliche Flotte schon zwischen den Bänken von Breeveertienen und dem festen Lande erblickt zu haben. Am 17. August stieg nach der Ankunft noch einiger Verstärkungen die niederländische Macht auf fünf und siebenzig große Kriegsschiffe und Fregatten, fünf und zwanzig Brander, achtzehn Advisjachten, in

Allem auf hundert und achtzehn Segel. Diese waren versehen mit viertausend dreihundert und zwölf Geschützen und besetzt mit siebenzehntausend vier hundert zwei und fünfzig Matrosen und zweitausend fünfhundert zwei und achtzig Soldaten. Doch kamen am 18. noch einige hundert Matrosen und Soldaten hinzu. Den 17. August und die folgende Nacht lavirten die Niederländer; aber der Wind war so heftig, daß sechszehn Schiffe sich lehwärts verloren und man damit aufhören mußte. Auch war die Nähe der Küste zu gefährlich und es schien rathsamer, etwas weiter in See zu stechen und dort die Anker auszuwerfen. Dies geschah auf fünfzehn Faden Tiefe südost gen Osten von Kamperduin. Bald nachher signalisirten die Außenwachten die Nähe des Feindes. De Ruiter trug Sorge, daß die lehwärts abgewichenen Schiffe sich schnell wieder zur Flotte verfügten; aber den 19. noch blieben die feindlichen Schiffe ruhig liegen, was um so mehr zur Verwunderung de Ruiters gereichte, da sie den Vortheil des Windes hatten. Am 20. in der Morgenfrühe drehte sich der Wind östlich. Mit diesem gingen die Niederländer wieder unter Segel und erblickten um zehn Uhr die feindliche Flotte, in welcher sie hundert und fünfzig Segel zählten, darunter hundert und vier eigentliche Kriegsschiffe. Die niederländischen Schiffe steuerten nordnordost und die feindlichen südsüdost etwa zwei Meilen oberhalb jener. Aus Vorsicht vor übereilter Kampflust wies de Ruiter durch Advisjachten die Befehlshaber an, nicht einen vereinzelten Angriff zu machen, sondern den Zeitpunkt abzuwarten, wo man in geschlossenen Geschwadern auf sie zusegeln könne.

Aber die verbündete Flotte gab noch immer nicht das geringste Zeichen, daß sie ernstlich den Kampf wolle. De Ruiter wendete um halb vier Uhr Nachmittags südlich und steuerte so lange in dieser Richtung, bis das Senkblei dreizehn, zwölf, ja eilf Faden Tiefe zeigte: da erst ließ er um zwei Uhr nach Mitternacht Westnordwest über wenden. Auf dies Zeichen segelten die Feinde Nordnordost. Am Morgen des 21. August

lief der Wind ostsüdost und beim Aufgang der Sonne sah de Ruiter sich im Gesichte der holländischen Küste, zwischen Petten und Kamperduin nicht zwei Meilen vom Lande. Die Feinde lagen in Leh vor ihm, so daß de Ruiter durch sein glückliches Segeln während der Nacht ihnen den Wind abgewonnen hatte. Diesen Vortheil wollte der Admiral nicht ungenützt vorbeigehen lassen und gab bei Zeiten das Zeichen, daß Jeder sich kampfbereit halten sollte. Auch die Feinde erblickten dies und ordneten sich auch ihrerseits, indem sie unter kleinem Segel trieben. Beide Flotten waren, wie gewöhnlich, in drei Geschwader getheilt. Prinz Robert führte als Admiral das englische Hauptgeschwader unter der rothen Flagge, die blaue befehligte Admiral Spragh und die weiße der Graf d'Estrées. Auf der andern Seite hatte Tromp die Vorhut, de Ruiter das Mitteltreffen und Bankert die Nachhut; aber eine Wendung der Feinde, welche auch die Niederländer zum Wenden zwang, brachte Bankert voran und Tromp in die Hinterhut. Um halb neun Uhr Morgens kam Bankert mit dem Geschwader von d'Estrées ins Gefecht, und gleich nachher de Ruiter mit der rothen und Tromp mit der blauen Flagge. Bald waren jedoch Alle der Meinung, daß die weiße Flagge, welche wieder aus französischen Schiffen bestand, sich zurückhielt, und vermutheten, daß d'Estrées dazu wieder besonderen Auftrag von seinem Könige haben müsse. Nur der französische Commodore Martel wagte sich näher heran und ward bald in Brand gesteckt, den er jedoch wieder löschte. Es dauerte nicht lange, so wich die weiße Flagge ganz zurück und Bankert trieb sie östlich so weit fort, daß sie sich nicht wieder zurückwenden konnte oder wollte.

Hitziger aber war das Gefecht zwischen de Ruiter und dem Prinzen Robert. Es ward bemerkt, daß die Niederländer mit ihren Kanonen so rasch schossen wie mit Musketen und drei Schüsse abfeuerten gegen einen der Feinde. Die Engländer selbst sagten nachher, man habe an ihren Gegnern erkennen können, daß sie in der Ueberzeugung, daß dieser Kampf

der letzte sei, noch einmal allen Muth und allen Eifer hätten aufbieten wollen. Vom Lande aus hörte und sah man das Gefecht: alsbald läuteten alle Glocken die Bevölkerung in die Kirchen, wo sie im eifrigen Gebet auf den Knieen den Segen Gottes für ihre Landsleute herab erflehten. Auch in Amsterdam erklangen um neun Uhr Morgens die Glocken und von da ab alle Stunden aufs Neue, um die Menschen in die Kirchen zu rufen, und noch niemals hatte man dort eine solche Bewegung der Gemüther wahrgenommen. Alle wußten auch hier, daß an dem Ausgange dieser einzigen Schlacht das Geschick des ganzen Vaterlandes hing.

Ungefähr um zehn Uhr senkte sich ein Nebel mit feinem Regen auf die kämpfenden Parteien herab; doch er vermochte nicht, die Menschen an ihrer Blutarbeit zu hindern. Sobald Bankert überzeugt war, daß die Franzosen den Kampf nicht ernstlich suchten und auch vom Winde gehindert wurden, wandte er wieder und schloß sich dem Geschwader de Ruiters an. Dadurch wurde dem Prinzen Robert der Kampf zu schwer und er wich westlich ab. De Ruiter, van Nes und Bankert drängten ihn mit vereinter Kraft, während er vergebens Hülfe von den Franzosen erwartete. Aber inzwischen war auch Tromp der blauen Flagge gegenüber ganz außer Sicht gekommen, und deshalb hielt de Ruiter für gerathener, sich nordöstlich hinzuwenden, von woher man das Schießen hörte. Auch Prinz Robert war eben so bekümmert für Spragh, wie de Ruiter für Tromp, und wendete sich dahin. So segelte er an Backbord de Ruiters daher, jedoch außer Schußweite. Tromp war gleich nach neun Uhr Morgens mit Spragh ins Gefecht gekommen und sein Viceadmiral Sweers hatte bald die ihm gegenüberliegende feindliche Division zurückgetrieben; aber Spragh blieb ruhig da und ihm näherte sich Tromp. Drei und eine halbe Stunde lagen die beiden stattlichen Schiffe, the royal Prince und de goude Leeuw (der goldene Löwe) neben einander und beschossen sich unaufhörlich mit Geschütz und Musketen. Aber ein wunderbares Glück

war auf der Seite des niederländischen Schiffes, das so unwahrscheinlich klingt, daß nur die entschiedensten Zeugnisse dafür es glaublich machen können. Während der ersten drei Stunden des heftigsten Schießens wurde von der aus vier hundert und siebenzig Mann bestehenden Besatzung auf Tromps Schiffe nicht ein einziger getödtet oder auch nur verwundet. Auch de Ruiter hatte ein ähnliches Glück, so daß Einige im Scherze sagten, man sehe die Kugeln wirkungslos von seinem Schiffe abprallen. In der Mitte des Gefechts trat der Admiral zu einem seiner Offiziere und sagte: „Seht doch einmal dieses seltsame Ding. Wir sehen die Kugeln fliegen, wir hören sie um die Ohren pfeifen und heulen; aber unser Tauwerk hält fest und die Mannschaft wird wenig getroffen.“ Die Niederländer wußten längst aus früheren Gefechten, daß die Engländer in der Sicherheit des Schießens ihnen damals sehr nachstanden.

Um zwölf Uhr Mittags war das Schiff Spraghs so durchlöchert, daß es die Flucht nehmen mußte; aber Tromp wollte es nicht fahren lassen und schoß nach und nach fast alle Segel herunter. Nachher ergab sich aus dem Berichte des Grafen Osserh, eines der Offiziere, daß das Schiff damals schon vier hundert Todte hatte. Aber durch seine Verfolgung kam Tromp zu weit unter die Feinde und nur durch die glückliche Führung seines Kapitäns Tobias, eines Irländers von Geburt, gelang es ihm, sich aus dem Gefechte zurückzuziehen. Das Schiff war ganz durchlöchert; aber Tromp bestieg den „Kometen“ und ließ von dort herab aufs neue seine Flagge wehen. Auch Spragh mußte sein Schiff verlassen und stieg in die Schaluppe hinab, um sich auf ein anderes Schiff zu begeben. Aber er war erst um ein Paar Schiffslängen entfernt, als eine Kugel in die Schaluppe schlug. Er gab schnell Befehl wieder umzukehren; aber es war schon zu spät: kaum eine halbe Minute nachher sank die Schaluppe unter und der Admiral Spragh ertrank vor den Augen der Seinen. Man fand ihn hernach mit Haupt und Schultern

über Wasser, doch ohne Leben, und seine Arme hatten den Rand der Schaluppe im Todeskampfe so heftig umklammert, daß man sie nur mit großer Mühe lösen konnte. Auch die andern Offiziere ertranken mit ihm bis auf einen Lieutenant, den man halb todt rettete.

Inzwischen waren die Schiffe der blauen Flagge sehr zerschossen; doch vertheidigten sie noch immer den fast wehrlos gemachten royal Prince aus aller Macht. Etwa um vier Uhr Nachmittags kam von der einen Seite de Ruiter, von der andern Prinz Robert und man konnte sagen, daß das Erscheinen des Letzteren die blaue Flagge rettete. Aber das Gefecht ward nun nur um so heftiger und die ganze See wie in Feuer und Flammen zu sehen, die durch den dichten Pulverrauch hindurchblitzten. In der Finsterniß dieses Qualmes, vor dem unaufhörlichen Donnern der tausende von Kanonen, dem Krachen der einschlagenden Kugeln, dem Musketenfeuer schienen die Sinne des Auges und des Ohres abzustumpfen. Rund umher trieben in den Wellen Schiffstrümmer und Leichen der Seeleute, deren jeder fast auf eine andere Weise seinen Tod gefunden hatte; der eine war durch eine Geschützkugel zerrissen, der andere durch einen Musketenschuß gefallen, ein dritter durch Splitter von Balken und Stengen tödtlich verletzt, viele andere ohne Wunden ertrunken. Es war ein trauriger Anblick, daß zwei in aller Hinsicht so nah verwandte Völker um der Laster willen eines Königs sich so jämmerlich zerfleischten; aber der Kampf von Seiten der Niederländer war der gerechte der Nothwehr.

Um halb sieben geriethen einige englische Schiffe in Brand und ein anderes sank; aber die weiße Flagge hielt sich noch immer aus dem Streite. Um sieben Uhr Abends wendete sich die englische Flotte völlig ab und suchte nach ihrer Küste zu entkommen: der Sieg der Niederländer war entschieden. Sie hatten nicht ein einziges Kriegsschiff eingebüßt, und nur zwei Schiffe mußten zur Wiederherstellung binnen gebracht werden; alle andern vermochten die See zu halten und selber

ihren Schaden wieder herzustellen. Auch der Verlust an Todten und Verwundeten war sehr gering; denn das ganze von Amsterdam ausgerüstete Geschwader, etwa die Hälfte der gesammten Macht, hatte nur 71 Todte und 120 Verwundete und ein ähnliches Verhältniß war bei den übrigen. Jedoch hatte der Tod mehre Befehlshaber weggenommen, unter ihnen die Viceadmirale de Liefde und Sweers, auch der Stiefsohn de Ruiters, Kapitän van Gelder, war geblieben. Aber der Verlust auf englischer Seite war ungleich bedeutender, denn außer der Einbuße mehrer Schiffe hatten sie viel mehr Todte und Verwundete. Den geringsten Schaden hatten, wie leicht erklärlich, die Franzosen.

Die Hauptsache jedoch war der Sieg selber, daß die verbündeten Flotten ihr Unternehmen hatten aufgeben und fliehen müssen. De Ruiters Seele floß über von Dank gegen Gott. Nach dem Treffen traten einige Offiziere zu ihm, um ihm Glück zu wünschen und er erwiderte ihnen: „Mein Leben ist nichts, wenn ich nicht dem Vaterland diene. Ich wünsche nur noch so lange zu leben, daß ich es wieder hergestellt sehe, und will das Meinige dazu thun. Doch wenn es Gott nicht also gefällt — ich bin alt und des Lebens und seiner Mühen satt.“ Dann wandte er sich zu seinem Schiffsprediger Westhovius mit den Worten: „Nun dürfen wir wohl sagen: der Herr hat heute Israel Heil widerfahren lassen, er hat unsere Gebete erhört und selber für uns gestritten.“ Zu einem Andern sprach er: „Was soll ich sagen? Mund und Zunge fehlt uns, um Gottes Güte über uns würdig zu preisen.“ Am Abende bei Tische äußerte er sich: „Gottes Segen ist groß: möchten wir nur immer das Glück haben, ihm von Herzen dankbar zu sein.“

Gleich nach dem Treffen berief der Admiral den Kriegsrath und beschloß mit ihm, noch weiter nordwärts bis vors Vly zu segeln und die See von feindlichen Schiffen völlig zu reinigen. Auch berieth man über die Wiederbesetzung der erledigten Befehlshaberstellen und auf Tromps Vorschlag ward

der Kapitän Junker Engel de Ruiter zum Contreadmiral (Schulzen bei Nacht) empfohlen, weil Andere, die nähere Ansprüche hatten, aus Gesundheitsrücksichten sich dazu nicht eigneten. Der Admiral meldete dies dem Statthalter und bat um seine Bestätigung, worauf dieser erwiderte, daß er dem Urtheile des Kriegsrathes beipflichte. Dieser erwählte den jungen de Ruiter darauf einstimmig. So sehr den alten Vater dies erfreute, so tief betrauerte er den Tod seines Stiefsohnes van Gelder, den er sehr geschätzt hatte. Als man ihm die Nachricht brachte, entgegnete er: „Ich weiß, daß dies die Früchte des Krieges sind; aber man muß sich darunter beugen. Heute er, morgen vielleicht schon theile ich sein Loos.“ Auch der Tod der Viceadmirale de Liefde und Sweers ward von Allen tief betrauert und das Leichenbegängniß des ersteren zu Rotterdam, das des anderen zu Amsterdam würdig gefeiert. Der Letztere hatte sich wie de Ruiter von unten auf durch alle Stufen emporgerungen, und man gab ihm allgemein das Zeugniß, daß er nicht blos kühn, sondern auch in Wort und Schrift ungemein gewandt gewesen sei.

Aber der Schmerz um diese Gefallenen verstummte in dem allgemeinen Jubel des Landes. Sofort in den ersten Tagen nach dem Treffen richteten die Generalstaaten, die Stände von Holland, der Statthalter nach einander ihre Danksagungsschreiben an de Ruiter und sein Name hallte wieder durch alle Städte und Dörfer der Niederlande. Der bevorstehende monatliche Bettag ward auf Befehl der Generalstaaten in einen Dankbettag umgeändert, weil der allmächtige Gott in dem letzten Seegefechte die Waffen des Vaterlandes nicht bloß mit Vortheil, sondern mit vollem Siege über die vereinigte Macht zweier Könige gesegnet habe, so daß die Feinde nach ihrer Küste gewichen und dadurch die Häfen der Niederlande wieder frei geworden waren. Die Engländer dagegen schrieben sich auch den Sieg zu und maßen den Franzosen die Schuld des Verlustes aller Vortheile bei. Als sich aber allmälig herausstellte, daß die Engländer die See geräumt

hätten, ward aller Zweifel gehoben. Es war für lange Jahre die letzte Seeschlacht, welche die beiden seemächtigen Nationen mit einander fochten.

Doch auch für die Niederländer blieb Manches zu thun übrig: denn noch immer waren die Ostindienfahrer nicht heimgekehrt und es liefen schlimme Gerüchte um, daß einige derselben bei St. Helena dem Feinde in die Hände gefallen seien. De Ruiter erhielt im Anfange Septembers den Auftrag, nach der englischen Küste hinüberzusegeln und dort wo möglich den Feinden noch Abbruch zu thun. Aber Wind und Wetter waren ihm zuwider und er konnte sie nicht erreichen; der Kriegsrath beschloß wenigstens sich derselben von fern zu zeigen und Schrecken einzuflößen; aber heftige Stürme aus Südwest warfen sie immer aufs neue zurück. Deshalb ward am 22. September die Heimkehr angetreten. Wohlbehalten lief de Ruiter schon am 24. September auf die Rhede von Goeree ein und segelte am selben Tage noch bis Helvoetsluis. Er begrüßte das Fort mit dreizehn Ehrenschüssen, der Admirallieutenant van Nes mit eilf, und die andern Befehlshaber in den ungeraden Zahlen absteigend, worauf das Fort mit sieben Schüssen den Gruß erwiderte. Am 27. September erschienen die drei Admirallieutenants de Ruiter, van Nes und Tromp in der Versammlung der Generalstaaten, wo man sie einlud sich bedeckten Hauptes niederzusetzen, und ihnen den Dank des Vaterlandes für die drei Seeschlachten vom 7. und 14. Juni und dem 21. August aussprach. Dasselbe geschah am anderen Tage in der Versammlung der Stände von Holland; doch fügten diese für de Ruiter einen Rentbrief von sechstausend Gulden hinzu, für van Nes und Tromp je einen von viertausend, für die Wittwen und Waisen der Viceadmirale de Liefde, Sweers und des früher gefallenen Schram je einen von zweitausend Gulden, für die verschiedenen Contreadmirale je tausend Gulden.

Dieser Sieg zur See brachte auch für die Führung des Krieges am Lande seine Vortheile mit sich; denn, da nun alle

Gefahr vor einer Landung der feindlichen Flotte mit Heeresmacht sehr zurückgetreten war, konnten die längs des Strandes hin zur Wache vertheilten Truppen wieder verfügbar gemacht werden. Dies benutzte der Statthalter sofort und führte sie gegen die von den Franzosen genommene Festung Naarden in Holland, von wo aus diese selbst Amsterdam unablässig bedroht hatten. Nach der Einnahme dieser Stadt vereinigte er seine Macht mit derjenigen des kaiserlichen Feldherrn Montecuculi und nahm Bonn am Rhein weg. So entstand für die Franzosen die Gefahr, durch den Verlust der Festungen in ihrem Rücken sich die Heimkehr abgeschnitten zu sehen. Deshalb gaben sie Bommel, Utrecht und viele andere Städte in Utrecht, Overyssel und Geldern freiwillig auf. Doch geschah dies nicht ohne Brandschatzungen und Verheerungen, wie denn überhaupt die Kriegführung dieser Nation zu den Zeiten des Königs Ludwig XIV., den einige ihrer Schriftsteller auch den Großen nennen, an diejenige der Zeiten der Völkerwanderung erinnert. Ruhmreich schloß das Jahr 1673 für die Niederländer und mit festem Vertrauen konnten sie dem anbrechenden Jahre 1674 entgegensehen; denn einer der mächtigsten Feinde, der englische König, neigte sich dem Frieden zu und dafür war schon seit mehren Monaten in der spanischen Macht ein starker Verbündeter auf den Kampfplatz getreten.

Zwanzigstes Kapitel.

De Ruiters Thätigkeit im Jahre 1674. Die Unternehmung auf die französisch-westindischen Inseln.

Trotz der günstigeren Aussichten waren die Generalstaaten nicht Willens in ihren Rüstungen nachzulassen und beabsichtigten im Jahre 1674 eine noch stärkere Flotte in See zu bringen, als vorher. Es ist schon früher erwähnt, wie im Laufe dieser Kriege mit England die Schiffe an Größe immer mehr zunahmen: dies zeigte sich besonders in diesem Jahre; denn es wurden zwei und vierzig Kriegsschiffe von je sechs und sechszig bis achtzig Geschützen und darüber in See gebracht, ferner vier und zwanzig Schiffe mit je fünfzig bis sechszig Geschützen, dann achtzehn Schiffe von vierzig bis fünfzig und sechs Fregatten von dreißig bis sechs und dreißig Geschützen. Dazu kam dann noch eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge an Brandern, Advisjachten u. s. w., so daß die Bemannung der ganzen Flotte in Allem etwa dreißigtausend Matrosen betragen und die ganze Ausrüstung monatlich etwa eine Million und zweimalhunderttausend Gulden kostete. Während diese Ausrüstung betrieben wurde, bemühte sich mit nicht geringerem Eifer der spanische Gesandte Marquis de Fresno, dem die Generalstaaten dazu Vollmacht ertheilt hatten, zwischen England und den Niederlanden den Frieden herbeizu-

führen. Es gelang ihm am 19. Februar 1674 zu Westminster.

Von den Forderungen des englischen Königs aus dem Jahre 1672 war nicht mehr die Rede. Damals hatte er die Insel Walcheren in Seeland, außerdem andere Städte, zur Entschädigung für die Kriegskosten eine Million Pfund Sterling und einen jährlichen Tribut von zehntausend Pfund verlangt: die ersten Forderungen fielen völlig weg und die Generalstaaten waren nur bereit ihm zwei Millionen Gulden, nach damaligem Werthe achthunderttausend Reichsthaler, zu bezahlen. Ferner verlangte der englische König, daß die Niederländer in Zukunft sich jeglicher Fischerei auf den Küsten und Bänken seines Gebietes enthalten sollten; allein die Generalstaaten lehnten diese Forderung ab, weil sie streitig sei mit dem Brauche langer Jahrhunderte. König Karl gab hierin um so eher nach, als von der anderen Seite ihm eine, wie es schien, äußerst wichtige Forderung zugestanden ward: das Recht der Flagge. In jeglichem Gewässer des Meeres, vom Kap Finisterre an bis zu Staateneiland in Norwegen, sollten fortan die niederländischen Schiffe verpflichtet sein vor jedem Fahrzeug, das eine königlich-englische Flagge führte, ihren Wimpel zu streichen und das Marssegel fallen zu lassen. Dieses galt selbst, wenn ganze niederländische Flotten einem einzigen englischen Kriegsschiffe begegneten.

Für den, der das Wesen der menschlichen Dinge in solchen Aeußerlichkeiten sucht und sieht, war dies Zugeständniß allerdings ein sehr bedeutendes; aber nur so war der Friede zu erlangen, den beide Nationen begehrten, und er war für diesen Preis nicht zu theuer erkauft. Von da an bedeckten sich wieder die Meere mit den friedlichen Schiffen beider Nationen, besonders aber der Niederländer, deren Handelsflotte bedeutender war, als die aller anderen europäischen Nationen zusammen, und welcher Frankreichs nicht bedeutende Kriegsflotte nur geringen Schaden zuzufügen vermochte. Dagegen mußten die Handelsschiffe der Franzosen sich viel mehr hüten

vor den gewandten Kapern von Holland und Seeland, die auch im Kriege mit England den Vortheil weitaus auf ihrer Seite gehabt hatten. Denn nach einigen Berichten wies die Liste der genommenen Fahrzeuge in Allem zweitausend achthundert drei und sechszig nach, von denen nur hundert und sechszig den Franzosen gehörten, die übrigen alle englischen Ursprungs waren. Dennoch kamen gegen die allgemeine Stockung des Handels und des durch ihn bedingten Verkehrs und Erwerbs der Gewinn einer solchen Beute nicht in Betracht; vielmehr hatten beide Nationen ein volles Recht zur Freude über das Ende des unglückseligen Krieges, den keine von beiden gewollt und gewünscht hatte.

Wie aber der Anfang des Krieges im Jahre 1672 die Veranlassung zur Erhebung des Prinzen Wilhelm von Oranien zum Statthalter gewesen war: so diente auch der weitere Fortgang dazu, in ihm das Haus Oranien auf den Gipfel seiner Macht zu erheben. Noch vor dem Friedensschlusse mit England wurde auf Betrieb des Rathspensionärs Fagel, der von den Grundsätzen seines ehemaligen Vorgesetzten und Lehrers Johann de Witt völlig abwich, dem Prinzen Wilhelm von Oranien die Statthalterwürde der Niederlande erblich für seine männlichen Nachkommen übertragen. Eine der ersten Handlungen des Statthalters in dieser nun gesicherten Stellung war die Erhebung de Ruiters zum General-Admirallieutenant von Holland und Westfriesland mit dem Oberkommando und der Oberaufsicht über die ganze Schifffahrt zur See und auf den Binnengewässern des Landes. Am 27. Februar 1674 leistete de Ruiter den Eid der Treue in dieser neuen Würde. Er benutzte diese Gelegenheit den Prinzen aufmerksam zu machen, ob nicht eine Unternehmung auf die französischen Colonieen in Westindien, besonders auf die Insel Martinique, erfolgreich sein könne. Wilhelm ging auf diesen Gedanken ein und übertrug de Ruiter selber die Anführung auf diesem Zuge.

Als der Sammelplatz dieser Flotte waren die Wielingen

bestimmt und am 20. Mai 1674 lief de Ruiter von da aus durch den Deurloo in See. Die Admirallieutenants van Nes, Tromp und Bankert begleiteten ihn beim Anfange dieser Fahrt und mit ihnen beschloß de Ruiter sogleich beim etwaigen Begegnen von englischen Kriegsschiffen die königliche Flagge mit der möglichsten Achtung zu begrüßen. Am 27. Mai ankerten sie vor Dover und de Ruiter that der auf dem Kastell wehenden englischen Flagge zu Ehren dreizehn Kanonenschüsse, die anderen Admirallieutenants je eilf, die Viceadmirale je neun und so weiter abwärts und Alle strichen die Flagge und ließen das Marssegel fallen. Das Kastell erwiderte mit eilf Schüssen, de Ruiter dann nochmals mit eilf und das Kastell dankte wieder mit neun Schüssen. Nach dem Schießen hißten die Niederländer die Flaggen wieder auf. In Folge dessen kamen einige vornehme Engländer von Dover an Bord, von beiden Seiten suchte man alle freundliche Höflichkeit an den Tag zu legen und brachte nach einander Trinksprüche auf den König von England, den Prinzen Wilhelm von Oranien und die Generalstaaten aus.

Trotz des Aufbruches und des Weitersegelns der Flotte war dieselbe noch lange nicht vollständig ausgerüstet und der Admiral erließ wiederholt dringende Schreiben an die verschiedenen Admiralitäten, ihm die noch fehlende Mannschaft an Seesoldaten und ihre Munition nachzusenden. Allmälig kamen diese langsam nach. Auf der Rhede von Torbay eröffnete de Ruiter den Befehlshabern seinen Auftrag, daß er mit einem besonderen Geschwader einen weiteren Zug unternehmen, die übrige Flotte unter der Anführung des Admirallieutenants Tromp dort verweilen sollte. Das Geschwader de Ruiters bestand danach aus siebzehn großen Schiffen und mehr als dreißig kleineren, in Allem etwa fünfzig Segeln, bemannt mit viertausend dreihundert sechs und dreißig Matrosen und dreitausend dreihundert sechs und achtzig Soldaten und bewehrt mit eilfhundert zwei und vierzig Kanonen. Am 9. Juni ging de Ruiter mit dieser Abtheilung unter Segel

und kam am 19. Juni bis zu 34° nördlicher Breite. Am 21. erblickte er die Nordwestecke von Madeira, bekam am 24. Teneriffa in Sicht und warf am folgenden Tage auf der Rhede von St. Cruz die Anker. Nach Versorgung mit einigen frischen Lebensmitteln stellte er seinen Kurs von da aus südlich und dann südwestlich.

Unterwegs begegnete ihm ein rückkehrender Ostindienfahrer, von welchem de Ruiter genauere Nachrichten über die drei französischen Forts auf der Insel Martinique: Carbet, St. Pierre und Culsac erhielt. Auf der weiteren Fahrt, die wenig oder gar keine Hindernisse bot, wurden die Soldaten in drei Brigaden und ebenso die Matrosen in drei Bataillone getheilt und jeder Abtheilung ihre Bestimmung angewiesen. Am 1. Juli kam die Flotte auf die Breite von 14° 20′ und die Länge von 316° 43′, so daß die Matrosen von den Stengen aus sich nach Land umsehen konnten. Am anderen Tage erblickte der Admiral Martinique nordwest und St. Lucie südwest. Sofort wurde der Kapitän Lyncourt mit einem Fleutschiff ausgeschickt, um wo möglich einige Personen vom Lande aufzunehmen, die näheren Bericht über die Lage der Dinge auf Martinique angeben könnten. Dieser legte hinter einer hohen Klippe an und holte dort vom Felde einen Flamänder, einen Engländer und einen Iren und außerdem drei Neger, die in einem Kanoe mit Fischen beschäftigt waren. Sie erzählten, daß man schon seit einem Monat auf Martinique Berichte erhalten hätte über das Herannahen einer niederländischen Flotte von siebenzehn Kriegsschiffen und hinreichend auf Alles vorbereitet sei. Alle französischen Schiffe hätten sich in den Hafen unter den Schutz des Forts Culsac begeben, das so stark sei, daß die gemeine Rede ginge: wer Meister ist von Culsac, ist auch Herr von Martinique; denn die anderen Forts St. Pierre und Carbet bedeuteten diesem gegenüber nicht viel. Aber der Zugang zu diesem Fort sei schwer und eine geringe Mannschaft könne einer starken Macht alle Wege versperren.

Nach diesem Bericht war de Ruiter dennoch Willens das Fort Culsac anzugreifen; doch der Wind drehte sich so ungünstig, daß er erst am Mittag den 20. Juli in die Bai westlich vom Fort gelegen einlaufen konnte. Dort ward sofort die Landung begonnen und der Obrist Uittenhove begab sich mit tausend Mann in die Schaluppen. Als das Wasser zu seicht wurde, sprangen sie aus den Böten und wateten ans Land, wo die Feinde sich hinter Buschwerk und Bäumen mit einem Walle und zehn Fuß hohen Pallisaden sehr fest verschanzt hatten. Die Landungstruppen wurden von dort her mit Musketen und schrotgeladenen Kanonen aufs heftigste beschossen, ohne dagegen selber Etwas mit Erfolg unternehmen zu können. Zugleich war die weitere Einfahrt in die Bai durch versenkte Schiffe so gesperrt, daß weder größere Schiffe, noch Brander sich einen Weg bahnen konnten. De Ruiter erwog, daß ein allgemeiner Sturm trotz dieser Hindernisse nicht unmöglich sei, daß aber eine lange Strecke zu Lande bis an das Fort passirt werden müßte, daß ferner die Bewohner des Landes bei ihrer entschieden feindseligen Stimmung den Soldaten gegen die sich etwa zurückziehenden Niederländer Hülfe leisten würden. Aus diesem Grunde mußte im Falle des Mißlingens des Sturmes der gänzliche Untergang der ausgesetzten Mannschaft befürchtet werden, ohne daß die Flotte helfen könnte. Deshalb stand der Admiral von dem ganzen Versuche ab: die Landungstruppen wurden am Abend wieder eingenommen und de Ruiter befahl, da man sich nothwendig mit frischem Trinkwasser und mit Brennholz versehen mußte, zuerst Dominique anzusegeln.

Dieselben Vorbereitungen gegen einen Ueberfall wie auf Martinique mußte man auch auf Guadeloupe und St. Christophe und überhaupt allen französischen Inseln in Westindien erwarten. Ein fernerer Aufenthalt in jenen Meeren schien deshalb wegen der großen Kosten der Flotte dem Vaterlande nur nachtheilig zu sein, zumal da die Jahreszeit der westindischen Orkane bereits begonnen hatte, deren einer die ganze

Flotte in Gefahr stellen könnte. Darum beschloß der Kriegsrath einstimmig die Heimkehr. Sie ward unter mancherlei Gefahren von Stürmen und widrigen Winden, deren Dauer selbst zur Verkürzung der Rationen an die Mannschaft zwangen, nach langer Fahrt glücklich vollendet und am 30. September lief de Ruiter um Mitternacht Goeree binnen. Zwar hatte der Ausgang des Unternehmens wenig Glück gebracht; denn außer den erheblichen Kosten der Ausrüstung waren auf Martinique 150 Mann gefallen und fast 400 schwer verwundet; aber es leuchtete sowohl dem Prinzen Wilhelm, als den Generalstaaten ein, daß der Mangel an Erfolg nicht dem Admiral und der Mannschaft zur Last falle, sondern den Umständen und nicht zum geringen Theile den Admiralitäts-Kollegien, welche durch Verzögerung der benöthigten Ausrüstung den Feinden die Zeit zur Gegenrüstung gegeben hatten.

Den Winter hindurch genoß de Ruiter der bürgerlich stillen Ruhe in seiner Wohnung zu Amsterdam. Im Dezember kam der englische Minister Arlington vom Haag aus nach Amsterdam und bat de Ruiter einen Besuch am englischen Hofe zu machen, wo der König über seine Ankunft sehr erfreut sein würde. Zur selben Zeit erhielt de Ruiter ein Schreiben von einem englischen Freunde Bakwell, daß der König Karl II. in Gegenwart des Herzogs von York und des Prinzen Robert zu ihm sich geäußert habe: außer dem Prinzen Statthalter würde ihm aus den Niederlanden Niemand willkommener sein, als der Admiral de Ruiter. Aber dieser hatte keine Neigung zu dem englischen Könige und den rauschenden Freuden am Hofe desselben: er zog seine einfache Bürgerlichkeit vor und überließ solche Besuche seinem Waffenbruder Tromp und seinem Sohne Engel de Ruiter. Auch diese beiden wurden am englischen Hofe ehrenvoll aufgenommen: der König ernannte Tromp zum englischen Baronet und bestätigte dem jungen de Ruiter die Ritterwürde, die er ihm früher 1666 nur mündlich verliehen hatte, durch ein ehrenvolles Diplom. In diesem hieß es: „Weil der Herr Engel de Ruiter,

aus den Niederlanden stammend, ein Sohn des vortrefflichen Mannes, des Herrn Michiel Adriaanszoon de Ruiter, General-Admirallieutenants von Holland und Westfriesland, dessen Namen wegen seiner mit der größten Umsicht, Treue und Tapferkeit ausgeführten Thaten weit und breit ruhmvoll genannt wird, in seines Vaters Fußstapfen tretend schon viele Beweise seiner Tugend gegeben hat: so haben Wir, damit auch bei den Nachkommen die Erinnerung der Tugend bleibe und Jedermann erkenne, wie Wir bereit sind, sie in Ausländern sowohl als unseren eigenen Unterthanen zu ehren, dem jungen Engel de Ruiter die Ritterwürde unseres Reiches verliehen."

Der alte damals acht und sechszigjährige Mann verlebte nach gewohnter Weise seinen Winter in seinem bürgerlich stillen Hause zu Amsterdam. Es war der letzte, der ihm also vergönnt war; denn es nahte die Zeit, wo auch er sein Schicksal erfüllen und treu dem Vaterlande im Dienste desselben sein Ende finden sollte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

De Ruiters Unternehmung mit den Spaniern auf Sicilien. 1675 und 1676.

Nach der Kriegserklärung der Spanier an die Franzosen im Jahre 1673 hatten diese die günstige Gelegenheit benutzt, die mit der spanischen Herrschaft unzufriedene Insel Sicilien in offene Empörung zu bringen. Dabei war der Vortheil so sehr auf Seite der Franzosen, daß die spanische Regierung sich genöthigt sah, die Generalstaaten um die Unterstützung durch eine Flotte im mittelländischen Meere anzugehen; aber ausdrücklich bat sie sich den Admiral de Ruiter als Befehlshaber derselben aus, da sie diesen für den ersten Seehelden der Welt halten müsse. Die Generalstaaten bewilligten das Gesuch und befahlen eine Flotte von achtzehn großen Kriegsschiffen und einigen kleineren segelfertig zu machen. De Ruiter hielt diese Ausrüstung für zu gering, er kannte unter den Franzosen besonders die Provenzalen als wackere Seeleute und schlug die spanische Flotte so gering an, daß er sich äußerte: mit einer etwas größeren Anzahl schwerer niederländischer Schiffe lasse sich mehr ausrichten, als durch ihre Vereinigung mit der stärkeren spanischen Macht. Doch die Generalstaaten wollten nicht eine größere Anzahl absenden, weil sie die französische Seemacht, auf welche doch Ludwig XIV. in den letzten Jahren so vielen Fleiß und so große Kosten verwendet hatte, für zu

gering ansahen. Einer von diesen Herren, der mit de Ruiter über diese Dinge ins Gespräch gerieth und seine Ansicht vernahm, schob ihm falsche Beweggründe unter und wagte die Aeußerung: „Ich hoffe nicht, mein Herr, daß ihr in euren alten Tagen furchtsam werdet und den Muth sinken laßt.“ Aber der Admiral entgegnete ruhig: „Nein, ich lasse den Muth nicht sinken. Mein Leben gehört dem Staate; aber ich muß mich verwundern und es thut mir leid, daß die Herren des Staates ihre Flagge nicht höher schätzen und sie also wagen wollen.“ Einige andere Mitglieder der Generalstaaten traten zu ihm und baten, daß er trotz seiner abweichenden Ansichten sich des Zuges nicht weigern möge; aber er erwiderte ihnen: „Die Herren haben mich nicht zu ersuchen, sondern mir zu gebieten; und würde es mir auch befohlen, daß ich die Flagge des Landes auf einem einzelnen Schiffe wagen sollte: ich würde doch zur See gehen; denn wo die Generalstaaten die Flagge des Landes wagen, da wage ich auch mein Leben.“ Seine Freunde riethen ihm, er solle geradezu die Unternehmung mit einer so kleinen Flotte weigern; aber er entgegnete, daß es seine Pflicht sei, sich den Befehlen der Regierung zu fügen.

Als die Zeit des Absegelns herannahte, ward er nach einander von drei Uebeln angefallen, die ihn aufs Krankenbett warfen. Einem heftigen Zahnweh folgte erst eine Kolik und dann dauernde Steinschmerzen. Unter diesen Umständen rieth man ihm aufs neue die Führung des Zuges abzulehnen; allein er blieb fest und antwortete: „Ich werde die Fahrt unternehmen und wenn man mich aufs Schiff tragen müßte.“ Doch erstarkte er wieder vor dem Tage der Abfahrt. Als er dann von seinen Freunden Abschied nahm, gab er deutlich seine Ahnung zu erkennen, daß dieser Zug sein letzter sein würde. Zu einem der Vertrautesten unter ihnen sprach er: „Mein Freund, ich sage Dir Lebewohl, aber nicht bloß Lebewohl, sondern Lebewohl für immer; denn ich werde wohl nicht wiederkehren, sondern ich fühle es, daß ich auf diesem

Zuge fallen werde.“ Im Scheiden von seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohne ward er so ergriffen, daß bange Besorgniß die Gemüther Aller erfüllte. Am 24. Juli erschien er in der Versammlung der Generalstaaten, um anzukündigen, daß er bereit sei, sich auf die Flotte zu begeben. Der Vorsitzende Wilhelm von Nassau wünschte ihm im Namen der Versammlung Glück zu seiner Reise und gebot ihm überall die Interessen des Landes und der Staatsangehörigen zu schützen. Zwei Tage nachher that er dem Prinzen von Monte Sarchio, Admiral der Krone von Spanien kund, daß er in Helvoetsluis sein Schiff besteigen und mit seiner Flotte zunächst nach Kadiz segeln würde, um dort die weiteren Befehle der spanischen Regierung zu empfangen. Sein Auftrag lautete nur auf sechs Monate, wenn nicht derselbe verlängert werde. Ueber sein Verhältniß zu dem spanischen Admiral ward bestimmt, daß diesem der erste Rang und der Vorsitz im Kriegsrathe zukomme, de Ruiter dagegen darauf zu sehen habe, daß in diesem eine gleiche Anzahl niederländischer Oberoffiziere mit den Spaniern sitze.

Bevor noch der Admiral aus Holvoetsluis ausgelaufen war, empfing er weitere Befehle, alle schwedischen Schiffe, die er unterwegs finden würde, anzuhalten und wegzunehmen, weil der schwedische König sich mit dem französischen in ein Bündniß eingelassen hatte. Einige Tage mußte er noch auf der Höhe vor Blankenberg verweilen und erhielt hier noch vor der Abfahrt die Nachricht von dem Siege Montecuculis und dem Tode Turennes bei Sasbach. Endlich nach langem ungeduldigem Harren auf die letzten Botschaften des Statthalters stach er am 22. August in See; aber unterwegs entstanden neue Hindernisse; denn unter der Kauffahrteiflotte, die er bis Kadiz geleitete, war ein Ostindienfahrer so schwerfällig, daß er den ganzen Zug aufhielt. De Ruiter erkannte die Ursache darin, daß dies Schiff übermäßig geladen war, und bat die Vorsteher der ostindischen Kompagnie in Middelberg dergleichen Uebelstände in Zukunft zu vermeiden. Der

dadurch entstehende Aufenthalt und die Langeweile ward verkürzt durch die Wegnahme kleiner französischer Kaper, die aber nur geringen Gewinn brachten. Unterwegs kamen vier dänische Schiffe auf Nantes befrachtet unter die Flotte und der Admiral fragte darüber bei den Generalstaaten an, wie er es mit diesen Schiffen halten sollte; aber er erhielt zur Antwort, daß Dänemark neutral sei und gemäß der in den Niederlanden geltenden Regel: Frei Schiff frei Gut, jene Schiffe ungekränkt bleiben müßten.

Am 26. September 1675 warf de Ruiter auf der Rhede von Kadiz die Anker und empfing sogleich einige für ihn bereit liegende Schreiben der spanischen Regierung, daß er sich baldmöglichst zu einigen spanischen Schiffen vor Oran begeben solle, um mit diesen unter der Führung von Don Juan d'Austria nach Sicilien zu segeln. Aber sein Fockmast und seine große Stenge waren zerbrochen, so daß er zur Wiederherstellung sechs Tage in Kadiz verweilen mußte. Die Spanier staunten den Fortgang dieses Werkes ganz verwundert an und meinten, daß man mit spanischen Arbeitern zum wieder in Stand setzen des Schiffes mindestens eben so viele Wochen nöthig gehabt hätte, als die Niederländer Tage bedurft hatten. Inzwischen sandte de Ruiter den Viceadmiral de Haan mit einigen Schiffen nach Algier, damit er mit der dortigen Regierung über die obschwebenden Streitigkeiten unterhandele; aber de Ruiter gebot ihm nicht länger als drei Tage auf der Rhede von Algier zu verweilen und dann sofort wieder zu ihm zu stoßen, damit diese Theilung der Macht nicht die Unzufriedenheit der Spanier erregte. Schon am 7. Oktober ging de Ruiter wieder unter Segel und begrüßte im Vorbeifahren die englische Flagge auf Tanger durch Ehrenschüsse, das Streichen der Flagge und das Niederfallen des Marssegels, worauf das Kastell ihm mit der gleichen Anzahl Schüsse antwortete. Der Wind war so ungünstig, daß er erst am 1. November vor Alicante eintraf. Hier erhielt er ein Schreiben der spanischen Regierung, daß er fünf Schiffe wieder zurück nach Kadiz

senden sollte, um das in Ausrüstung liegende spanische Admiralschiff von dort her zu geleiten. Allein de Ruiter wußte aus eigener Anschauung, daß dies große Schiff erst in zweien Monaten fertig gemacht werden konnte, und da nach seiner Meinung ein Zusammentreffen mit dem Feinde eher erwartet werden mußte, hielt er die Ausführung des Befehls für unthunlich und wagte es mit Angabe seiner Gründe abschläglich darauf zu antworten. Auch schienen dieselben gut aufgenommen zu sein; denn es erfolgte weiter Nichts darauf.

In denselben Tagen erhielt de Ruiter ein Schreiben von dem Prinzen Don Juan d'Austria, der ihm meldete, daß er auf königlichen Befehl sich nach Madrid habe verfügen müssen und demnach an der Unternehmung auf Sicilien und besonders auf Messina keinen Antheil nehmen könnte. Er wies de Ruiter an, sich mit möglichster Schnelligkeit dahin zu verfügen und in Cagliari und Trapani nähere Nachrichten über die befreundete und die feindliche Flotte einzuziehen. Die Vicekönige von Sardinien, von Neapel und von Sicilien seien angewiesen, ihm allen Vorschub auf seiner Fahrt zu gewähren. Daneben drückte er sein Bedauern aus, dem niederländischen Admiral im Namen des Königs eine goldene Kette nicht selber überreichen zu können, sondern diesen angenehmen Auftrag dem Marquis del Carpio überlassen zu müssen. Nach dem Empfang dieses Briefes beschloß de Ruiter zuerst zur Einnahme von Trinkwasser nach Yviça zu segeln; denn wegen des Nordostwindes, der schon zwei Monate lang geweht hatte, war die Brandung an den Küsten von Catalonien und Valencia so heftig, daß man dort nicht anlanden konnte. Von Yviça aus stellte der Admiral wieder seinen Kurs auf Barcelona, wo sich einige spanische Kriegsschiffe ihm anschließen sollten. Aber in der Nacht des 11. auf den 12. November kam er in dringende Gefahr; denn ein großes Kauffahrteischiff, das Wappen von Nassau, lief im Dunkeln quer vor dem Bug auf ihn an, daß Alles krachte und knackte. Einen der vorn hangenden Anker war der eine Arm abgestoßen, dem andern der Ankerstock zer=

trümmert, außerdem viel Holzwerk zerbrochen. Sieben Matrosen von dem Kauffahrteischiffe waren im Augenblick des Anstoßens aus Furcht, daß ihr Schiff sinken möchte, auf de Ruiters Admiralschiff herübergesprungen; jedoch war auf beiden Fahrzeugen der Schreck größer, als der wirkliche Schaden. Von Barcelona aus schrieb de Ruiter einen langen Klagebrief an die Admiralität von Rotterdam, die sein Schiff ausgerüstet hatte, und behauptete, daß er in den sieben und fünfzig Jahren, seit welchen er die See befahre, noch niemals solchen Schaden an Segeln und Tauen erlitten habe, wie dies Mal. Von seinen sieben Kabeltauen seien nur zwei dienstfähig, die Segel seien mit halb verfaultem Garn und noch dazu so schlecht genäht, daß, während die Amsterdamer Schiffe ohne alle Beschwerde unter Marssegel führen, die seinigen eins nach dem anderen aus den Leiken (Saumtauen) sprängen.

Während der Admiral vor Barcelona ankerte, kamen viele spanische Große zu ihm an Bord, um ihn im Namen des Vicekönigs von Katalonien zu begrüßen. Von ihnen hörte de Ruiter nicht erfreuliche Nachrichten über den Zustand der Schiffe des Marquis del Carpio, welche kurz vorher verschlagen waren, ohne daß man noch wußte wohin. Sie meldeten, daß auf jedem seiner Schiffe nur etwa siebenzig bis achtzig Matrosen seien und daß die fehlende Mannschaft durch Landsoldaten ergänzt würde. Ferner berichteten sie, daß der König am 6. November zwölf Jahre alt geworden und nach dem letzten Willen seines Vaters die Regierung mit diesem Tage angetreten habe, daß aber die spanischen Großen in Madrid Sorge trügen, den natürlichen Bruder des Königs, den Prinzen Don Juan d'Austria, von ihm fern zu halten und diesen nach Saragossa geschickt hätten. Diese Erzählungen waren wenig geeignet, das Vertrauen de Ruiters auf den Ausgang seiner Unternehmung zu erhöhen; doch hielt er es für seine Pflicht, dem Könige im Namen aller seiner Offiziere zur Thronbesteigung Glück zu wünschen und ihn zu benachrichtigen, daß er nach Ablauf weniger Tage nach Cagliari

hinüberzusegeln gedenke. Der König erwiderte ihm, daß er ihm dennoch seinen Bruder Don Juan d'Austria zusenden würde, und de Ruiter harrte geduldig, bis er am 28. Nov. ein Schreiben von diesem erhielt, daß er durch Krankheit verhindert werde und dem Admiral nochmals glückliche Reise wünschen müsse. Auch de Ruiter selber hatte mehre Tage hindurch wieder an Steinschmerzen gelitten, und war noch nicht wieder hergestellt; aber mit Freuden ergriff er die ihm endlich gewordene Erlaubniß, die wegen des herrschenden Ostwindes so gefährliche Küste zu verlassen, und stach noch am Abend des 28. November in See. Noch immer war der Viceadmiral de Haan nicht wiedergekehrt und deshalb bestand die ganze Flotte mit Einschluß zweier spanischen Fahrzeuge, eines Kriegsschiffes und einer Fleute, nur aus sechszehn Segeln.

Unterwegs vernahm er im Hafen von Cagliari, daß der Viceadmiral de Haan am 12. November dort angekommen und am 23. seine Fahrt nach Neapel fortgesetzt habe. Diese Nachricht war dem Admiral sehr unlieb, weil de Haan vermöge seiner Befehle verpflichtet war, ihn zu erwarten. Ueberhaupt war es ihm nicht wenig unangenehm, diesen Mann als seinen Unterbefehlshaber ansehen zu müssen, da sie beide von Natur durchaus verschieden waren und sich selten einen konnten. Der Vicekönig von Sardinien dagegen bewies dem Admiral alle mögliche Ehre und gern willfahrte de Ruiter der Einladung desselben zum Gastmahl. Es war an einem Freitage und die Niederländer erstaunten nicht wenig, als ihnen allerlei Arten von Braten aufgetischt wurden und auch die Geistlichen aus der Umgebung des Vicekönigs munter daran schmausten. Der Vicekönig ließ durch junge Leute aus den angesehensten Familien, unter ihnen auch seinen eigenen Sohn, seinen Gästen bei Tische aufwarten und nach dem Trinkspruch auf den Prinzen Wilhelm von Oranien vernahmen die Niederländer mit inniger Freude die wohlbekannten Klänge ihres Nationalliedes „Wilhelmus van Nassauen.“

Einige Tage hernach kam der Prinz von Piombino zu dem Admiral an Bord und überreichte ihm ein neues Schreiben des spanischen Königs, welcher ihm alle Eile anbefahl, damit die Vereinigung beider Flotten baldmöglichst geschehe. Gleichzeitig setzte ihn der König in Kenntniß, daß die Generalstaaten die Bewilligung der Hülfe durch diese Flotte auf weitere sechs Monate ausgedehnt hätten. Doch die niederländischen Schiffe hatten solchen Mangel an Trinkwasser und Brennholz, welches sie in Barcelona nicht genügend bekommen hatten, daß sie erst am 13. December 1675 wieder in See stechen konnten. Am 20. December kam der Admiral vor Milazzo in Sicilien, wo die Freude über seine Ankunft nach Maßgabe der Bedrängniß durch die Franzosen über alle Maßen groß war, so daß de Ruiters Sekretär van der Poort, der dem dort anwesenden Vicekönige, Herzoge von Villa Franca, die Nachricht überbrachte, eine goldene Kette zum Werthe von tausend Gulden zum Geschenk erhielt. Als de Ruiter selber ans Land stieg, ward er von dem Herzoge von Villa Franca aufs freundlichste empfangen und beide besprachen die Maßregeln, welche der eine zu Wasser, der andere zu Lande gegen die Franzosen unternehmen wollte. Vor Allem bat de Ruiter, daß der spanische Admiral, Prinz von Monte Sarchio, seine Flotte bald mit der niederländischen vereinigen möge. Zunächst aber wandte de Ruiter seine Sorgfalt an, durch Kreuzen auf französische Kauffahrer der bedrängten Stadt Messina alle etwaige Zufuhr durch dieselben abzuschneiden.

Gleich nach der Ankunft des Admirals erhielt sein Schiffsprediger Westhovius zwei lateinische Briefe aus Neapel von ungarischen Predigern. Sie benachrichtigten ihn darin, daß sie, drei und zwanzig an der Zahl, um ihres Gottesdienstes willen als Sklaven auf den Galeeren rudern müßten und überhaupt in dieser Weise behandelt würden, und daß noch drei von ihren Amtsgenossen auf den spanischen Galeeren in Sicilien dasselbe Schicksal mit ihnen theilten. Der Verlauf

ihrer Geschichte war dieser. Es waren zu jener Zeit Verfolgungen über die Protestanten in Ungarn, sowohl Reformirte als Lutheraner, verhängt und ein und vierzig Prediger, die sich weigerten, römisch-katholisch zu werden oder freiwillig ihr Vaterland zu verlassen, waren dem Heere übergeben, das in den kaiserlichen Erblanden für spanische Dienste geworben, bereit stand nach Neapel zu ziehen. Unterwegs waren die Prediger sehr mißhandelt, sechs von Hunger, Durst, Schlägen und den eisernen Fesseln allzu sehr Gequälte hatte man zurücklassen müssen, zwei waren den Mißhandlungen noch vor Neapel erlegen, drei hatten zur Verwunderung Aller Mittel gefunden, aus ihrem Elende zu entkommen. Die Uebrigen waren mit geschorenem Haar und Bart in die Jacken der Galeerensträflinge gesteckt; aber am 2. Juli waren wieder drei gestorben, so daß am 5. Sept. nur noch sieben und zwanzig übrig waren. Das Gerücht von den Leiden der Unglücklichen hatte bald Europa durcheilt, in Deutschland wurden milde Beiträge für sie gesammelt; aber alle Verwendungen der Schweiz, Brandenburgs, Braunschweig-Lüneburgs u. s. w. für ihr Geschick waren bis dahin fruchtlos geblieben. Deshalb baten sie den Amtsbruder Westhovius, ihr Schicksal dem Admiral de Ruiter dringend vorzustellen und ihn um sein Mitleid und seine kräftige Verwendung für sie zu ersuchen. De Ruiter befahl sofort seinem Prediger, auf den Galeeren dort nachzusuchen; aber alles Nachforschen war vergebens: die drei Männer wurden verleugnet und sofort nach Neapel gesendet. Deshalb schickte de Ruiter seinen Sekretär van der Poort und den Prediger Westhovius an den Herzog von Villa Franca und ersuchte ihn, bei dem spanischen Vicekönige in Neapel ein kräftiges Fürwort für jene gefangenen Prediger einlegen zu wollen. Der Herzog erwiderte, daß er nach solcher Bitte des Admirals sich für sie verwenden wollte, als wären es seine eigenen Brüder. Dennoch unterließ de Ruiter seinerseits nicht, ein Gesuch an den Vicekönig in Neapel abzuschicken.

Unterdessen wurden die Kriegsangelegenheiten wenig ge-

fördert. Der Viceadmiral de Haan war in Palermo angekommen und erhielt dort de Ruiters Befehl, sich aufs schleunigste zu ihm nach Milazzo zu verfügen; aber der spanische Admiral, der Prinz von Monte Sarchio, der auch im Hafen von Palermo lag, hielt ihn zurück. Er rieth de Ruiter, sich zu ihm nach Palermo zu verfügen; aber da die eigentliche Absicht des Unternehmens auf Messina gerichtet war und Milazzo auf dem Wege von Palermo nach Messina etwa dreißig deutsche Meilen entfernt lag, hielt de Ruiter es für eine Zeitverschwendung, wenn er erst nach Palermo wieder umkehren wollte. Es wurde Weihnachten 1675 und noch immer waren die Angelegenheiten um nichts weiter vorgerückt. Da erst gebot der Herzog von Villa Franca dem Prinzen von Monte Sarchio, daß er sich nach Milazzo verfügen sollte. Dieser erklärte seine Bereitwilligkeit, bat aber vorher um Zeit seine Schiffe in Stand setzen zu können und mit Segeln und Tauen zu versehen. De Ruiter ward über Alles dies unmuthig, zumal da Monte Sarchio's Briefe an ihn bewiesen, daß er nicht so bereitwillig sei, wie er dem Vicekönig geschrieben und sich sehr vor der Einfahrt in die Straße von Messina fürchte. Dagegen versicherte der Prinz den niederländischen Admiral der höchsten Achtung für seine Erfahrung und schrieb ihm, daß er sehnliches Verlangen trage, unter dem Schutze eines solchen Seehelden den Kampf zu wagen.

Endlich verfügte sich der Viceadmiral de Haan zu de Ruiters Flotte und lief am 1. Januar in den Hafen von Milazzo ein. Sofort ließ de Ruiter dem Vicekönig sagen, daß er unter diesen Umständen Willens sei, mit der niederländischen Flotte durch die Straße von Messina zu segeln und im Süden der Insel auf die Franzosen zu kreuzen, und daß er ihn dazu um seine Genehmigung ersuche. Der Vicekönig erwiderte sogleich durch ein Schreiben, daß er die Unternehmung für vortheilhaft halte und ihm Glück dazu wünsche. Also lichtete de Ruiter noch am 1. Januar 1676 mit seinen Schiffen die Anker und fuhr an der Nordküste von Sicilien daher.

Von der Flotte aus sah man am Lande kleine Scharmützel zwischen Franzosen und Spaniern, ohne Etwas dazu thun zu können. Der Wind war ungünstig, so daß am zweiten Tage der Fahrt noch ein unterdessen angekommenes Schreiben vom Könige von Spanien nachgeschickt werden konnte, in welchem dieser dem Admiral aufs neue anbefahl mit allem Eifer seiner Pflicht nachzukommen und ihm angemessene Belohnungen dafür in Aussicht stellte. Am 4. Januar kam eine Felucke an Bord und meldete, daß sie am Tage vorher bei der Insel Alicur etwa acht oder neun und zwanzig Segel erblickt habe. Diese Nachrichten wiederholten sich im Laufe des Tages, so daß de Ruiter sich bewogen fand, weil der ungünstige Wind ihm doch die Einfahrt in die Straße von Messina äußerst schwierig machte, seine Steven westwärts hin zu richten und den Feind zu erwarten. Am 6. Januar segelte er zwischen Lipari und dem nimmer ruhenden Vulkan von Stromboli, aber trotz der immer mehr sich häufenden Nachrichten der Felucken erblickte er selber den Feind noch nicht. Von allen spanischen Schiffen waren nur neun Galeeren bei ihm und auch diese begaben sich gleich ans Ufer, wenn die See nur etwas hohl wurde. Dagegen schrieb ihm der Vicekönig am 6. Januar, daß er über seinen Vorsatz sehr erfreut sei und von seinem Muthe und seiner Erfahrung einen günstigen Erfolg mit Zuversicht erwarte.

Am anderen Morgen kam die französische Flotte drei Meilen nordwestlich in Sicht, und sofort setzte de Ruiter bei südwestlichem Winde alle möglichen Segel bei, um sie zu erreichen. Um Mittag war er ihnen mit zehn Schiffen nahe gekommen; aber die schlechter besegelten Fahrzeuge waren noch weit zurück. Indessen sahen auch die Franzosen, daß die niederländische Flotte den Kampf ernstlich suche und strebten sich so zu legen, daß sie ihr den Wind abgewannen. Um drei Uhr Nachmittags gab de Ruiter das verabredete Zeichen, daß jedes Geschwader sich der Ordnung gemäß reihen sollte; aber der Tag war schon zu weit vorgerückt und ehe man einen Versuch des Angriffs machen

konnte, war die Sonne hinabgesunken. Am Abend kamen auf das Zeichen des Admirals alle Befehlshaber und Kapitäne an Bord und gelobten mit einem Handschlage, daß sie ihre Pflicht thun wollten. Während der Nacht drehte sich der Wind bald so bald so, und je nach der Veränderung desselben wendeten die Flotten, um eine der anderen den Wind abzugewinnen; aber gegen Morgen wich er unerwartet wieder so sehr, daß die Franzosen ihn völlig gewannen. Um acht Uhr Morgens erblickte der Admiral de Ruiter die feindliche Flotte etwa anderthalb Meilen luftwärts und sah nun, daß sie aus etwa dreißig Segeln, darunter zwanzig bis vier und zwanzig schweren Schiffen von fünfzig bis achtzig Kanonen bestand. Diese Wahrnehmung schuf ihm nicht geringe Bekümmerniß; denn danach waren die Franzosen ihm nicht blos an Zahl der Schiffe, sondern auch an Größe und Schwere derselben und demnach auch an Kanonen überlegen. Noch dazu hatten sie die Luffseite; allein es galt hier nicht lange Ueberlegung und de Ruiter blieb bei seinem Vorsatze zu schlagen. Die französische Flotte stand unter dem Befehl des Admirals du Quesne, eines Reformirten, und war eben so wie die niederländische in drei Geschwader getheilt. Das Mitteltreffen führte du Quesne selber, ein erfahrener Seemann, die Vorhut der Marquis von Preuilly-Humières, die Nachhut befehligte Gabaret. Die niederländische Flotte bestand in achtzehn schweren Schiffen, von denen nur zwei sechs und siebzig Kanonen führten, ferner in sechs leichten Fregatten mit je acht Kanonen und vier Brandern. Sie waren durchgehends geringer bemannt, als die französischen. Die Nachhut führte der Viceadmiral de Haan, das Mitteltreffen de Ruiter selber, die Vorhut der Schulz bei Nacht Verschoor.

Um neun Uhr kamen die Franzosen in so guter Ordnung heran, daß de Ruiter nach dem Treffen selber urtheilte, er habe niemals einen Angriff in besserer Ordnung gesehen. Der Raum des Gefechtes war zwischen den Inseln Stromboli und Salino. Um 10 Uhr Morgens begann das Schießen, zuerst

zwischen Verschoor und Preuilly-Humières; doch bald rückten auch die Admirale selber einander näher. Eine Weile lagen sie abwartend einander in Schußweite, bis de Ruiter zuerst eine volle Lage gab, worauf du Quesne in gleicher Weise antwortete. Nun entbrannte ein heftiges Schießgefecht, wie es de Ruiter nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte stärker noch nicht erlebt hatte. Nach drei Stunden unablässigen Feuerns befahl der Admiral du Quesne dem Ritter du Tourville unter dem Schutze des dichten Pulverrauchs einen Brander auf das feindliche Admiralschiff abzusenden. Mit Muth und Geistesgegenwart von dem Kapitän Champagne gelenkt, kam der Brander nahe heran; aber der Admiral de Ruiter nahm seiner wahr und ein wohlgezielter Schuß traf die Stenge herunter, daß die Segel zu Boden fielen. Also steckte der Kapitän das Schiff in Brand, damit es nicht den Gegnern in die Hände fiele. Dasselbe Geschick traf einen zweiten französischen Brander und nochmals einen dritten. Das Gefecht dauerte bis halb fünf Uhr Abends und mit dem Untergang der Sonne sah man ein französisches Kriegsschiff ersten Ranges sinken.

Die einbrechende Nacht schied den Streit, ohne daß eine Partei sich des völligen Sieges rühmen konnte; aber die Niederländer hatten den Schulzen bei Nacht Verschoor und die Franzosen ein großes Schiff verloren. Auch das niederländische Schiff Essen war so zerschossen, daß man das Schlimmste befürchten mußte. Man hörte den Leck rauschen; aber dennoch konnte ihn der Schiffszimmermann nicht finden. Alsbald legten sich zwei spanische Galeeren vor das Schiff, um es in einen Hafen zu bugsiren; aber bevor sie Palermo damit erreichen konnten, ging es am andern Morgen um neun Uhr zu Grunde. Beide Flotten schrieben sich nachher den Sieg zu; aber du Quesne erkannte an, daß de Ruiter der erste Seemann in Europa sei und daß er in diesem Gefechte alle Erfahrung und Tapferkeit gezeigt habe, die man von ihm habe erwarten können.

Am anderen Morgen fand sich der Admiral de Ruiter in der Nähe der Insel Alicur, die im Alterthume Ericusa hieß, und erblickte die feindliche Flotte fünf Meilen nordwestwest in Leh; aber die Luft war so still, daß man sie nicht erreichen konnte. Am selben Tage kam der Prinz von Monte Sarchio mit neun spanischen Schiffen in Sicht und fügte sich Abends zu der niederländischen Flotte. In der Frühe des anderen Morgens schrieb er an de Ruiter: er wünsche von ihm um seiner Erfahrung willen zu wissen, was jetzt zu thun sei. Sein Rath gehe dahin, dem Feinde den Weg nach Messina zu versperren und ihn zu zwingen auf offener See zu bleiben. De Ruiter schrieb kurzweg auf die Rückseite des Briefes, daß er mit dem Inhalte desselben übereinstimme. Die folgenden Tage segelten beide Flotten auf und ab, indem de Ruiter immer bemüht war, den Feind westlich abzuhalten; doch mußte er zu seinem großen Leidwesen wahrnehmen, daß du Quesne unterdessen mit zwölf schweren Kriegsschiffen von fünfzig bis vier und achtzig Kanonen, vier Fregatten und vier Brandern verstärkt war. Der Prinz von Monte Sarchio fragte deshalb am Abend des 11. wieder an, was nun zu thun sei; aber de Ruiter erwiderte ihm, daß er den Kriegsrath auf das spanische Admiralschiff berufen müsse. Mit dem Aufgang der Sonne kamen auf das Zeichen de Ruiters die niederländischen Kapitäne zu ihm an Bord und man konnte sich schwerer Besorgnisse nicht erwehren; denn die Feinde hatten nun bis vierzig schwere Kriegsschiffe, denen die Niederländer nur zwölf schwere Schiffe und fünf Fregatten entgegenstellen konnten; denn auf die noch leichteren Fahrzeuge war wenig zu rechnen. Dazu kam dann die spanische Flotte von vier schweren Schiffen und fünf Fregatten, so daß, die überlegene Größe der französischen Schiffe selbst mit eingerechnet, das Verhältniß stand wie eins zu zwei. Dennoch ging die Meinung einiger Niederländer dahin, daß man den Feind aus diesen engeren Gewässern aufs offene Meer zu locken suchen müsse, um dort mit Gottes Hülfe den Kampf gegen ihn zu

wagen. Dann versammelte der spanische Admiral den ganzen Kriegsrath, der nach langer Ueberlegung den Beschluß faßte: Die niederländisch-spanische Flotte solle ihren Kurs auf das Kap von Milazzo stellen und in dem Kanal von Lipari und Rasicalmo kreuzen, bis sie vom Vicekönig weitere Befehle empfangen hätte. Es wurden gewichtige Gründe vorgebracht, welche gegen ein zweites Treffen unter so ungünstigen Umständen sprachen, namentlich daß die Niederlage in demselben den Verlust der beiden Königreiche Sicilien und Neapel wahrscheinlich nach sich ziehen würde. Diese Befürchtungen mehrten sich in den folgenden Tagen und in einer zweiten Versammlung am 14. Januar 1676 beschloß der Kriegsrath, sich in den Hafen von Palermo zurückzuziehen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Krieges. Treffen vor Augusta und Tod des Admirals de Ruiter. April 1676.

Der Vicekönig von Sicilien hätte es gern gesehen, wenn die vereinigte spanisch-niederländische Flotte auch so sich mit den Franzosen in ein zweites Treffen eingelassen hätte, und schrieb darüber an den Prinzen von Monte Sarchio; aber weder dieser, noch de Ruiter waren dazu zu bewegen und sie steuerten dem Hafen zu. Widrige Winde hinderten de Ruiters beschädigte und vielfach zerschossene Schiffe am Einlaufen in Palermo und mit der Genehmigung Monte Sarchios segelte er nach Milazzo. Dort empfing er von dem Konsul in Neapel verschiedene Briefe, aber kein Schreiben von den Generalstaaten, noch von dem Statthalter, wonach er so sehnlichst verlangte. Am Nachmittage kam der Vicekönig mit großem Gefolge zu ihm an Bord, und eine der ersten Fragen de Ruiters war, welche Antwort in Betreff der ungarischen Prediger von Neapel gekommen sei. Jener erwiderte: die Antwort sei so günstig, daß er an einer baldigen Befreiung derselben nicht zweifeln könnte. Doch dem war nicht also, und de Ruiter sah sich noch einmal zur ernsteren Verwendung für sie veranlaßt, wie wir nachher sehen werden. Der Vicekönig hatte bei seinem Besuche hauptsächlich den Zweck, de Ruiter zum längeren Verweilen zu vermögen; denn trotz des Schreibens

vom spanischen Könige, daß die Generalstaaten den ursprünglich bestimmten sechs Monaten noch weitere sechs hinzugefügt hätten, hielt de Ruiter sich nur an die ihm selber von daher ertheilten Befehle, und da weiter keine Nachrichten von den Niederlanden her angekommen waren, hatte er dem Herzoge von Villa Franca angekündigt, daß seine Zeit nun abgelaufen sei. Dagegen waren alle Bemühungen des Herzogs vergebens: de Ruiter erkannte das Bedürfniß seiner Hülfe vollkommen an; aber er blieb bei seinem Worte, daß er nur den Befehlen seiner Oberen gehorchen dürfe.

In Milazzo erfuhr er durch sichere Kunde, daß auch die Franzosen trotz ihrer bedeutenden Verstärkung ein zweites Treffen mit den Niederländern nicht gesucht hätten, sondern südlich um Sicilien gesteuert wären, um von der andern Seite her Messina zu erreichen. Am 20. Januar kamen sie dort an. De Ruiter ließ unterdessen alle Schiffe wieder in Stand setzen, das seinige mußte krengen, weil es mehre Schüsse unter Wasser hatte, die gestopft werden mußten. Am 21. Januar berief er in der Morgenfrühe alle Kapitäne an Bord und befahl ihnen, sich segelfertig zu machen, um am Abend desselben Tages die Anker zu lichten. Er theilte dies auch dem Vicekönige mit, der noch in derselben Stunde zu ihm an Bord kam. Doch auch dies Mal waren alle Vorstellungen vergebens. Der Vicekönig bot ihm eine schwere goldene Kette an, wenn er nur dem Schreiben seines Königs Glauben beimessen wolle; allein der Admiral erwiderte: „Nicht um ganz Sicilien bleibe ich einen Tag länger, als mein Befehl geht.“ Scherzend wandte er sich nachher an seinen Schiffsprediger Westhovius und sagte: „Domine, der Vicekönig ist so verlegen mit seiner goldenen Kette und Denkmünze daran, daß ihr sie nur schlechtweg hättet nehmen sollen.“ Aber dieser erwiderte: „Sie würde mir nur nicht so wohl stehen, wie euch.“ Auch wird erzählt, daß der Vicekönig dem Admiral hunderttausend Gulden angeboten haben solle; aber auch dies half Nichts. Einige Stunden, nachdem er de Ruiters Schiff verlassen hatte,

sandte er dem Admiral ein Schreiben, in welchem er als die nächste und unvermeidliche Folge von de Ruiters Heimkehr den Verlust des ganzen Königreichs Sicilien in Aussicht stellte, sich ferner erbot, für sich und den König von Spanien den Generalstaaten für allen dadurch entstehenden Schaden zu haften. Er bitte nur noch um zwei Monate Frist, während welcher ohne allen Zweifel die Bestätigung der Nachricht des Königs von Spanien durch ein Schreiben der Generalstaaten eingehen würde; aber de Ruiter schlug Alles ab. Dann kamen noch wieder im Namen des Viceköniges einige vornehme Spanier, um nur noch einen Aufschub von vierzehn Tagen zu erlangen; aber auch sie mußten unverrichteter Sache heimkehren. Wenn de Ruiter auch geneigt gewesen wäre, dem Gesuche zu willfahren: so wußte er aus Erfahrung an dem Beispiele Tromps im Jahre 1674, der auch auf Ansuchen der Spanier sechs Wochen über seinen Befehl ausgeblieben war, daß die Generalstaaten ihn und die Hauptbefehlshaber zur Rechenschaft gezogen hatten; die Kosten jenes Ausbleibens hatten sich auf beinahe eine Million Gulden belaufen. Zudem war es Allen einleuchtend, daß bei der geringen Zahl und schlechten Ausrüstung der spanischen Schiffe Alles auf die niederländische Flotte ankommen würde, und es war kaum irgend eine Aussicht vorhanden, den ungleichen Kampf gegen die französische Flotte einigermaßen glücklich bestehen zu können. Deshalb stimmte der ganze Kriegsrath mit de Ruiter über die Nothwendigkeit der Heimkehr überein.

Doch der Vicekönig ließ noch nicht ab und schrieb de Ruiter noch einen zweiten Brief, in welchem er ihm alle durch seinen Abzug entstehenden Gefahren noch einmal wiederholte, und ihn schließlich bat, wenn er sich überhaupt nicht bewegen lassen wolle, doch wenigstens Neapel anzusegeln, wo wahrscheinlich Briefschaften für ihn liegen würden. Diesem letzten Gesuche willfahrte der Admiral und ging noch am Abend des 22. Januar 1676 unter Segel. Er stellte seinen Kurs zuerst auf Stromboli und schickte am 23. von da aus einige Boten

voraus nach Neapel, um wegen etwaiger Briefe anzufragen. Als sie ohne solche wiederkehrten, segelte de Ruiter selbst nicht mehr hin, sondern fuhr weiter heimwärts, bis er am 31. Januar die Nordspitze von Sardinien in Sicht bekam. Am 4. Februar erblickte er unweit Gorgona, einer kleinen Insel südwestlich von Livorno, fünf Schiffe. Er steuerte auf sie zu und sie auf ihn, bis sie sich Abends erreichten. Es waren Niederländer und sie endlich brachten ihm das lang ersehnte Schreiben des Statthalters Wilhelm von Oranien, das am 19. Dezember 1675 abgefaßt war. Der Inhalt desselben lautete dahin, daß der Termin der Hülfeleistung auf sechs Monate damit nicht bestimmt habe begrenzt werden sollen, sondern daß der Admiral, im Falle er es nöthig fände, noch fernere sechs Monate in jenen Gewässern zur Hülfe der Spanier verweilen solle. Auf diesen Brief war de Ruiter sofort bereit, wieder umzukehren und zuerst Neapel anzusegeln.

Am 10. Februar kam die Insel Ischia im Westen des Meerbusens von Neapel in Sicht; aber der Wind wehte aus Nordost gen Osten, so daß die Fahrt wenig gefördert wurde. Deshalb sandte der Admiral eine Felucke voraus mit einem Briefe an den Vicekönig von Neapel, den Marquis de los Velez, und meldete ihm seine Ankunft. Noch am Abend desselben Tages kam der niederländische Konsul van Dalen an Bord und brachte ein Schreiben des Vicekönigs mit der Einladung an den Admiral in die Stadt zu kommen. Am Schlusse des Briefes fanden sich die Worte: „Die Loslassung der ungarischen Religiosen (also nannte man die Prediger) ist vergönnt, sobald ich nur erfahren hatte, daß ich Ew. Excellenz einen Gefallen damit erzeigen könnte; und ich wartete, um sie ins Werk zu richten, nur auf die Ankunft Ew. Excellenz, damit sie die Gnade durch Eure Hand empfangen sollten.“ Dessenungeachtet war es mit der Zusage auch dies Mal noch nicht rechter Ernst. Erst am folgenden Tage lief die Flotte in den Busen von Neapel ein und am Abende desselben Tages kam der Vicekönig mit einem prächtigen Gefolge an Bord.

De Ruiter hatte den ganzen Tag über noch Nichts über die Loslassung der gefangenen Geistlichen vernommen, und sein Schiffsprediger Westhovius ermangelte nicht, ihn daran zu erinnern und ihn aufmerksam zu machen, daß er diese Gelegenheit benutzen müsse. De Ruiter war derselben Meinung. Als der Andrang sich in der Kajüte ein wenig verminderte und viele der Spanier auf und abstiegen, um das Schiff zu besehen, trat der Admiral zum Vicekönig und redete ihn folgendermaßen an: „Es ist an Ew. Excellenz zweimal wegen der ungarischen Prediger geschrieben und um die Loslassung derselben gebeten. Man sagt, daß in Folge dessen die Unglücklichen allerdings einige Erleichterung genießen; aber ihre Freiheit haben sie doch nicht wieder, und um diese ersuche ich Ew. Excellenz; da ich nicht weiß, wie jene Männer eine solche Strafe verdient haben sollten. Ew. Excellenz erweist mir die Ehre mich zu bewillkommnen und dies mit vielen Zeichen der Achtung und Gewogenheit, die mich nicht wenig erfreuen; aber ich muß Ew. Excellenz offen heraus sagen, daß ich nicht fröhlich sein kann. Welche Freude sollte ich aus der Ehre schöpfen, die mir widerfährt, so lange meine Brüder, die Prediger, auf jenen Galeeren sitzen und dort mißhandelt werden? Will also Ew. Excellenz irgend Etwas für mich thun und die Geneigtheit gegen mich durch die That beweisen, so mögen diese Armen gelöst werden aus ihren Banden."

De Ruiter sprach diese Worte mit solchem Nachdruck, daß sowohl ihm als seinem Zuhörer die Thränen aus den Augen brachen. Der Vicekönig erwiderte: „Die Briefe von Ew. Excellenz an mich habe ich empfangen und aufmerksam gelesen und es thut mir selbst leid, daß es mit den armen Menschen dahin gekommen ist. Aber Ew. Excellenz weiß, daß ich unter meinem König und Herrn stehe, dessen Meinung über diese Frage mir unbekannt ist, daß ich jedoch nicht Vollmacht habe in dieser Sache zu handeln, wie ich wohl möchte. Auch sind es ja kaiserliche Gefangene. Es thut mir leid, daß Ew. Excellenz Etwas von mir verlangt, was zu bewilligen

nicht mir zusteht, sondern dem Könige, meinem Herrn, und dem Kaiser, an welche beide deshalb wird geschrieben werden müssen.“ Diese Worte schlugen de Ruiter so nieder, daß der Vicekönig es seinen Gesichtszügen wohl ansah, was in ihm vorging. Er besann sich eine Weile und wandte sich endlich wieder mit folgenden Worten an den Admiral: „Doch, mein Herr, wer würde einem solchen Manne, dem Beschützer und Erhalter dieser Länder, dem wir Alle so sehr verpflichtet sind, irgend Etwas verweigern dürfen? Ich will sie um euretwillen befreien; doch unter der Bedingung, daß ihr sie auf eurer Flotte haltet und sie nicht auf das Gebiet meines Königs oder dasjenige des Kaisers wieder an Land setzt; denn dann würde es ihnen schlimmer ergehen und ich sie nicht mehr schützen können. Ich glaube durch die Bewilligung eurer Bitte meinem Könige einen Dienst zu thun und darum sei sie euch gewährt.“ Der Admiral dankte dem Vicekönig und erwiderte, daß er seinen Schiffsprediger sofort abschicken würde, um sie herbeizuholen.

Kaum war der Vicekönig an Land, als schon Westhovius in Gesellschaft mit Aegidius Viret, dem Schiffsprediger des Viceadmirals de Haan, mit drei Schaluppen an Land segelte, um mit den Befehlen des Vicekönigs versehen auf die Galeeren zu gehen. Der Prinz von Piombino, General der Galeeren in Neapel, ging auf den Auftrag des Vicekönigs mit beiden Niederländern dahin und übergab ihnen die drei und zwanzig Prediger. Am folgenden Tage holte Westhovius noch einen aus dem Hospital der Sträflinge, wo er krank darnieder lag, und noch zwei aus einem Gefängnisse. Also kamen sechs und zwanzig Prediger, unter denen drei Schulrektoren waren, nach einem neunmonatlichen Gefängnisse von Neapel aus auf de Ruiters Schiff. Ihr Aussehen war traurig und jämmerlich; denn ihre Kleider waren zerrissen, ihre Glieder halbnackt, mit Wunden und Beulen bedeckt, Alle waren ausgemergelt, unter ihnen alte Männer mit grauem Haupte. Am Bord des Admirals traten sie zu ihrem Befreier und

dankten ihm mit unaussprechlicher Freude. Er erwiderte ihnen: „Dankt eurem Gott, ich habe nur meine Pflicht gethan.“ Dann fuhr er mit Anspielung auf die gewöhnlichen Zänkereien der Reformirten und Lutheraner fort: „Ich habe gehört, daß einige von Euch lutherisch und einige reformirt sind.“ Auf ihre Erwiderung, daß dem also sei, sprach er weiter: „Ihr habt nun wohl eingesehen, daß die Papisten eure gemeinsamen Feinde sind und euch auf gleiche Weise behandeln.“ Darauf entgegnete einer der Reformirten: „Wir sind unter dem gemeinsamen Kreuze wie Brüder, ja wie ein Herz und eine Seele gewesen. Was wir Reformirte an Geld und Unterstützung empfingen, davon bekamen auch die Lutheraner ihren Theil, und wir genossen mit, was ihnen gegeben wurde.“ Der Admiral entließ sie dann mit der nützlichen Ermahnung: „So geht denn hin und thue ein jeder sein Bestes auch bei den Seinen, auf daß ihr, wenn ihr wieder heimkommt, eines Sinnes sein oder werden mögt. Einen angenehmeren Dank werdet ihr mir nicht erweisen können.“ Nach diesen Worten wurden die Prediger über die Schiffe vertheilt und erschienen nach einigen Tagen in neuer, angemessener Kleidung.

Vor seinem Abschiede von Neapel erhielt de Ruiter von dem Vicekönige das Bild des Königs von Spanien auf Gold emaillirt mit acht Rosen von Diamanten umgeben, hangend an einer goldenen Kette. Außerdem ward er mit anderen Geschenken ähnlichen Werthes erfreut. Am 19. Februar lichtete er bei Tagesanbruch die Anker, um nach Palermo hinüberzusegeln, und feuerte zum Abschiedsgruße eilf Schüsse ab und die übrigen Befehlshaber nach Verhältniß; aber von den Kastellen der Stadt ward mit mehr als hundert Schüssen geantwortet, so daß de Ruiter wieder sich mit sieben Schüssen bedankte. Am 23. Februar lief der Admiral in den Hafen von Palermo ein und ward sofort durch den Prinzen von Monte Sarchio und die Behörden bewillkommnet. Die niederländische Flotte bedurfte mancher Ausbesserungen; besonders hatte das Admiralschiff solchen Schaden erlitten, daß es ge-

kielholt werden mußte, wobei sich an der Zusammenfügung des Kiels und des Stevens schwere Beschädigungen fanden, welche die Seeleute mit Schrecken über die ohne Vorwissen ausgestandenen Gefahren erfüllten.

Am 14. März war Alles wieder segelfertig gemacht und auch die spanische Flotte war im Stande. Diese bestand aus zehn schweren Kriegsschiffen und zwei kleineren Fahrzeugen und stand diesmal unter dem Befehle Don Francisco Pereiras, der für sich das Mitteltreffen in Anspruch nahm, während de Ruiter mit neun schweren Kriegsschiffen und sechs kleineren Fahrzeugen die Vorhut führte, der Viceadmiral de Haan mit acht Kriegsschiffen und sechs kleineren Fahrzeugen die Nachhut. Also segelte die Flotte von Palermo aus und kam am 20. März zu Milazzo an, wo der Vicekönig mit einem Gefolge vieler Großen und Edeln den Admiral de Ruiter freundlichst bewillkommnete. Sofort ward Kriegsrath gehalten und beschlossen, daß man Messina sowohl zu Wasser als zu Lande mit aller Macht angreifen wollte; doch ein heftiger Sturm aus Ostsüdost verzögerte noch für einige Tage das Unternehmen. Während dessen feierte die Mannschaft auf dem Schiffe de Ruiters ein freudiges Fest; am Morgen des 24. März vollendete der Admiral sein neun und sechszigstes Jahr. Es war das letzte Mal, daß man seinen Geburtstag feierte. In denselben Tagen brachte man die ungarischen Prediger, damit sie nicht weiter an den Gefahren des Krieges Theil zu nehmen hätten, in englische und andere Schiffe, welche sie mitnahmen nach Venedig und anderen Hafenplätzen, von denen aus sie meist nach den Niederlanden sich begaben und dort nicht müde wurden den Admiral de Ruiter zu preisen.

Am 27. März segelte die vereinigte Flotte trotz des Schießens der Franzosen von einigen Batterien am Strande in die Straße von Messina ein und bis vor die Stadt. Aber de Ruiter sah bald, daß ein Angriff zu Wasser auf die Stadt ganz unthunlich war, weil die heftigen Wirbelströme die Schiffe oft eine oder eine halbe Meile wegtrieben, wogegen

Nichts zu thun war. Der Vicekönig von Sicilien bat die Befehlshaber dringend in der Straße zu bleiben, weil dann die französischen Schiffe alle Mannschaft an Bord behalten müßten; aber schon nach einigen Tagen wurden die Spanier am Lande von den Franzosen bei St. Salvador geschlagen, und in Folge dessen kam die französische Flotte aus dem Hafen von Messina hervor und warf unter den Kanonen des Kastells die Anker. De Ruiter und die Spanier kamen überein, daß man sie von dort weglocken müsse, und fuhren langsam nach Reggio; aber die Franzosen blieben ruhig liegen. Nach langen Berathschlagungen kam der Kriegsrath wieder zu der Ueberzeugung, die von Anfang an sich aufgedrängt hatte, daß von der Wasserseite her gegen Messina und die unter dem Schutze der Kastelle liegende Flotte Nichts auszurichten sei, und daß unter diesen Umständen nur übrig bleibe, den Verkehr der von Toulon kommenden französischen Schiffe mit den Sizilianern durch unausgesetztes Kreuzen zu verhindern.

Um doch Etwas mehr zu thun, ward versucht die Stadt Augusta zu überrumpeln und wegzunehmen; aber am Tage vorher waren die mit den Spaniern einverstandenen Bewohner dieser Stadt dringend verdächtig geworden und ohne weitere Verhandlungen verjagt, so daß der Versuch mißlang. Also vergingen viele Tage, ohne daß irgend Etwas von einiger Bedeutung geschah. Am 21. April erhielt der Admiral de Ruiter Nachricht, daß die Feinde aus Messina weg vor Catania gesegelt seien. Sofort ward der ganze Kriegsrath der Spanier und Niederländer versammelt und einstimmig beschlossen die Anker zu lichten, aus der Bai von Augusta hervorzusegeln und die Feinde anzugreifen. Schon am folgenden Tage bekam de Ruiter bei Aufgang der Sonne drei Meilen nördlich von der Stadt Augusta die ganze französische Flotte aufwärts in Sicht. Sie bestand aus dreißig schweren Kriegsschiffen, unter denen fünf zwischen neunzig und hundert Kanonen führten, drei Fregatten und sieben Brandern, und war dies Mal nicht nach der gewöhnlichen Weise in drei Geschwa-

der getheilt, sondern in vier. Sie war bewehrt mit zweitausend einhundert zwei und siebzig Geschützen und bemannt mit zehntausend sechshundert fünf und sechszig Köpfen. Die niederländische Flotte bestand nach dem Verlust des Schiffes Essen in noch siebzehn Schiffen, besetzt mit achthundert zwei und fünfzig Stücken Geschütz und mit viertausend fünfhundert Mann Besatzung. Die Spanier hatten freilich zehn Schiffe hinzugefügt, bekannten aber selbst, daß nur etwa fünf davon dienstfähig waren. Dennoch hatten die Spanier das Mitteltreffen, de Ruiter die Vorhut, de Haan die Nachhut.

Der französische Marschall, Herzog von Vivonne, war Willens gewesen, selber mit zur See zu gehen und den Oberbefehl in dem bevorstehenden Seetreffen zu übernehmen; aber der Adel und die Behörden von Messina überzeugten ihn, daß seine Gegenwart dort sehr nothwendig sei; denn das Volk fand seine Rechnung nicht bei der französischen Hülfe und murrte im Stillen. Also fügte sich Vivonne und überließ den Oberbefehl an du Quesne. Dieser führte das Mitteltreffen und ward darin unterstützt durch den Marquis von Preuilly=Humières mit seinem Geschwader, der Generallieutenant Almeras hatte die Vorhut und Gabaret die Nachhut. Am 22. April lagen die feindlichen Flotten einander im Gesicht; aber gegen Mittag ward es so still, daß es nicht möglich schien an diesem Tage zum Gefechte zu kommen. Jedoch kurz nach Mittag wehte eine leichte Brise aus Südosten und da de Ruiter nun die Luffseite hatte, hielt er geradezu auf die Feinde an. Unterdessen verfügten sich Alle nach Wunsch auf ihren angewiesenen Posten und um 4 Uhr Nachmittags begann das Gefecht im Angesichte des Berges Aetna. De Ruiter ersah sich sofort seinen Gegner in dem Führer der Vorhut, dem Generallieutenant Almeras. Während die Vorhut von beiden Seiten schon im heftigen Kampfe war, sah man das Mitteltreffen unter dem spanischen Admiral Don Francisco Pereira weit in Leh entfernt; zwar schoß er stark,

doch wegen der Entfernung ganz vergeblich. Dadurch kam die Nachhut unter de Haan, der dem Mitteltreffen folgen mußte, um so viel später an den Feind. Während dessen mußte die Vorhut alle Breitseiten der an ihr vorbeisegelnden französischen Flotte aushalten und war in großer Gefahr völlig abgeschnitten zu werden. Doch die Niederländer schossen mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, daß die französischen Schiffe es gern vermieden, ihnen allzu nahe zu kommen. Während des Gefechts schickte de Ruiter eine Schaluppe an den spanischen Admiral mit der Bitte, näher heran zu kommen, da nicht ungünstige Aussicht da sei, einen bedeutenden Sieg zu gewinnen. Die Spanier kamen auch wirklich, aber so langsam, daß es beinahe Abend ward, ehe sie die Vorhut erreichten. Andere erzählen, daß sie gute Gründe hatten, sich mit der Theilnahme am Gefechte nicht so sehr zu beeilen; denn einige hätten nur etwa dreihundert Pfund Pulver in ihren Schiffen gehabt. Dabei waren sie hochfahrend und übermüthig und die Niederländer waren am Tage vorher nicht wenig betroffen durch die Aeußerung eines der spanischen Befehlshaber: „Wenn Gottes rechte Hand mit dem Degen zu gewinnen wäre, so sollte sie mein werden."

Nachdem das Gefecht eine halbe Stunde aufs heftigste gedauert hatte, trat der Admiral de Ruiter auf das Hinterdeck, um dort einige Befehle zu geben. Während er hier stand, schlug eine Kanonenkugel auf, nahm ihm die größere Hälfte des linken Fußes weg und zerquetschte und zerbrach ihm das rechte Bein mit beiden Knochen darin, etwa eine Handbreit über dem Knöchel. Sofort sank er hin und stürzte von dem Hinterdeck herab aufs Schiff, etwa sieben Fuß hoch, ohne daß man weitere Spuren dieses Falles sah, als eine Quetschung am Kopfe. Im ersten Augenblick war er betäubt, doch bald erholte er sich und sprach für sich: „Gnädiger Gott, ich danke dir von ganzem Herzen, daß du mich in den Gefahren meines Lebens so oft bewahrt hast und jetzt heimsuchst: laß diese Züchtigung dienen zum Heil meiner Seele." Er litt

große Schmerzen; aber seine Sorge erstreckte sich noch über Alles und mehrmals brach er in die Worte aus: „Herr, beschütze die Flotte. Schone unsere Offiziere, unsere Matrosen und Soldaten, die für einen geringen Lohn so viel Ungemach und Gefahr ausstehen. Gib ihnen Muth und Kraft, daß wir den Sieg erlangen.“ Die Matrosen wurden durch das Blut ihres Admirals nur noch mehr angefeuert. Keiner ließ nach in seiner Pflicht und der Kapitän Kallenburg gab seine Befehle mit solcher Umsicht, daß weder Freund noch Feind es merkte, daß nicht mehr der Admiral die Seele des Ganzen sei. Dieser ertheilte jedoch noch allerlei Rathschläge und, so oft er das Losbrennen des feindlichen Geschützes und das Einschlagen der Kugeln vernahm, rief er: „Nur Muth, meine Kinder, Muth, dann ist der Sieg euer!“ Auch setzten die Niederländer den Kampf mit unverzagtem Muthe fort und trotzdem, daß ihre Schiffe aufs heftigste zerschossen waren, gelang es den Franzosen doch nicht eins zu nehmen, oder zu vernichten. Inzwischen war auch du Quesne, der mit der spanischen Macht nicht recht ins Gefecht kommen konnte, seiner Vorhut zugesegelt, um ihr gegen de Ruiter zu helfen; allein zu rechter Zeit noch folgten die Spanier de Ruiters Aufforderung. Es gelang auch du Quesne nicht, den Kampf dort zum Vortheil zu wenden. Am Abend wich die ganze französische Flotte zurück und die Niederländer verfolgten sie. Die Sonne war unterdessen untergegangen; aber jene benutzten den Mondschein und das Schießen dauerte bis acht Uhr Abends. Der Sieg war ohne allen Zweifel auf der Seite der Verbündeten, oder, um es richtiger zu bezeichnen, auf Seiten de Ruiters und seines Geschwaders.

Am anderen Morgen, dem 23. April, erblickten die Matrosen von den Stengen ab die Franzosen nur noch am Rande des Horizontes und glaubten, daß sie der Küste von Kalabrien oder Messina zusteuerten. Zuerst wollte man ihnen folgen; aber der Wind war ungünstig und schwoll

noch immer mehr an, so daß de Ruiter um Mittag es gerathen fand, nach dem Hafen von Siragossa, dem alten Syracus, zu segeln. Viele Schiffe, insbesondere die vom Geschwader der Vorhut, waren nicht mehr im Stande die See zu halten. De Ruiters Schiff selbst hatte in allen Masten und Rahen so viele Schüsse, daß man bei jedem nur etwas heftigeren Aufblasen des Windes das völlige Brechen derselben befürchten mußte, um so mehr, da auch viele Haupttaue abgeschossen waren. Das große Marssegel war durchlöchert von siebenzig Kugeln, das Vormarssegel von sechs und vierzig, das Kreuzsegel von mehr als zwanzig, wobei die Löcher von Pfundkugeln und geringerer Ladung nicht mitgerechnet waren. Auf ähnliche Weise war das Schiff des Grafen von Styrum, des treuen Gefährten von de Ruiter, mitgenommen, so daß es überhaupt kaum noch ein Segel führen konnte. Viele waren der Meinung, daß, wenn die niederländischen Geschwader vereint hätten fechten können, der Erfolg bedeutender gewesen wäre, als nun, da das spanische Mitteltreffen sie getrennt hatte. In seinem Bericht an die Generalstaaten und den Statthalter machte jedoch der Admiral de Ruiter auch nicht viel Rühmens von dem Viceadmiral de Haan und dessen Leistungen. Ueber den spanischen Admiral berichtete er, daß er ziemlich in Ley entfernt auf die Feinde stark kanonirt hätte, aber mit nicht bedeutendem Erfolge. Dieses Schreiben am 26. April unterzeichnete er noch selber: es war das letzte.

Die Franzosen sagten in ihrem Berichte über diese Schlacht, daß die schwere Verwundung des Admirals de Ruiter der bedeutendste und unersetzliche Verlust der Niederländer sei, und sie hatten Recht. Am ersten Tage litt er viele Schmerzen, doch in der Nacht hatte er Ruhe und es stellte sich kein Fieber ein. Als der Arzt am anderen Tage die Wunden auswusch und alle zerquetschten Theile mit Branntwein berührte, litt er heftige Pein; aber er ertrug sie mit Geduld. Westhovius bezeugte ihm, mit welchem Seelenleiden er und die Anderen dies Unglück und diese Schmerzen ansähen; aber der Admiral

erwiderte: „An diesem elenden Leibe ist wenig gelegen, wenn nur meine Seele erhalten wird. Meine Pein ist nichts gegen diejenige, die der unschuldige Heiland gelitten hat, um uns Alle zu erlösen.“ Er selber trug noch Sorge für die verwundeten Matrosen und befahl, daß man genaue Acht auf ihre Verletzungen haben sollte. Wenn ihm dann wieder die Flotte in den Sinn kam, seufzte er: „Ach, daß ich so hier liegen muß und für den Dienst des Vaterlandes Nichts mehr thun kann!“ Aber bald schlug er sich diese Gedanken völlig aus dem Sinn und gemäß der Anschauungsweise seines ganzen Lebens wendete sich seine ganze Seele nur der Ewigkeit zu. Er erinnerte sich jetzt vieler Bibelsprüche, die er in gesunden Tagen so gern zu lesen pflegte, und wiederholte namentlich einige Verse aus dem 119. und aus dem 42. Psalme: „Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthigt hast, daß ich deine Rechte lerne,“ und aus dem anderen den bekannten Spruch: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesichte. — Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich an dich. — Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset: alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.“ Von seinen eigenen häuslichen Angelegenheiten sprach er nicht ein Wort; er wollte von irdischen Dingen Nichts mehr wissen. Einmal meinte einer der Umstehenden an seinem Krankenlager, ob es nicht wünschenswerth wäre, daß seine Gattin oder seine anderen nahen Verwandten ihm Dienste in seiner Krankheit erwiesen; aber er erwiderte: „Ich bin auf dem Wege, auf welchen Gott mich gerufen hat: will er mich auf demselben aus diesem Leben zu sich fordern, so bin ich dazu bereit. Meine liebe Frau und meine Kinder würden mir durch ihre Betrübniß den Tod vielleicht noch erschweren; denn sie würden mich nur mit bitteren Thränen ansehen können. Ich hoffe sie aber in der ewigen Freude wieder zu finden.“

Unterdessen hatte der Vicekönig von Sicilien die Nachricht des Sieges empfangen und sie sofort weiter nach Spanien gemeldet. Gleichzeitig sandte er ein Schreiben des Königs von Spanien vom 18. März 1676 nach Siragossa ab, in welchem der König dem Admiral de Ruiter im Fall des Wiedergewinnes von Messina eine Jahresrente von 6000 Dukaten versprach. Bald nachher kamen neue Schreiben, in welchen der König dem Admiral de Ruiter auf die Nachricht des vor dem Berge Aetna erfochtenen Sieges, den Herzogstitel von Spanien mit 2000 Dukaten jährlicher Einkünfte verlieh und ihm außerdem in den ehrenvollsten Ausdrücken seine Zufriedenheit aussprach. Ferner waren Briefe von dem Statthalter Prinzen Wilhelm und den Generalstaaten angelangt; doch alle diese Schreiben kamen trotz ihrer schleunigen Beförderung zu spät.

In den ersten Tagen hatte man noch Hoffnung auf Genesung; aber bei dem heftigen Schmerze der Wunde, besonders des ganz zerschmetterten und zermalmten rechten Beines, welches die meiste Gefahr brachte, trat am vierten und fünften Tage nach der Verwundung, dem 26. April, ein Fieber ein, das sich nach verschiedenen Zwischenräumen der Ruhe immer mehr steigerte. Dies brachte Allen die höchste Besorgniß. Am 28. April wurde das Fieber sehr heftig und dauerte so die Nacht hindurch bis zum folgenden Mittag. Mit dem Abnehmen dieses Fiebers schwanden auch die Kräfte des alten Mannes sichtlich dahin und bald nahmen die Kundigen die Anzeichen des herannahenden Todes wahr. Hier aber zeigte der alte Seeheld einen nicht geringeren Muth als im heftigsten Gefechte. Er hatte sich von jeher vor dem Beginn jegliches Kampfes bereit gemacht, dem Tode fest ins Auge zu sehen und bewies, daß er es auch jetzt vermochte: je näher der Tod ihm trat, desto mehr bat er um seine Erlösung und sprach mit gefalteten Händen Davids Worte aus dem 63. Psalm: „Gott, du bist mein Gott, frühe wache ich zu dir; es dürstet meine Seele nach dir; mein Fleisch verlangt nach dir in einem

trockenen und dürren Lande, da kein Wasser ist." Um Mittag begann ihm die Sprache schwer zu werden und er bat den Prediger Westhovius ein Gebet zu sprechen für eine selige Erlösung. Gegen Abend hörte seine Sprache völlig auf; aber Westhovius erkannte an seinem Seufzen seinen Wunsch nach einem abermaligen Gebete und erfüllte denselben. Dann lag der alte Seeheld noch einige Stunden sprachlos in der Beklemmung des Todes, bis er am Abend des 29. April zwischen 9 und 10 Uhr still und ruhig mit einem Seufzer den Geist aufgab. Die Befehlshaber der Flotte umstanden sein Sterbelager an Bord seines Schiffes Eintracht in der Bai von Siragossa.

Die Leiche ward einbalsamirt, um im Vaterlande die Ruhestätte zu finden, doch die Eingeweide herausgenommen. Der Magistrat der Stadt Siragossa war nicht wenig bekümmert, wie er sich dabei benehmen sollte, und ersuchte die katholische Geistlichkeit um die Erlaubniß, den Niederländern für die Eingeweide des gefallenen Admirals einen Begräbnißplatz in einer der Kirchen Siragossas anzubieten. Doch die Antwort lautete, daß die Eingeweide als ein Theil des Leichnams eines Nichtkatholiken in geweihter Erde keine Ruhestätte finden dürften, es sei denn auf besondere Erlaubniß des Papstes. Deshalb beschloß die Obrigkeit von Siragossa auf dem Rathhause eine ansehnliche Stelle dazu einzuräumen und die Eingeweide dort unter einem Denksteine mit einer dem Werthe des Mannes angemessenen Inschrift zu begraben. Dieses Anerbieten ließ sie in den ehrenvollsten Ausdrücken den Befehlshabern der niederländischen Flotte bekannt machen; aber diese schienen es nicht zu verstehen oder durch das Vorgefallene gereizt zu sein: sie erwiderten: daß sie nicht geweihten Boden begehrt hätten und das Anerbieten des Stadthauses mit Dank für die Güte der Herren ablehnen müßten, da es ihre Absicht sei, die Eingeweide da zu beerdigen, wo sie auch den vorher gestorbenen Kapitän Noirot begraben hätten. Dieser Ort war ein kleiner

Hügel, etwa hundert Schritte von der Stadt entfernt, an der Bai gelegen und beinahe rund umher von der See umgeben. Am 1. Mai gegen Abend wurden die Eingeweide unter dem Gefolge aller Befehlshaber und Kapitäne dahin gebracht und bestattet. Der einbalsamirte Leichnam wurde in einen Sarg gelegt und dieser in die Kajüte des Admiralschiffes gestellt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Charakterzüge des Admirals de Ruiter.

Also war das Ende von Michiel Adriaanszoon de Ruiter, Herzog in Spanien, Ritter in Dänemark, General-Admirallieutenant von Holland und Westfriesland, der acht und fünfzig Jahre lang vom eilften Jahre seines Alters an die See befahren hatte und vom Hochbootsmannsjungen zum Admiral und ersten Seehelden seines Zeitalters emporgestiegen war. Dennoch mußten Alle mit Wahrheit von ihm bezeugen, daß er während seiner langen Laufbahn nie nach Gunst und Amt gestrebt hatte und daß ihm alle seine Würden ohne sein Zuthun, aber um seiner Verdienste willen zugebracht waren. Der Glanz der Ehre, der so vielen Menschen die Selbsterkenntniß verschließt und sie eitlem Ruhme nachjagen heißt, hat ihn nie verblendet. Bei seiner Größe blieb er still und einfach, dankbar gegen seine Wohlthäter, ehrerbietig gegen seine Obrigkeit, beliebt bei seines Gleichen, leutselig und freundlich gegen Alle, die unter ihm standen, und so viel er es vermochte, Alle sich verpflichtend. Er gewann die Herzen Aller, die ihn kannten: er verkehrte mit den Leuten, die in seiner geringen Stellung seines Gleichen gewesen waren, mit einer so wenig gemachten Höflichkeit, daß Alle wohl erkannten, seine Lebensstellung sei verändert, aber er selbst sich immer gleich geblieben. Ja selbst auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, als er

Flotten von neunzig bis hundert Kriegsschiffen führte und über viele tausende Matrosen und Soldaten gebot, blieb er so einfach in seiner Lebensweise, daß er nur eines Dieners bedurfte und niemals ein weiteres Gefolge in Anspruch nahm. Auch schämte er sich niemals seiner einstigen niedrigen Stellung, sondern erzählte gern im Beisein hoher Personen, bei Mahlzeiten und dergleichen, wie er einstmals auf der Seilerbahn gegangen, wie er als Bootsmannsjunge gefahren, und ermahnte die Matrosen, daß sie stets eingedenk dessen, was er gewesen sei, in der Hoffnung einer ähnlichen Laufbahn sich derselben würdig erweisen möchten.

Doch niemals rühmte er sich seiner Thaten, noch achtete er diejenigen Anderer gering gegen die seinen; ja es erfand sich öfter, daß er in seinen Berichten an die Generalstaaten mit zu vieler Bescheidenheit von seinen eigenen Leistungen gesprochen hatte, und daß sein Antheil an dem gehabten Erfolge durch seine Darstellung eher verringert als vergrößert wurde. Dadurch erhielt er sich frei vom Neide, aber nicht vom Lobe, das ihm ungesucht folgte. Niemals nahm er Lobreden an, in denen man seinen Namen zu verherrlichen suchte, und ward mehrmals, als er sie nicht ablehnen konnte, darüber beschämt und in seinem Gewissen beschwert; denn er dachte, wie er selbst sagte, an das Geschick des Königs Herodes Agrippa und meinte, daß Gott ihn verlassen würde, wenn er sich selber rühmen lassen wollte. Er war nicht im Mindesten darüber bekümmert, was man bei Lebzeiten von ihm sagen oder nach seinem Tode von ihm schreiben würde, und äußerte sich darüber in folgender denkwürdiger Weise: „Ich wünsche weder von Jemandem gelobt noch getadelt zu werden, wenn ich nur mein Gewissen befriedige und die Befehle meiner Oberen wohl ausführe.“ Darum auch wollte er nie zugeben, daß man die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens aus seinen Schiffstagebüchern auszog, und es ist gewiß, daß er viele Blätter selber herausgenommen und verbrannt hat. Auf die Fragen darüber gab er dann als Grund an: „Nicht ich, sondern Gott

hat das Alles gethan.“ Einmal erzählte er eine Begebenheit aus seinem Leben, und als sein Schwiegersohn, der Prediger Somer, ihn darauf nach dem Orte, nach Jahr und Tag derselben fragte, schwieg er sogleich still und wollte Nichts mehr davon sagen, weil er besorgte, daß sein Schwiegersohn es sich zum Zweck einer Geschichte aufzeichnen würde. Er selbst meinte, daß seine Thaten einer Geschichtsdarstellung nicht würdig seien. Er lebte in voller Anerkennung der Kraftlosigkeit und Nichtigkeit der Menschen und der Nothwendigkeit der Hülfe Gottes in allen Dingen. Diesen Grundsatz brachte er bei allen wichtigen Vorfällen seines Lebens, insbesondere vor den Seetreffen zur Anwendung, und erflehte sich jedes Mal den göttlichen Beistand zu seinem Vorhaben. In diesem felsenfesten Vertrauen blieb er auch in den dringendsten Gefahren unerschüttert, und vollführte den allezeit mit Klarheit gefaßten Gedanken mit ruhiger Umsicht und Berechnung auch des kleinsten Umstandes.

Wenn aber Einer Vertrauen auf seine Befähigung hätte haben dürfen, so war es de Ruiter. In der Steuermannskunst war er so erfahren, daß er viele Steuerleute an Kenntnissen übertraf. Er hatte ein sehr scharfes Auge und bewies unabläßige Aufmerksamkeit auf die Küsten, die Strömungen des Meeres, die Lage der Häfen, der Sandbänke, die Tiefen des Fahrwassers. Das einmal Wahrgenommene behielt er mit scharfem Gedächtnisse oder merkte es in seinen Tagebüchern an. Selbst, wenn er in der Kajüte war, wußte er blos nach dem Gehöre und der Bewegung genaue Rechenschaft zu geben über den Gang des Schiffes. Sein unerschrockener Muth, der mitten in umringenden Gefahren sich aufs glänzendste bewährte, seine immer berechnende kaltblütige Vorsicht, die beiden vorzüglichsten Tugenden eines Kriegers, waren in sieben Kriegen, vierzig Gefechten und fünfzehn großen Seeschlachten, von denen sieben unter seiner Oberleitung gekämpft wurden, aufs trefflichste erprobt. Seine lange Erfahrung wußte in fast allen Vorfällen Rath zu schaffen und kein Seeanführer wußte

mit mehr Geschicklichkeit einen zum Treffen vortheilhaften Platz aufzusuchen, den Feinden die Luffseite abzugewinnen und dabei zugleich auf die Strömungen zu achten, überhaupt allerlei Kriegslisten und Mittel zum Schaden der Feinde auszusinnen. Diese standen oft erstaunt und verwunderten sich über die Geschicklichkeit des Mannes, der ihnen Verlegenheiten schuf, deren Ahnung ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen war.

Eine solche Führung der Dinge war nur möglich durch die genaue Sorgfalt de Ruiters, der sich auch in den kleinsten Dingen, wenn sie für das Ganze Bedeutung hatten, nicht auf das Urtheil Anderer verlassen wollte. Bei dem geringsten unvorhergesehenen Zufall stieg er bei Tag und Nacht aus seiner Kajüte aufs Verdeck und sah selber nach. Er war immer vor der bestimmten Zeit fertig und ist niemals bei einer Angelegenheit zu spät gekommen. Auch war ihm Nichts mehr zuwider als Langsamkeit und Aufschub dessen, was nothwendig gethan werden mußte. Seine hauptsächlichste Sorge war auf die Matrosen gerichtet, um diese immer bei guter Gesundheit und daraus entspringendem Frohsinn zu erhalten. Deshalb ließ er sie niemals müßig gehen, sondern übte sie unabläßig und wachte über strenge Zucht und Ordnung, so daß der Muthwille niemals zum Vollen ausbrechen konnte und aller Widerspenstigkeit von vorn herein ein Damm entgegengesetzt wurde. Ja, man darf sagen, daß alle einzelnen Tugenden, welche jemals ausgezeichnete Seemänner darlegten, sich bei ihm vereinigt fanden.

Das Glück diente ihm in fast allen seinen Anschlägen und Kriegen. So oft aber auch seinem Unternehmen ein glücklicher Ausgang zu Theil wurde, gab er Gott allein die Ehre und sagte, daß man ohne göttliche Hülfe keinen Sieg erfechten könne. Diese seine ungeheuchelte Gottesfurcht zeigte sich in seinem ganzen Leben und Thun und ist um so höher zu schätzen und zu ehren, als zu allen Zeiten die Heuchelei und Lüge unter den Menschen sich in keinem Dinge so sehr

zeigt, als bei der Religion. Damals war die Religion oder ihr Schein nicht Modesache, oder der Weg zu Gunst und Gabe der Mächtigen, wie es in unseren Tagen wohl hier und da der Fall ist; sondern es erhob sich schon damals die Richtung des Zeitgeistes, welcher das achtzehnte Jahrhundert erfüllte, demgemäß nicht das Uebermaß einer zur Schau getragenen Religiösität, sondern vielmehr das Hinwegsetzen auch über den echten Kern und die Verachtung solcher Schwäche, wie man es nannte, der von den Mächtigen der Erde vorgezeichnete Weg war, auf welchem die Geringeren ihnen folgten. Alle solche Rücksichten waren de Ruiter fremd: er ehrte und achtete die Religion, weil sie das Bedürfniß seines Herzens war. Das Hören der Predigten war ihm eine der liebsten Beschäftigungen und nicht leicht hielt ihn Etwas davon zurück. Die Bibel las er unausgesetzt und während der langen Winterabende am Lande, wo dann seine Frau und seine Kinder ihm andächtig zuhörten, nahm sie fast alle seine Zeit hinweg. Außer ihr las er in der Regel nur theologische Bücher. Seine Fertigkeit im Singen bewies er nicht blos daheim, sondern auch bei den gottesdienstlichen Uebungen auf seinem Schiffe, besonders sang er gerne Psalmen, wie es der reformirte Cultus mit sich bringt. Von allen gesellschaftlichen Zusammenkünften, in denen die Zeit mit Karten- oder Würfelspiel und Trinken verbracht wird, hielt er sich völlig fern.

Bei seiner warmen Religiösität that ihm die Zerspaltung der Christenheit in viele Sekten von Herzen wehe und er wünschte Nichts sehnlicher, als den Frieden aller Kirchen. Sehr ungern vernahm er ein absprechendes Urtheil über die nicht seiner Glaubenspartei, der reformirten, angehörenden Christen, so wie er es auch mißbilligte, wenn Jemand den außerhalb des Christenthums lebenden Menschen die Seligkeit absprach. Für sich selber sah er freilich kein Heil und keine Hoffnung als in der Erlösung durch Christum; aber er sagte in Bezug auf Andere, daß bei Gott eine unergründliche Tiefe der Weisheit und der Barmherzigkeit wäre, und stellte das

Urtheil über den Glauben Anderer nur ihm anheim. Von diesem Grundsatze aus tadelte er von ganzer Seele jegliche Spötterei über die Religion Anderer, und wandte sich mit sichtlichem Mißbehagen von solchen Leuten ab, mochte ihr Stand sein, welcher er wolle. Den Predigern und ihrem Amte war er wohl gewogen, wie er auch zwei seiner Töchter an solche Männer verheirathete, und konnte nicht dulden, daß man sie geringschätzig behandelte. Doch er mißbilligte höchlichst, wenn sie sich mit Dingen befaßten, die nicht ihres Amtes waren, besonders wenn sie politische Verhältnisse auf die Kanzel brachten. Auch war er der Meinung, daß eine kirchliche Macht, eine Hierarchie, unter welchem Namen und welcher Gestalt auch immer diese auftreten möchte, der Kirche der Niederlande auf alle Fälle schädlich und verderblich sei.

Seiner Frau und seinen Kindern war er mit zärtlicher Liebe zugethan und seine Freundschaft mit wahren Freunden blieb unter allen Umständen des Lebens getreu dieselbe. Er war weicher Natur und hatte von Grund seines Herzens Widerwillen gegen den Krieg und alles Blutvergießen. Deshalb führte er den Krieg ohne Zorn und Haß, und suchte, so viel an ihm war, der überwundenen Feinde zu schonen und, wenn sie in seiner Macht waren, sie durch Wohlthun zu verpflichten. Dem Vaterlande war er getreu bis in den Tod, den Generalstaaten als den landesgesetzlichen Oberherren gehorsam. Er liebte und beschützte die Freiheit des Vaterlandes; aber er haßte auch den Mißbrauch derselben und besonders Aufruhr und Meuterei, wenn sie auch nur in Worten bestand. Einmal ereignete es sich, daß in einer Treckschüte Jemand in seinem Beisein die Generalstaaten heftig angriff und schmähte, worauf der Admiral erwiderte, daß er als Diener der Generalstaaten solche Sprache nicht länger anhören könne und den Sprecher dringend auffordern müsse zu schweigen. Als dieser nicht aufhörte, warnte de Ruiter ihn zu wiederholten Malen und forderte den Schiffer auf den Mann auszusetzen. Es war vergebens und de Ruiter sah sich zuletzt

genöthigt selber Hand ans Werk zu legen: er faßte den Sprecher mit seinen kräftigen Seemanns-Fäusten und setzte ihn über Bord. Es war unweit vom Lande, wohin der also Gestrafte dann hindurchwaten konnte.

Auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und Würde fand der Admiral sich am meisten bekümmert wegen der vielen Mühen, die ihm zur Last fielen; denn nicht blos waren die Gefahren seines Lebens und der ihm Anvertrauten oft dringend, sondern seine Sorge ward noch oft vermehrt durch die ihm ertheilten Befehle, die manchmal zu unbestimmt und zweifelhaft, manchmal wieder zu bestimmt lauteten, so daß er kaum einen Ausweg sah, wie er der Verantwortlichkeit entgehen konnte. In solchen Zeiten äußerte er sich wohl einmal gegen vertraute Freunde, daß der unabhängige Mann, der Niemandem Rechenschaft zu geben hat, als seinem eigenen Gewissen, viel freier und glücklicher sei, als er, und daß er sich besser befunden hätte in jenen Tagen, wo er noch auf der Seilerbahn ging und einen Stüber täglich verdiente, oder da er als Matrose oder Kauffahrteikapitän fuhr, als nun auf dem Gipfel seiner Ehren und Würden. Darum wolle er auch nicht wünschen, daß jemals eines seiner Kinder eine solche Stelle bekleiden möge.

Aber die Generalstaaten und alle seine Landsleute erkannten seine Thaten mit vollem Lobe an und nicht weniger erscholl sein Ruhm bei den anderen Völkern, die ihn einstimmig den ersten Seehelden und Admiral seines Zeitalters nannten. Als Beispiel mögen die Worte dienen, mit denen damals ein englischer Schriftsteller eine Geschichte seines Lebens beschloß: „Er war ein so ehrlicher Mann, ein so gottesfürchtiger Christ, ein so muthiger Soldat, ein so weiser, erfahrener und glücklicher Anführer, seinem Vaterlande so treu und von ganzem Herzen ergeben, daß er mit Recht verdiente als eine Zierde seines Jahrhunderts, als der Beherrscher des Meeres, als der Stolz und die Ehre seiner Heimath von den Nachkommen gepriesen zu werden.“

An Leibe war er von gewöhnlicher Größe, aber wohl gebaut, behend und stark und wie zur Arbeit geboren. Seine Stirn war breit, seine Gesichtsfarbe blühend und roth. Aus seinen durchdringenden Augen blickte die Klarheit seines Geistes, sie waren braun, eben so wie Haare und Bart, bevor das Alter diese bleichte. Er trug nach damals alter seemännischer Weise einen dichten aufwärts gestrichenen Knebelbart. Seine Haltung und sein äußeres Wesen war fest und sicher, zuweilen etwas streng, doch immer mit Freundlichkeit gepaart. Von Hause aus war er gesund, doch in seiner Jugend hatte er einstmals aus Versehen von einem giftigen Fische gegessen, wovon er zeitlebens ein leises Beben seiner Glieder behielt. In seinem Alter litt er manchmal an Steinschmerzen, die zu Zeiten sehr heftig wurden. Das Ungemach des Schiffslebens focht ihn bei seiner kräftigen Natur nur wenig an, und er lachte in seiner Jugend mit den anderen Matrosen, wenn ihre Kleider so durchnäßt waren, daß sie trockene anlegen mußten. Niemals in seinem ganzen Leben sah man ihn einem Glück oder Ungemach zu sehr nachhängen und dadurch von seiner Pflicht sich abwendig machen. In Speise und Trank war er mäßig, und Feind aller Trunkenheit, aber eben so wenig feinen Speisen geneigt. Am liebsten aß er gewöhnliche Schiffskost, so daß, als die spanischen Großen ihn fürstlich bewirthen wollten, sie ihm neben ihren köstlichen Gerichten auch Schiffskost vorsetzen mußten. Selbst am Lande aß er nicht gerne frisches Fleisch, es mußte immer salzig schmecken. Daher war er bei Mahlzeiten nicht unmäßig, aber immer heiter und guter Dinge und hatte seine Freude an scherzhaften Gesprächen, was seiner Würde keinen Eintrag that.

Er war wohl beredt, wußte seine Meinung scharf auszudenken und sie passend in Worte zu kleiden. Auch sah man niemals an ihm eine Verlegenheit, wenn er bei Höherstehenden, bei Prinzen, Fürsten oder Königen das Wort führen mußte. Er war mehrer Sprachen kundig, die er nicht in Schulen

und durch Unterricht, sondern durch seine Seefahrten und den alsdann sich ergebenden Verkehr mit Kaufleuten und Anderen durch Uebung gelernt hatte: es waren die spanische, die portugiesische, die französische und besonders die englische und die irische Sprache. Durchdringender Verstand, Reife des Urtheils, Stärke des Gedächtnisses waren seine hervorragendsten Eigenschaften, die selten sich so zusammen finden und ihm die erstaunende Schnelligkeit des Geistes gaben. Solchen Eigenschaften des Geistes stand sein Muth zur Seite und darum war sein Schiff und die Flotte, die er führte, eine rechte Schule des seemännischen und soldatischen Lebens, und Jeder, der in ihr verweilte, fand an ihm etwas zu lernen. Namentlich war es merkwürdig, daß diese geistigen Kräfte und die Spannung derselben bis in sein Alter sich ganz gleich blieben. Sein Gedächtniß war so stark, daß er von seiner Kindheit und seiner ersten Seefahrt an ganz genau sich dessen erinnerte, was ihm auf jeder einzelnen Reise begegnet war, die Namen aller Schiffe und der Mannschaft mit Vornamen und Hausnamen nennen konnte, auch die Zeit der Fahrten und die Witterung während derselben genau anzugeben wußte. Er war der Meinung, daß es ganz unmöglich sei, auch wenn Jemand die besten Kenntnisse in der Steuermannskunst erlernt hätte, ohne die Uebung der See ein guter Seemann zu werden, und daß selbst diejenigen, die auf der Seefahrtschule die glänzendste Prüfung beständen und auf alle Fragen wohl zu antworten wüßten, ohne Erfahrung dennoch des wesentlichsten Dinges ermangelten. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie er über diejenigen urtheilte, die von den Höfen oder aus dem Landheere genommen wurden, um auf der See ein bedeutendes Kommando zu erhalten. Dieses Urtheil mußte namentlich die Kriegsflotten anderer Nationen treffen, besonders auch die damalige englische, in welcher Hof-Cavaliere und solche Männer, die dem Könige Karl II. zur Wiedereinsetzung in das Königthum seines Vaters behülflich gewesen waren, die vornehmsten Stellen erhielten und sich dann manchmal ganz

unwissend und zum Spott ihrer Seeleute benahmen. Selbst den englischen Admiral Monk konnte man von diesem Urtheile nicht ausnehmen, obwohl er durch seine am Lande erprobten bedeutenden Feldherrntalente Manches ersetzte.

De Ruiter war dreimal verheirathet und hatte in Allem acht Kinder; aber von diesen überlebten ihn nur vier, drei Töchter und ein Sohn. Die eine Tochter Cornelia war verheirathet mit dem Seesoldaten-Kapitän Johann de Witte; die zweite Alida heirathete nach kurzer erster Ehe zum zweiten Male einen Prediger zu Vlissingen, Namens Thomas Pots; die dritte ebenfalls einen Prediger, mit Namen Bernard Somer zu Amsterdam. Sein Sohn war der schon mehrfach besprochene Engel de Ruiter, geboren 1649, der in die Fußtapfen seines Vaters trat und schon als Knabe die heftigen Seeschlachten seines Vaters gegen die Engländer mitmachte. Er wurde vom englischen Könige Karl II. in den Ritterstand erhoben und noch im Jünglingsalter erst Kapitän, dann Schulz bei Nacht unter der Admiralität von Holland und Westfriesland. Er starb als Viceadmiral schon im dreißigsten Jahre seines Alters und mit ihm erlosch die Linie der männlichen Nachkommen des Admirals.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Schicksale der niederländ. Flotte nach dem Tode des Admirals und ihre Heimkehr. De Ruiters Leichenbegängniß 1677.

Das Gerücht von dem Tode des Admirals durcheilte sofort die Insel Sicilien, entmuthigte die Spanier und kräftigte die Franzosen und ihre Freunde in Messina und den anderen Städten. Zwar war ja die niederländische Flotte auch in Verbindung mit der spanischen immer ungleich schwächer als die französische gewesen; aber de Ruiters Geist und Muth und Name ersetzte die fehlenden Schiffe und die Kanonen. Mit seinem Tode war Alles dahin und in der That schien nur er das Glück an die niederländischen Waffen gefesselt zu haben; denn bald folgte Schlag auf Schlag. Die Flotte blieb noch einige Tage in der Bucht von Siragossa und stellte dann ihren Kurs südlich um die Insel herum nach Palermo. Der Viceadmiral de Haan führte nun die Flagge als Admiral, der Kapitän Kallenburg als Viceadmiral und der Kapitän Middelland als Schulz bei Nacht. Am 15. Mai kam die Flotte in den Hafen von Palermo und sofort ward an ihrer Wiederherstellung gearbeitet; aber nicht minder eifrig waren auch die Franzosen. In den letzten Tagen des Maimonats stachen sie wieder mit acht und zwanzig Schiffen, neun Brandern und fünf und zwanzig Galeeren in See. Mit dieser Macht wagten sie eine That, deren sie sich bei Lebzeiten de

Ruiters wohl nimmer unterstanden hätten. Unter der Führung des Herzogs von Vivonne kamen sie am 1. Juni 1676 ins Gesicht von Palermo, mit der Absicht, die feindliche Flotte unter den Kanonen von Palermo im Hafen selber anzugreifen. Doch die Niederländer und Spanier begaben sich auf ihr Erblicken vor den Molo des Hafens, um sie zu erwarten.

Eine Weile sah man die Franzosen zur Besichtigung umherfahren, dann aber beschlossen sie fast unter den Kanonen von Palermo den Angriff, und der Marquis von Preuilly-Humières führte die Vorhut. Das Glück diente den Kühnen, wie so oft im menschlichen Leben; denn ein aufspringender nördlicher Wind kam den Franzosen zu Statten. Nach einer halben Stunde des Gefechts kappte der zuerst angegriffene spanische Admiral sein Kabeltau und ließ sich auf den Strand treiben. Darauf brachen die Franzosen mit ihren Brandern durch und aus Furcht vor denselben kappten auch die andern Spanier und Niederländer ihre Taue und trieben in Unordnung daher. Also erlangten die Brander freien Zugang, doch wurden zwei nutzlos angesteckt, erst der Dritte zündete am spanischen Admiralschiff Nostra Signora del Pillar, das bald hoch aufloderte. Mit ihm flog der Admiral Don Diego d'Ibarra in die Luft und zugleich Don Francisco Pereira, der nach der Ankunft jenes ihm den Oberbefehl hatte abtreten müssen. Unterdessen kamen auch die sechs übrigen Brander heran. Zwar zündeten sie von den niederländischen Schiffen nur das Schiff Steenbergen an; aber dieses trieb auf zwei andere zu, die es nicht abwehren konnten und gleiches Schicksal mit ihm theilten. Sie hießen die Freiheit und Leyden und führten das eine fünfzig und das andere sechs und dreißig Kanonen, Steenbergen dagegen acht und sechszig Kanonen und hatte dreihundert fünf und sechszig Mann Besatzung. Der Kapitän Middelland, der auf ihm als Schulz bei Nacht gebot, wollte sich durch einen Sprung aus seinem Kajütenfenster retten; aber er ertrank. Dem Viceadmiral de Haan wurde der Hinterkopf weggeschossen, so daß er sogleich starb.

Das Schiff Eendragt, auf welchem die Leiche des Admirals mitgeführt wurde, kam auch in große Gefahr verbrannt zu werden; aber es vertheidigte sich anderthalb Stunden lang im heftigsten Feuer der Kanonen und Musketen so gut, daß die Franzosen endlich abließen. Vier niederländische Schiffe waren gegen den Strand getrieben und auch ihnen wäre ein gleiches Schicksal des Verbrennens zu Theil geworden, wenn die Franzosen mehr Brander gehabt hätten. Dagegen litten die Spanier viel größeren Schaden. Außer dem Admiralschiffe wurden noch verbrannt: der heilige Antonius von Neapel mit zwei und fünfzig Kanonen, der St. Salvador aus Flandern mit vierzig Kanonen, der St. Philippus mit fünfzig Kanonen, außerdem zwei große Galeeren.

Mit solchem Siege zufrieden zogen die Franzosen wieder ab. Die Niederländer beklagten sich bitter, daß von den Kanonen der Forts von Palermo ihnen wenig oder gar keine Hülfe geworden war und daß die spanischen Galeeren unter nur halb so guter Führung wie die französischen viel mehr hätten ausrichten müssen. Aber ihr Unheil war damit noch nicht geendet; denn die rothe Ruhr brach unter der Mannschaft aus und täglich starben viele Matrosen dahin. In solcher Noth berief Kallenburg als Admiral den Kriegsrath und es ward beschlossen den Generalstaaten über den Landweg schleunige Kunde ihres Unheils zu schicken und, da man also geschwächt bei der geringen Unterstützung der immer schlecht verproviantirten spanischen Flotte doch nichts Erhebliches mehr ausrichten könne, um die Zurückberufung zu bitten. Inzwischen liefen verschiedene Schreiben der Generalstaaten an den Admiral de Ruiter gerichtet ein, noch ohne Kenntniß seines Todes geschrieben, in welchen sie sich eben so wie er bitter über die Spanier beklagten. Auf die Nachricht seines Todes und der Niederlage von Palermo schickten sie den Schulzen bei Nacht Almonde, damit er den Oberbefehl der Flotte übernehme und die Leiche des Admirals mit zweien Schiffen heimwärts sende. Almonde kam erst am 4. Sep-

tember 1676 nach Neapel, wohin auch Kallenburg sich mit den noch übrigen Schiffen verfügt hatte. Die Krankheit auf der Flotte hatte erst im August nachgelassen und die Mannschaft war sehr geschwächt, so daß Almonde Nichts mit ihr unternehmen konnte und deshalb der von den Niederlanden aus erwarteten Verstärkung entgegen segelte. Aber unterwegs erhielt er in dem Hafen von Kadiz am 10. November 1676 den Befehl zur völligen Heimkehr und setzte, ohne eins oder zwei Trauerschiffe mit der Leiche des Admirals abzusenden, selber mit der ganzen Flotte seine Reise nach der Heimath fort.

Im Anfang Juni 1676 war die Nachricht vom Tode des Admirals nach den Niederlanden gekommen und hatte dort allgemeine Bestürzung und Trauer erregt. Wie es zu geschehen pflegt, waren nun seine Thaten der letzten Jahre in Aller Munde und überall vernahm man die Klagen der Höchsten wie der Geringen über den Verlust des wackeren Helden. Sein Sohn, der Schulz bei Nacht Engel de Ruiter, der die smyrnaische Handelsflotte heimgeleitete, vernahm beim Cap Lizard am 5. Juni die Nachricht von der schweren Verwundung seines Vaters in der Nähe von Augusta; erst in Texel hörte er die volle Trauerkunde und eilte aufs schnellste heim nach Amsterdam zu seiner Mutter. Tag auf Tag bewiesen dieser die Deputationen der Generalstaaten und höchsten Landesbehörden, wie sehr ihnen um des Vaterlandeswillen der Verlust des Helden zu Herzen ginge. Es kamen Schreiben an die schwer geprüfte Frau nicht bloß von den verschiedenen Stände-Kollegien der Provinzen der Niederlande und von dem Prinzen Statthalter, sondern bald auch von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Deutschland damals ehrte als ein Licht der Fürsten in dunkler Zeit, und von dem Könige von Dänemark, Christian V. Der König Ludwig XIV. gebot auf die Nachricht, trotzdem daß er mit den Niederlanden in Feindschaft lebte, daß alle befestigten Häfen und Kriegsschiffe, an denen das Trauerschiff mit der Leiche des Admirals vorbeisegeln würde, dasselbe mit dem Losbrennen des Geschützes

begrüßen sollten. Auch selbst König Karl II. war für die erhabene Größe seines einstigen Feindes nicht unempfänglich, er beklagte den Tod desselben und äußerte sich nicht lange nachher gegen den Schulzen bei Nacht Engel de Ruiter, daß er nicht habe begreifen können, wie die Generalstaaten es über sich vermocht hätten, den alten Helden mit so geringer Macht nach Sicilien zu schicken.

Besonders aber war der König von Spanien durch den Tod des Admirals betrübt und ließ der Witwe durch seinen Gesandten im Haag, de Lira, sein tiefes Beileid bezeugen über den schweren Verlust, der auch die spanische Macht so empfindlich berührt hatte. Als einige Tage nachher der Prediger Somer, der Schwiegersohn des Admirals, zu de Lira trat, um im Namen seiner Schwiegermutter ihren Dank für seine Theilnahme zu bezeugen, erwiderte de Lira, daß er den alten Helden geehrt hätte wie seinen Vater und daß das ganze Wesen desselben in ihm immer den Gedanken erweckt hätte: ähnlich wie er müßten die Apostel Jesu Christi ausgesehen haben. Dann fuhr er fort, daß der König von Spanien nicht Willens sei, den Herzogstitel wieder einzuziehen, sondern daß dieser mit dem Einkommen von 2000 Dukaten jährlich auf seinen Sohn, den Ritter Engel de Ruiter, übergehen müsse. Dieser war bald nach seiner Rückkehr mit der Flotte nach der Ostsee geschickt, um den König von Dänemark und den Kurfürsten von Brandenburg gegen die Schweden zu unterstützen. Hier vernahm er die Gunstbezeugung des Königs von Spanien; doch er meinte, daß ein Herzogstitel der bürgerlichen Gleichheit mit seinen Landsleuten zu großen Eintrag thun würde, und bat sich deshalb einen geringeren Namen aus. Der König von Spanien bewilligte dies Gesuch und ernannte ihn zum Baron de Ruiter, mit der Bestimmung, daß der Titel auf die männliche und die weibliche Linie forterben solle. Als der junge Mann bald nachher unvermählt starb, ging die Dankbarkeit des Königs gegen die Familie des Helden noch weiter: er übertrug die Würde mit dem jährli-

chen Einkommen an den jüngsten Sohn der Schwester des Barons und des Kapitäns de Witte, Michiel Witte de Ruiter. Aber der Tod raffte diesen hinweg, ehe er noch die Nachricht von der Gunst des spanischen Königs vernommen; denn er ertrank als Lieutenant auf dem Schiffe seines Vaters mit demselben unweit Gothenburg.

Im Herbste des Jahres 1676 segelte Almonde mit den Ueberresten des Admirals dem Vaterlande zu und kam im December 1676 in die Nähe von Texel. Aber ein starker Frost hinderte ihn in den Hafen zu gelangen, er kehrte wieder um und suchte im englischen Hafen von Portsmouth Zuflucht. Hier lag er bis es anfing zu thauen, und segelte am 24. Januar 1677 wieder ab. Am 30. Januar lief er in den Hafen von Helvoetsluis, worauf zwei Tage hernach Engel de Ruiter und der Prediger Somer ankamen, um die Leiche ihres Vaters abzuholen. Der Sarg wurde in eine große, ganz mit Trauerkrepp überkleidete Jacht der Admiralität von Rotterdam gestellt. Unter dem Losbrennen der Geschütze von den Schiffen und Batterien segelte diese am folgenden Tage ab, während die nicht abgetakelten Schiffe die Trauerflaggen aufzogen. Es begann aufs neue stark zu frieren, so daß der Sarg wieder einige Tage in Rotterdam verweilen mußte. Inzwischen bat das Admiralitäts-Kollegium und der Rath dieser Stadt, daß man die Leiche ihnen belassen und ihr in ihrer Stadt ihre Ruhestätte anweisen möchte; aber die Stände von Holland hatten schon vorher beschlossen, dem Admiral zu Amsterdam, wo er Bürger gewesen war, in der neuen Kirche auf dem Chore eine Ruhestätte zu bereiten, hatten dort einige Grabstellen zusammengekauft und einen Keller ausmauern lassen: darum blieb es bei diesem Beschlusse.

Erst am 16. Februar langte die Leiche zu Amsterdam an und ward sofort in das Haus des Admirals an der Buitenkant gebracht. Die Zeit hatte die Trauer seiner Familie ein wenig gemildert; aber der Anblick der einst so geliebten Züge weckte den Schmerz mit neuer Heftigkeit, wie eine noch nicht

ganz geheilte Wunde plötzlich wieder aufbricht und dann kaum zu stillen ist. Nach der Ankunft der Leiche ließen die Generalstaaten bei der Witwe anfragen, wann das Begräbniß sein sollte. Als sie den 18. März bestimmte, waren jene damit wohl zufrieden, und man begann sogleich, die wegen der Leichenfeier nöthigen Ausschreiben zu erlassen; denn es war der Wunsch und Wille der Generalstaaten, wie des Statthalters, daß das Begräbniß des Helden mit allen ihm gebührenden Ehren geschehen solle.

Am Donnerstage, dem 18. März 1677, ward die Feier vollzogen. Voran gingen die vier Unterschultheißen (Onderschouten) der Stadt Amsterdam mit sämmtlicher Mannschaft der Reiter- und Polizeidienerwachen, um dem Zuge durch den Andrang der Menschen einen Weg zu bahnen. Ihnen folgte der Stadtmajor Witzen, dessen Pferd vor ihm geführt wurde, mit zwei Kompagnien Stadtsoldaten, welche Fahnen und Piken schleppen ließen und die Musketen unterm Arm, die Mündung der Erde zugesenkt, trugen. Am Halse und am Gewehre hatten sie Trauerflore, die Trommeln waren mit schwarzem Tuche gedämpft. Nach den Soldaten kamen zehn Leichenbitter als Führer des eigentlichen Trauerzuges. Zuerst schritten vier schwarzgekleidete Trompeter einher, deren Instrumente mit Flor umwunden und mit dem daran hangenden Wappen des Admirals geziert waren. Auf sie folgte die große Admiralsflagge von schwarzer Seide, auf welcher des Admirals Wappen eingewirkt war. Sie wurde getragen von dem Kapitän eines Branders. Nach ihr kam die Standarte, und dahinter die vier einzelnen Felder aus dem Wappenschilde des Admirals mit Herzogskronen geziert, ein jedes einzeln getragen. Ihnen folgte wieder der Kapitän eines Branders mit dem großen Wappenschilde selber. Dann die Sporen, darauf die eisernen Handschuhe, der Degen, der Helm, der Waffenrock, ein Jedes einzeln von einem Offizier getragen. Dann kam das Trauerpferd, mit schwarzem bis zur Erde herabhängendem Tuche bedeckt und mit vier Wappenschildern des

Admirals behangen, von zwei Lieutenants geführt. Hinter ihnen wallte wieder eine Standarte, dann ein geharnischter Mann mit dem Admiralsstabe in seiner Rechten. Darauf folgte der Sarg mit acht Wappenschildern behangen, von achtzehn Männern getragen, die von Zeit zu Zeit durch achtzehn andere abgelöst wurden. Außen und an den Griffen und Querstangen, auf denen die Bahre ruhte, gingen sechszehn Schiffskapitäne von der Kriegsflotte. Die Admirallieutenants van Nes und Bastiaanszoon und die Viceadmirale Evertsen und Vlugh als Stellvertreter der Admirallieutenants Bankert und Star hielten die vier Zipfel des Leichentuches. Unmittelbar hinter der Leiche folgte der Herr van Zuilichem als erster Rath des Statthalters Wilhelm von Oranien, der selber durch den Feldzug gegen die Franzosen von der Theilnahme an der Leichenfeier abgehalten war und deshalb diesen Vertreter gesandt hatte. Dann kamen die Bevollmächtigten der verschiedenen Admiralitäts-Kollegien. Nach ihnen folgte Baron Engel de Ruiter, der einzige Sohn des Verstorbenen, damals Schulz bei Nacht der Kriegsflotte von Holland und Westfriesland. Er war in einen langen Trauermantel gehüllt, der auf der Erde nachschleppte und von Zeit zu Zeit durch einen Diener aufgehoben wurde. Ein anderer Diener trug seinen Degen. Hinter ihm folgte sein kleiner Neffe, ein Sohn des Predigers Pots und Enkel des Verstorbenen, um seiner Jugend willen von einem Diener an der Hand geführt. Dann kamen die drei Schwiegersöhne, Kapitän de Witte und die beiden Prediger Pots und Somer. An diese schlossen sich zuerst ihre Söhne und nächsten Verwandten, dann die übrigen Verwandten und Freunde des Admirals. Unter ihnen waren der Graf Styrum und der Prediger Westhovius, die Professoren Wolzogen und Franzius, der spanische und der dänische Gesandte. Hinter diesen schritten einher die Deputirten der Hochmögenden Herren Generalstaaten der Niederlande, die Deputirten des Staatsrathes, die Deputirten der Edel-Großmögenden Herren Stände von Holland und Westfriesland, der

Schultheiß von Amsterdam, die Bürgermeister, die Schöffen und alle Beamte des Stadtraths von Amsterdam, ferner sämmtliche reformirte Geistliche, so wie die der deutschen, der englischen und der wallonischen Gemeinde, dann auch die Alterleute der Gemeinden und die Diakonen. Ferner kamen die Direktoren der westindischen Kompagnie mit ihrem Sachwalter, die Professoren und Rektoren der Stadt, sämmtliche Beamte der Admiralität von Amsterdam, so wie die Seeoffiziere, desgleichen andere Männer von Rang und Stand, ferner dann die angesehensten Bürger und Kaufleute der Stadt Amsterdam, so wie die Konsuln fremder Völker und ihnen schlossen sich die Vorsteher der jüdischen Gemeinde an. Zuletzt folgten in unendlicher Reihe und ohne bestimmte Ordnung unabsehbare Menschenhaufen aller Art.

Langsam schritt der Zug vorwärts bis an die neue Kirche. Hier wurde die Leiche ins Chor gebracht, das rund umher mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und behangen war. Dort stellte man auch die vor dem Sarge her getragenen Gegenstände auf und senkte ihn dann in den Grabkeller am Ende des Chors. Während desselben gaben etliche hundert Stadtsoldaten, die auf dem Damm in der Nähe der Kirche aufgestellt waren, zu drei verschiedenen Malen nach einander eine Salve aus ihrem Gewehr, und dies Schießen ward durch eine Kriegsfregatte von vier und zwanzig Geschützen, die zu diesem Zwecke vor der Stadt auf den Strom hingelegt war, zu drei Malen mit allen Kanonen beantwortet. Zwischen dem Schießen bliesen die Trompeter in der Kirche einige Trauertöne. Alle Schiffe ließen die Flaggen zur Trauer vom halben Maste hangen. Nach Beendigung des Begräbnisses wurde das Wappen des Admirals hoch über dem Grabe, rund umher die vier Wappenschilder und darunter der Waffenrock befestigt. Der Helm erhielt seine Stelle über dem Wappenschilde, an jeder Seite desselben eine Standarte und in der Mitte die große Admiralsflagge.

Einige Jahre hernach ward auf Kosten des Staats dem

Admiral de Ruiter in der neuen Kirche am Ende des Chors über seinem Grabe ein marmornes Denkmal aufgerichtet, welches bis auf den heutigen Tag der Nachwelt den Ruhm des alten Helden verkündet. Es war von der geschickten Hand des Bildhauers Rombout Verhulst entworfen und nach der Genehmigung der Generalstaaten von demselben ausgehauen. Die Breite beträgt vierzig, die Höhe dreißig Fuß. In einiger Höhe von der Erde liegt der Admiral selber nach dem Leben in weißen Marmor ausgehauen, mit dem Befehlsstabe in der Rechten, die Linke aufs Herz gelegt und mit dem Haupte auf einem Geschütze ruhend. Am Haupte und zu den Füßen erhebt sich je ein blasender Triton, und neben ihnen zwei Säulen von schwarzem Marmor, welche den obern Theil des Denkmals tragen. Zwischen ihnen ist auf dem Hinterfelde, vor welchem der Admiral liegt, ein Seegefecht ausgehauen, das oben mit einer Stevenkrone geziert wird. Ueber dieser erhebt sich wieder links das Wappen der Provinz Holland, rechts dasjenige der Generalstaaten, und in ihrer Mitte die Göttin Fama, welche den Ruhm des Helden ausposaunt. Ueber ihr prangt das Wappen des Admirals, das durch den spanischen König mit einem rothen Löwen in der Mitte vermehrt war, mit der Herzogskrone bedeckt und mit Fahnen umgeben. An der rechten Seite unten neben der schwarzen marmornen Säule sieht man das Bild der Vorsicht mit einem Spiegel in der rechten und einer Schlange in der linken Hand, mit einem Hahn zu ihren Füßen. An der linken Seite dagegen steht eine Frau als das Bild der Kraft gemeißelt, mit einer Mauerkrone auf dem Haupte.

Unter dem Bilde des Admirals liest man in lateinischer Sprache mit goldenen Lettern folgende Inschrift:

„Dem höchsten Gotte sei dies Denkmal geweiht, und nach ihm dem ewigen Gedächtniß von Michiel de Ruiter, Admiral von Holland und Westfriesland, der von drei Königen Europas beschenkt war mit ritterlichen Ehren und einem Herzogthume im Königreiche Neapel, während er, nicht von

berühmten Vorfahren entsprossen, Alles Gott und seiner eigenen Tugend verdankte. Durch eine Erfahrung von acht und fünfzig Jahren war er in der Seefahrt einer der Kundigsten seines Zeitalters. Er hat in sieben Kriegen auf dem ganzen Ocean und im Mittelmeere ruhmwürdige Thaten verrichtet, Inseln und Forts im Norden und im Süden erobert, hat den Niederländern die lange Küste Afrikas am atlantischen Meere gewonnen, die Seeräuber bezwungen, dann aber als Oberanführer in vierzehn großen Seeschlachten unüberwindlich gefochten und das vor allen anderen denkwürdige Seetreffen von vier Tagen gewonnen. An Macht geringer, an Tapferkeit gleich, an umsichtiger Leitung und an Glück den Feinden überlegen, hat er viermal die übergroße Macht der vereinigten feindlichen Flotten von der Republik abgewehrt. Als er endlich das Vaterland aus der äußersten Gefahr errettet hatte, ist er in der zweiten Schlacht bei der Insel Sicilien verwundet, dann im Hafen von Siragossa männlich gestorben am 29. April 1676. Er war geboren zu Vlissingen am 24. März 1607 und hat also gelebt 69 Jahre 1 Monat und 5 Tage. — Die Staaten der vereinigten Niederlande haben diesem ihrem höchst verdienten Seeanführer dieses Denkmal errichten lassen. Er war

der Schrecken des großen Oceans.

Im Jahre 1841 ist ihm auch an seinem Geburtsorte, zu Vlissingen, ein Standbild errichtet.

Der Regierung seines Vaterlandes geziemte es, den Retter und Beschützer desselben auf diese Weise zu rühmen und zu ehren, die Prediger und Dichter seiner Zeit wetteiferten in Reden und Liedern zu seinem Preise: sie alle sind verklungen; aber auch ohne jenes Denkmal von Stein und ohne jene Reden und Lieder dauert de Ruiters Andenken fort und fort im Munde seines Volkes und ein Geschlecht hinterläßt es dem andern als ein unvergängliches Erbtheil. Nicht blos der Schrecken, den er den Feinden gegenüber um sich breitete,

sichert ihm die dankbare Erinnerung seines Volkes, nicht blos der Held de Ruiter ist es, den wir achten und bewundern; sondern in gleichem und höherem Maße der Mensch, der Christ, der Bürger. Vor de Ruiter und nach ihm hat es Menschen gegeben, die viel zerstörender gewirkt haben als er: man wird ihre Namen nennen, ihren Muth bewundern; aber bei sehr wenigen wird man den sittlichen Charakter ehren und zu ihnen warm sich hingezogen fühlen. De Ruiter aber vereint mit dem Muthe und der Umsicht des Helden zugleich die fromme Milde eines von der christlichen Religion ohne Heuchelei wahrhaft durchdrungenen Mannes, wie die tiefernste Sittlichkeit und die stille Bescheidenheit des friedlichen Bürgers.

Berichtigungen:

Seite	2	Zeile	3	lies Adriaan Michiels statt Michiel Adriaans.
"	2	"	4	desgleichen.
"	2	"	6	desgleichen.
"	50	"	2	von oben lies Kommissär statt Kommissionär.
"	69	"	7	von oben lies Friedrich III. statt Friedrich I.
"	71	"	16	von unten desgleichen.
"	79	"	14	von oben lies Land statt Bord.
"	109	"	12	von oben lies am statt im.
"	214	"	6	von oben lies einem statt einer.
"	230	"	11	von oben lies 4. August statt 20. August.
"	240	"	9	von oben lies: wie sie der Prinz damals auch mehren Andern zukommen ließ.
"	268	"	13	von oben lies schien statt wie.
"	278	"	3	von oben lies des statt den.
"	283	"	1	von unten lies Middelburg statt Middelberg
"	304	"	4	von unten lies lufwärts statt aufwärts.

Leben und Thaten

des

Admirals de Ruiter.

Erzählt

von

Dr. O. Klopp.

Hannover.

Verlag von Carl Rümpler.

1852.